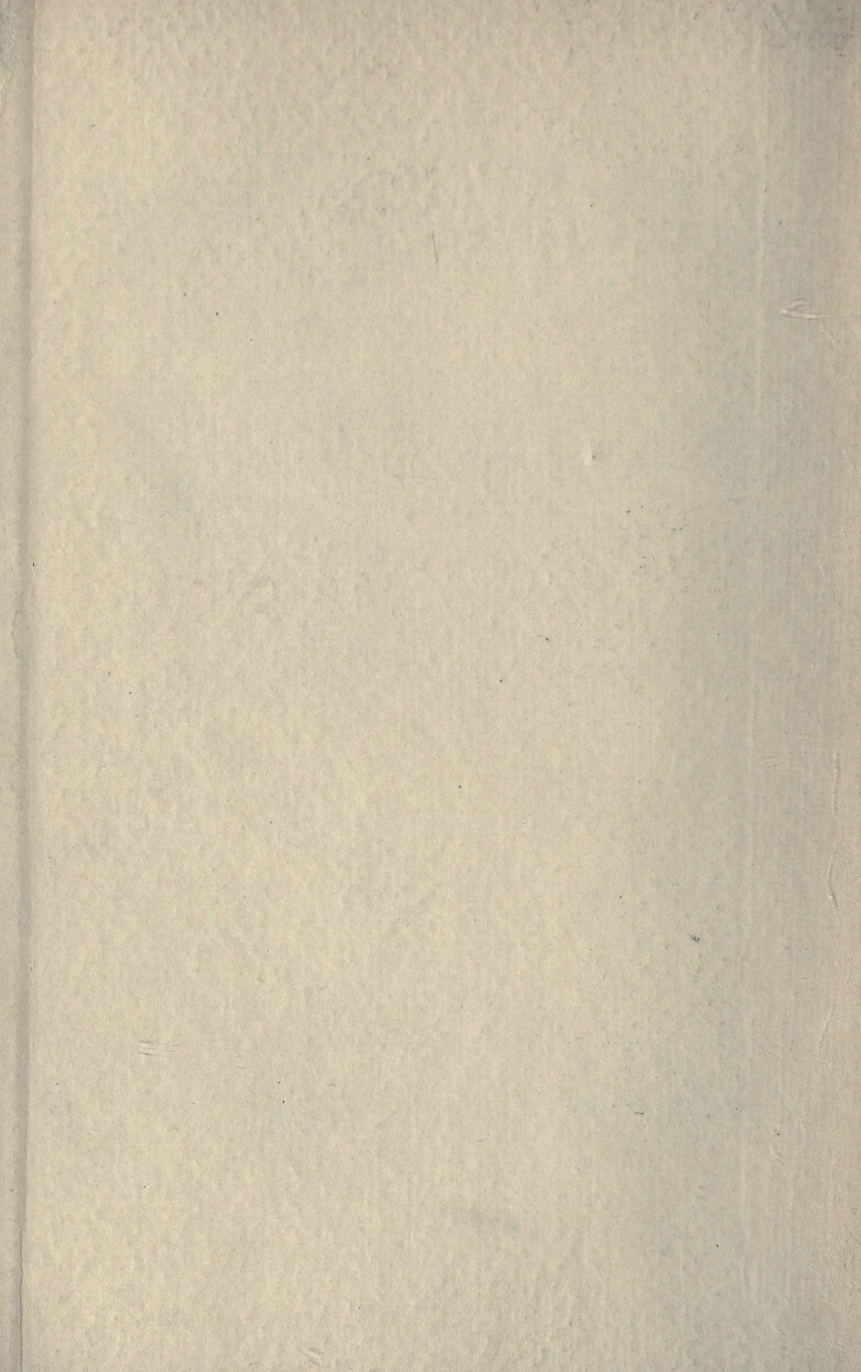
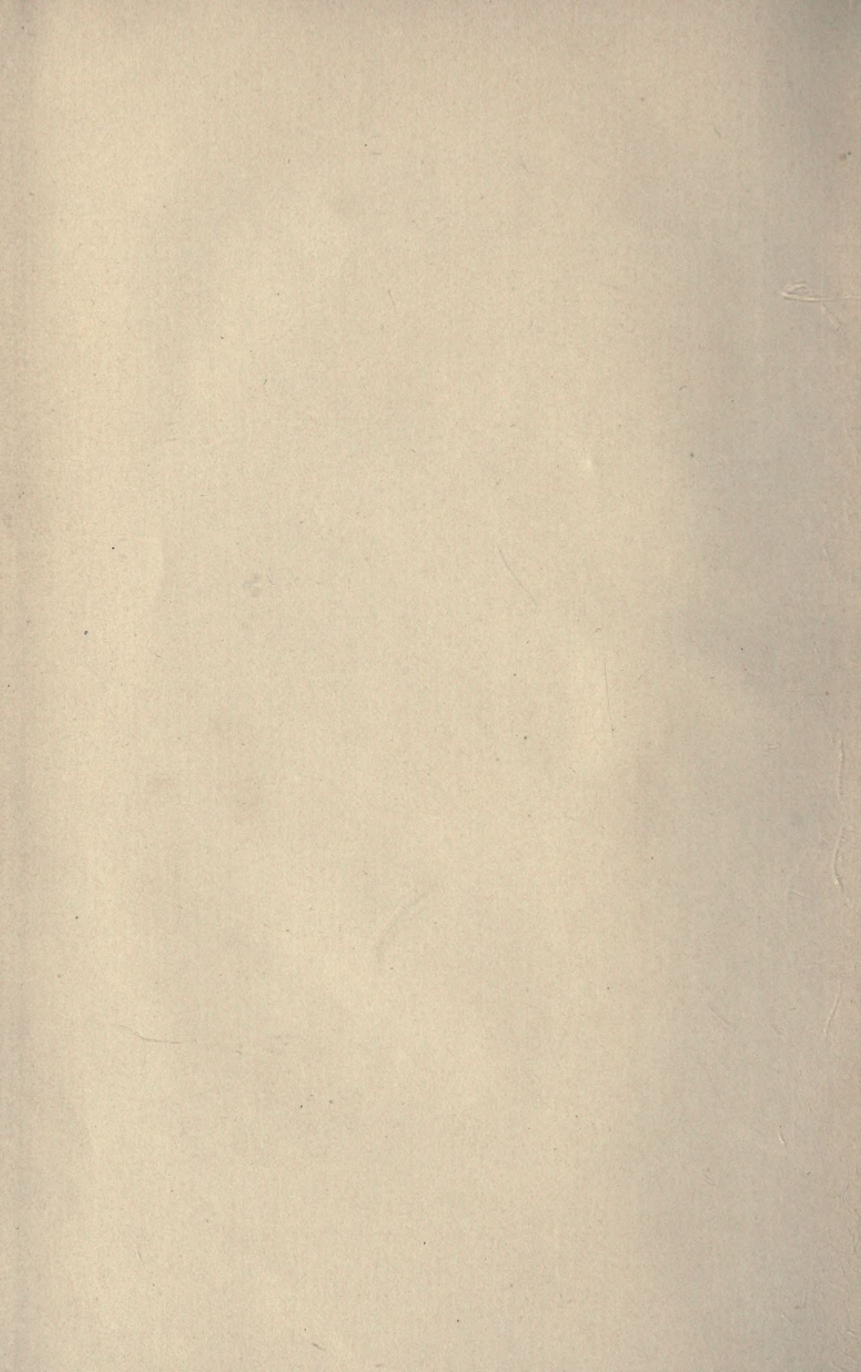
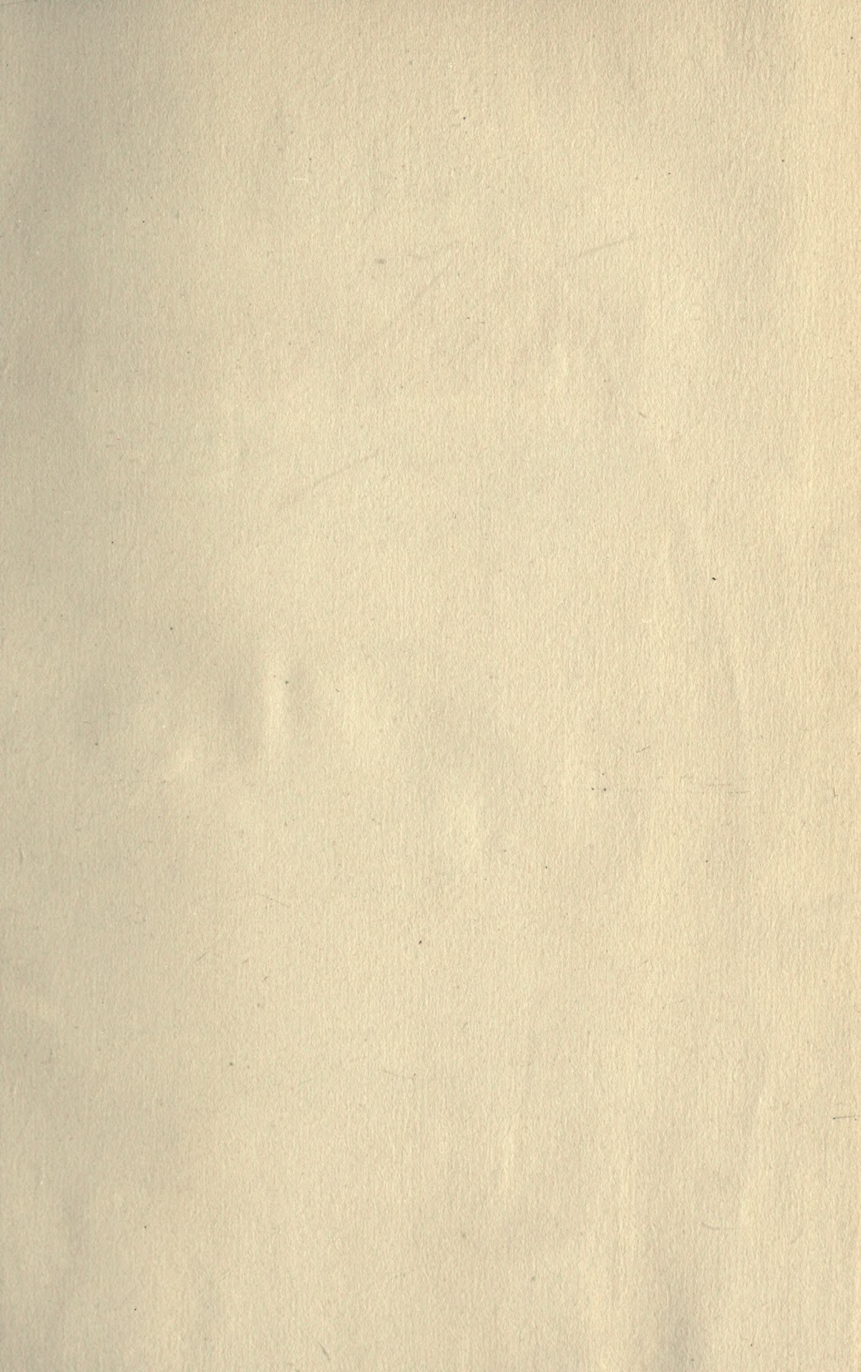
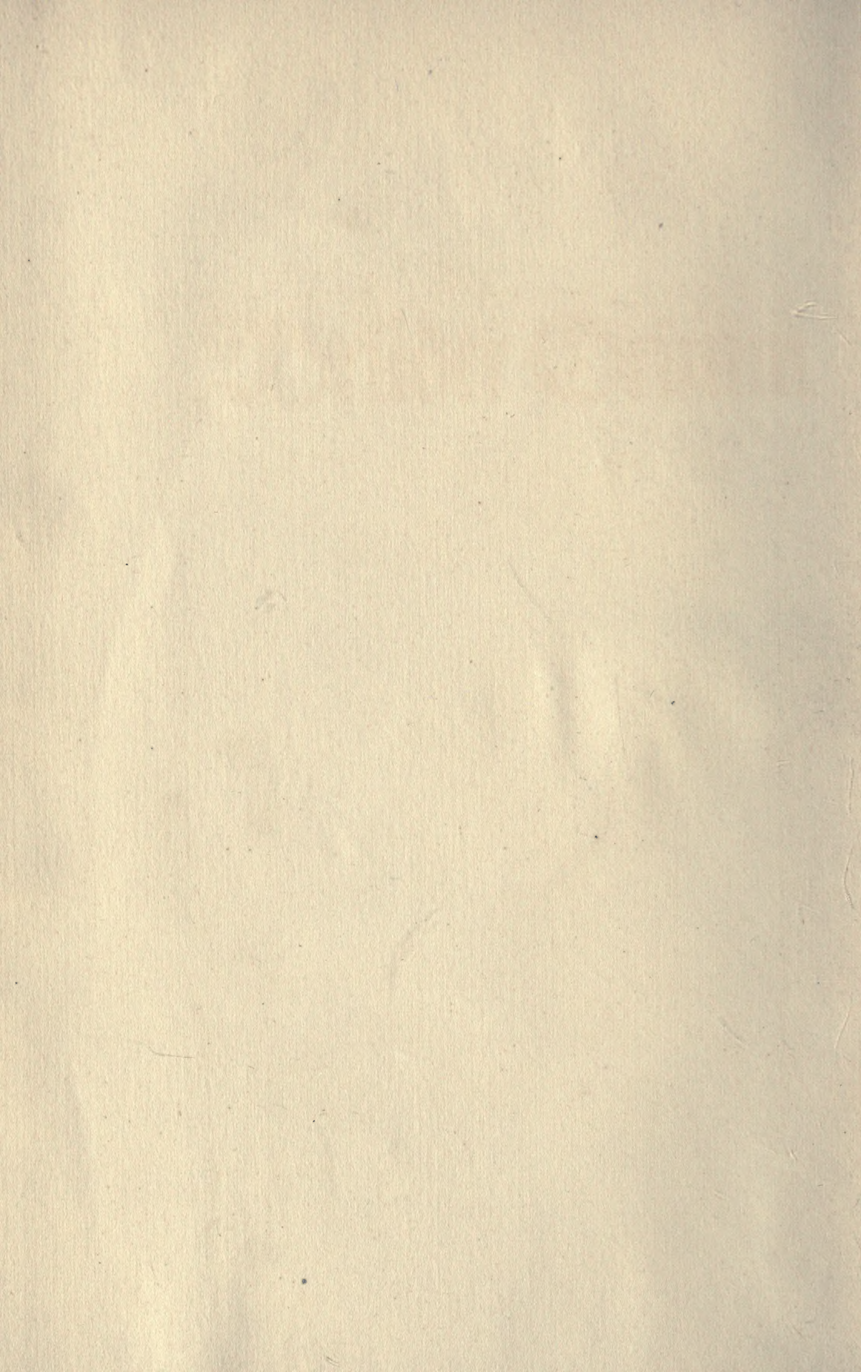

Jacob Grimm
Kleinere Schriften













Die Schriften der Brüder Grimm

in einer Auswahl für das deutsche Volk



Berlin 1911

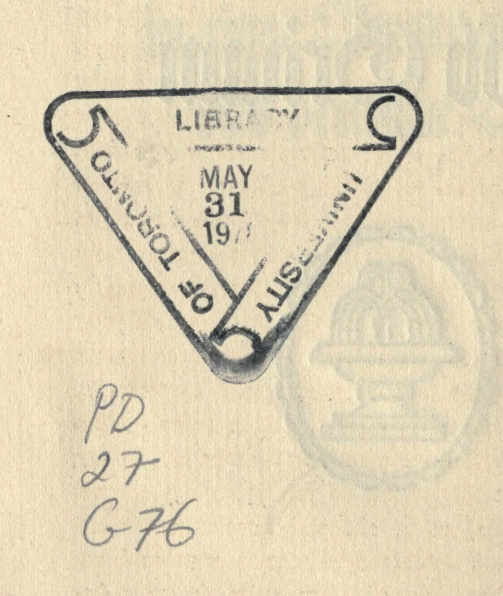
Aus den Kleineren Schriften

von

Jacob Grimm



Bei Meyer & Jessen



Zur Einführung

Wie sich in einem wohlbestellten Haushalt irgendwo ein vornehmes, zugleich mildes und kräftiges Getränk birgt, das, in guter oder böser Stunde hervorgeholt, mit sanfter Gewalt auf Gaumen und Gemüt fällt, so gibt es in besseren Familien — oder sollte es doch geben — schmackhafte, geistreiche Bücher, die man in widerwärtigen Umständen oder bei einer schwebenden Freude vom Brett herunterlangt, um sie, wo nicht ganz, so doch in schicklicher Auswahl und mit desto andächtigerer Hingabe zu genießen. Als der Glaube noch blühte, entsprach die Heilige Schrift, in welcher so viele Stimmen ertönen, als es Stimmungen in der menschlichen Seele gibt, solchen edlen Zwecken vollkommen. Einer freieren, gegenständlicheren Anschauung, der es lästig fällt, alle Dinge Himmels und der Erden einseitig in Gott gefärbt zu betrachten, entfremdet sich die Bibel, als Erbauungsbuch genommen, mehr und mehr. Die Propheten sind unseren großen Dichtern und Denkern gewichen, und jeder ist uns ein Heiland, der die Begabung in sich hegt, uns zu belehren, zu erheben, zu begeistern. Wir fühlen daher das Bedürfnis nach anders beschaffenen Hausbüchern, unbeschadet und trotz der noch teilweisen Geltung der Heiligen Schriften Alten und Neuen Testaments. Freilich sind die Werke, die den Ehrenplatz in der Familie verdienen, dünn genug gesät, und zumal

unsere deutsche Literatur ist im Vergleiche mit der englischen und französischen arm an dergleichen Kernbüchern. Bringen wir unsere Klassiker in Abzug, die von Rechts wegen im Vordergrund prangen, weil sie uns nach einem Zustande geistiger Dumpfheit die Zunge gelöst, die Empfindung und den Gedanken entfesselt haben, so ist es im übrigen nicht zum besten bestellt mit unserer Hausliteratur. Allerdings hat ein gütiges Geschick uns einen Dichter beschert wie Schiller, durch dessen unvergleichliche, keiner anderen Nation zustehende Werke der Geringste in unserem Volke an den höchsten Dingen teilnimmt, welche Herz und Kopf der Menschen bewegen: Schiller allein ist eine ganze Hausbibliothek; wer vermöchte aber auf der Höhe des Dichters standzuhalten und fühlte nicht auch den Wunsch, einige Staffeln abwärts zu steigen? Für solche geistige Mittelregion ist literarisch nur übel gesorgt. Zwar bringen manche Jahrgänge Lieblingsbücher mit sich, an die sich jedermann herandrängt und die man gelesen haben muß, will man anders nicht als Ungebildeter erscheinen. Doch von solchen Erzeugnissen, welche die nächste Zeitwelle hinwegspült, um ähnliche wiederzubringen, soll in diesem Zusammenhange nicht die Rede sein. Den Modeschriften gegenüber gibt es Bücher, die eine Zeitlang fast niemand liest und die doch jeder sollte gelesen haben. In ihnen liegen die Bedingungen zu dem, was wir Hausbücher nennen, Bücher, in welchen eine bedeutende Ansicht von einer tüchtigen, liebens-

werten Persönlichkeit vorgetragen wird, die, indem sie bloß zu lehren, zu unterhalten scheint, uns zur Verehrung ihres Charakters zwingt. Kein Buch ist bedeutend, das bloß Unterhaltung oder Belehrung gewährt; soll es wirklich bedeutend sein, so muß hinter den Buchstaben ein Mann aufsteigen, der uns die Hand reicht und dessen Führung wir uns völlig anvertrauen. Das beste an einem guten Buche ist immer der Verfasser.

Um aus den bloßen Allgemeinheiten herauszutreten, will ich dem Leser gleich ein solches Buch, das ein Hausbuch im edelsten Sinne ist, aufschlagen. So weit ist die Bildung bei uns wohl gediehen, daß die dargereichten Blätter mit Vertrauen begrüßt werden, wenn man sagt, sie sind von Jacob Grimm. Einem guten Deutschen, die Frauen mit eingeschlossen, die ja seine und seines Bruders Märchensammlung kennen, kann der Name dieses Mannes nicht über die Lippen schweben, ohne daß es ihnen warm und sonnig im Gemüte wird. Man weiß, er ist ein großer Gelehrter gewesen, aber es hat viele ebenso große Gelehrte gegeben, ohne daß sie eine so hervorragende Bedeutung wie Jacob Grimm gewonnen hätten. Er ist der Gründer der germanistischen Wissenschaft, die vor ihm ohne festen Boden war; er ist in gewissem Sinne auch der Vollender dieser Wissenschaft, weil er einige Ziele erreicht und die Erreichbarkeit anderer Ziele gezeigt hat. Mit scharfer Axt ist er durch den Urwald des deutschen Altertums gebrochen, und wo mit rücksichtslos vordringender

Tatkraft nichts zu erreichen war, da stand er, die Zweige vorsichtig auseinanderbiegend, still, um die verschämtesten Geheimnisse des Volksgeistes zu erlauschen. Nie waren in einem und demselben Menschen rastlose Energie des Forschens und den Atem anhaltende, sinnige Betrachtung so eng verschwistert, wie bei ihm. Die germanische Philologie aus dem Rohen herausarbeitend, führte er sie, indem er das Wort mit der bezeichneten Sache verband und die Sache am Worte erörterte, bis auf den Punkt, wo sie zur Wissenschaft vom deutschen Volke ward. Als er seinen an eindringenden Vorstudien geschärften Blick auf die deutsche Sprache warf, ordnete sich das durch die Jahrhunderte hintönende Gewirre wie durch einen Zauberschlag zur Harmonie, und in ebenmäßigem Rhythmus, bewegt von einem einfachen Gesetz, stieg unsere heimatliche Sprache aus fernem Altertum herauf bis in unsere Tage. Die breite Gleichgültigkeit in Raum und Zeit ward zur Entwicklung, zur Geschichte. Mit genialem Instinkt — oder soll man es den Scharfsinn der Liebe nennen? — drang Jacob Grimm in seine Muttersprache ein; jedes Wort ward ihm zum lebendigen Wesen, und er besprach und unterhielt sich damit, wie mit einem Menschen, ja die einzelnen Buchstaben verwandelten sich in interessante Personen, die von merkwürdigen Schicksalen zu erzählen hatten. Kein Gelehrter ist je dem Genius der deutschen Sprache so nahe gestanden wie Grimm; er besaß, mochten seine Wortanklänge

noch so fehlgehen, ein Wort- und Wurzelgefühl ohnegleichen, gerade als ob er in dem Rat der Geister gesessen hätte, die unsere Sprache erfunden haben. Sinnlich und geistig empfand er die Worte, wenn er sie auch nicht mehr verstand. Stets aber ist er durch die Schale des Wortes zum Kern, zur Sache durchgebrochen, von der Bezeichnung zum Bezeichneten, und so hat der Schöpfer der historischen deutschen Grammatik, worin, nach Heinrich Heines Ausspruch, sämtliche germanische Mundarten wie in einem hochgewölbten Dome erklingen, auch eine deutsche Mythologie wie aus dem Nichts hervorgezaubert, die Rechtsverfassung unserer Altvordern klargelegt und unzählige Beiträge zur Sittengeschichte unseres Volkes geliefert. An poetischer Empfänglichkeit hat ihn kein Mitstrebender übertroffen. Mit seinem feinen Spürsinn, mit seinem Verständnis für alles Ursprüngliche, Ungemachte, ist er tiefer als irgendeiner seiner Vorgänger in das Wesen der Volksdichtung eingedrungen, die ihm eigentlich die einzige echte Poesie einschloß. Ist er doch selbst halb Dichter und ganz Volk gewesen.

Auf die sprachliche Darstellung Jacob Grimms konnten seine Studien nicht ohne Einfluß sein, zumal er sie mit vollem Herzensanteil betrieb. Keiner vor ihm hat so tief wie er in den deutschen Sprachschatz hinabgegriffen, hat so viele deutsche Wörter durch die Finger laufen lassen. Auf das Lautwesen der deutschen Sprache hat er sinnig hingehorcht, und die schöne Vokalmusik ihrer Umlaute klang ihm unverlier-

bar im Ohre nach; wie die deutsche Sprache denkt, wie sie ihre Formen bildet, ihre Worte zu Sätzen reiht, das hat er aufs feinste nachgedacht und noch feiner nachempfunden. Der schöpferische Geist, aus welchem die deutsche Sprache hervorgebrochen, war ihm unmittelbar nahe. Auf seine eigene sprachliche Darstellung wirkten alle diese Elemente lebendig ein, die sinnliche Kraft der Bezeichnung nicht weniger als der über ihr schwebende geistige Hauch. Er zog, wenn er sprach oder schrieb, die starke Form der schwachen vor, das sinnlich bezeichnende Wort dem abstrakten, und wenn er einen Begriff nicht mehr mit dem Verstande zu erhaschen vermag, fängt er ihn in einem Bild oder Gleichnis ein. Bei keinem anderen deutschen Schriftsteller wuchert der bildliche Ausdruck so stark wie bei Jacob Grimm: man glaubt oft durch ein Blumenfeld zu waten; und was diese Bildlichkeit noch steigert, ist das Bestreben Grimms, bei dem einzelnen Worte dessen sinnliche Bedeutung durchblicken oder doch durchfühlen zu lassen. Vor den Regeln des reinen Geschmacks besteht solche Schreibweise freilich nicht; wer aber wollte sich diese Bilder und Gleichnisse rauben lassen, die sich in ihrer Herzlichkeit und ihrem kindlichen Wesen so warm ans Gemüt schmiegen? . . . Von der Freiheit der Wortfolge — diesem Segen und Unsegen unserer Sprache — macht Grimm den vollsten Gebrauch. Hier sieht man in den Mechanismus seines Denkens hinein, weil die Wortfolge den Gedankenablauf in der Zeit

und damit die Abstufung der Vorstellungswerte anschaulich macht. Ein Schriftsteller, in welchem das Eigenwesen der Persönlichkeit so stark durchschlägt, will mit Hingebung und Liebe gelesen sein; wer dies aber tut, den lohnt hundertfältiger Genuß. Jacob Grimm ist nicht in dem Sinne wie Lessing oder Goethe ein mustergültiger Schriftsteller; aber das schöne germanische Vorrecht, das zu sein und zu scheinen, was man ist, nimmt er auch in der schriftlichen Darstellung für sich in Anspruch, und wer dürfte sich nackt zeigen, wenn nicht dieser herrliche Mann, in welchem die edelsten Säfte unserer Nation pulsierten? Jacob Grimm wühlte den heimatlichen Sprachgeist in seinen Tiefen auf, und in seinen Schriften hört man alle Brunnen der deutschen Sprache rauschen.

Ich wollte vor dem Leser ein Buch aufschlagen, nun ist aber der Autor davorgetreten und hat es mit seiner Gestalt verdeckt. Das Buch ist eine Auswahl aus den kleineren Schriften von Jacob Grimm; wir öffnen es, und wir finden sofort den Mann wieder, den wir soeben verlassen. Er hat seinen gelehrten Apparat beiseite geschoben und tritt uns, in der Form freier und edelster Darstellung, nun mit Resultaten seiner Studien entgegen. Der Stoff ist mannigfaltig genug: eine Selbstbiographie; über seine Entlassung in Göttingen; Reiseeindrücke aus dem Süden und dem Norden; Denkreden auf Lachmann, auf Schiller; Abhandlungen über Schule, Universität und Akademie, über den Ursprung der Sprache, über das

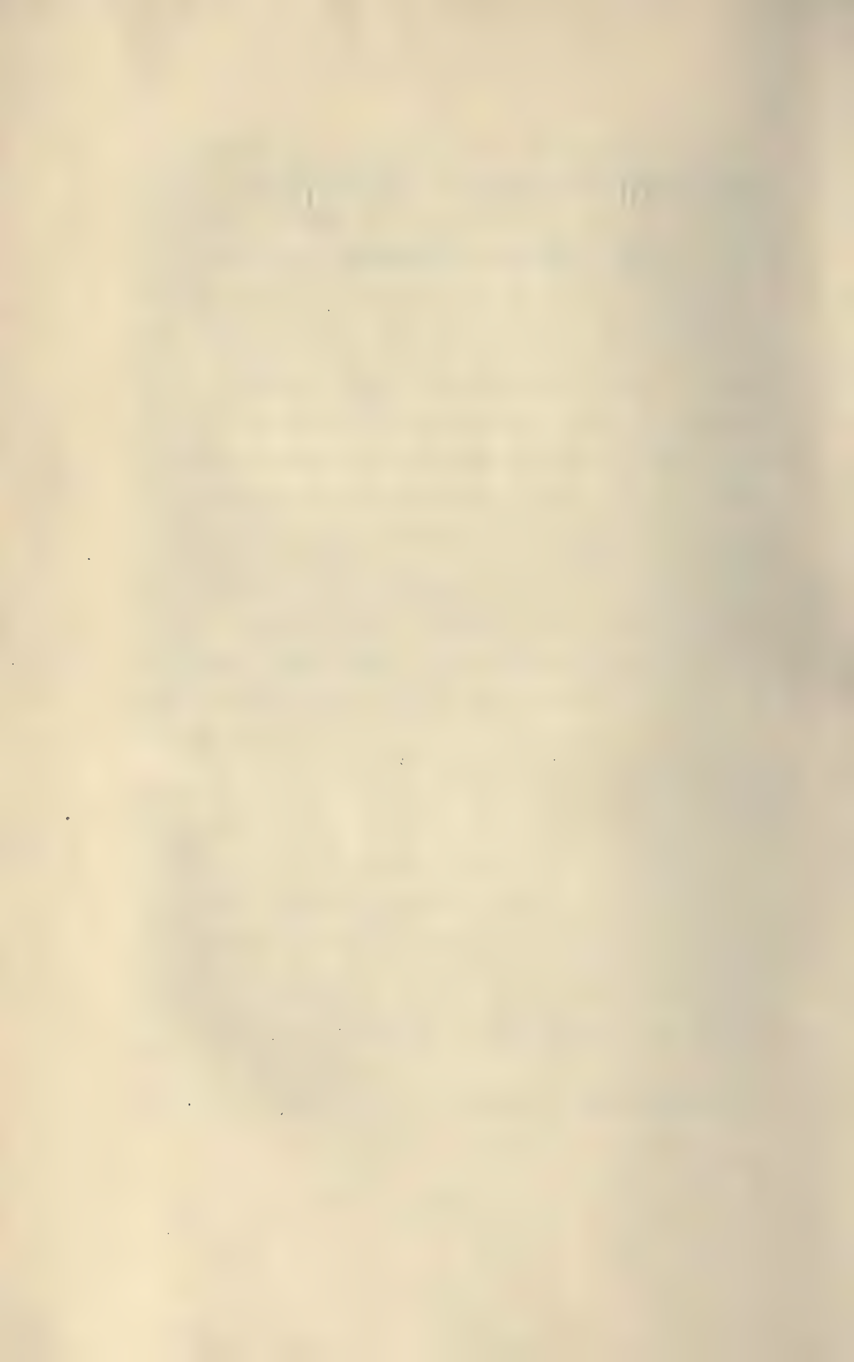
Pedantische in der deutschen Sprache. So viele Stücke, so viele Perlen. Wer immer mit reinem Sinn und aufgeschlossener Empfänglichkeit an die Lektüre des Buches herantritt, den wird es anziehen und festhalten; und hat er es gelesen, so wird die Sehnsucht in ihm bleiben, zu dem Buche zurückzukehren und es wieder und wieder zu lesen. Dem Genius Jacob Grimm wohnt ein unwiderstehlicher Zauber inne; seine Nähe übt einen sanften Zwang, und wir glauben besser zu sein, solange wir unter seiner Wirkung stehen. In diesem starken Manne lebt die Seele eines Kindes, in diesem großen Gelehrten sind Adern der köstlichsten Naivität. In seinem Charakter finden wir Lauterkeit, Wahrhaftigkeit, Treue, in seinen politischen und religiösen Anschauungen den reinsten Freisinn. Wer einen solchen Mann lieben und verehren gelernt, hat sich für sein ganzes Leben einen Schatz erworben.

Und wieder, indem ich von einem Buch sprechen wollte, rede ich von einem Menschen. Das aber ist ja gerade das Zeugnis für ein gutes Buch, daß es uns auf den Menschen zurückführt. Eine Schrift, die jeder könnte geschrieben haben, ist keine. Und nun, indem ich das Ende mit dem Anfang verschlinge, nenne ich das Buch von Jacob Grimm ein echtes Hausbuch. Schlagt es nur auf in euren Familien, und gute Geister werden seinen Blättern entsteigen.

24. Mai 1874

Ludwig Speidel

Aus den Kleineren Schriften von Jacob Grimm



Selbstbiographie

Juli 1830

Justi, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstlergeschichte. Marburg 1831.

Ich bin der zweite Sohn meiner Eltern und zu Hanau 4. Januar 1785 geboren. Mein Vater wurde, als ich ungefähr sechs Jahre alt war, zum Amtmann nach Steinau an der Straße, seinem Geburtsort, ernannt, und in dieser wiesenreichen, mit schönen Bergen umkränzten Gegend stehn die lebhaftesten Erinnerungen meiner Kindheit. Aber allzufrüh schon, den 10. Januar 1796, starb der Vater, und ich sehe den schwarzen Sarg, die Träger mit gelben Zitronen und Rosmarin in der Hand, seitwärts aus dem Fenster, noch im Geist vorüberziehn. Ich weiß mir ihn überhaupt sehr genau vorzustellen, er war ein höchst arbeitsamer, ordentlicher, liebevoller Mann; seine Stube, sein Schreibtisch und vor allem seine Schränke mit ihren sauber gehaltnen Büchern, bis auf die rot und grünen Titel vieler einzelnen darunter sind mir leibhaft vor Augen. Wir Geschwister wurden alle, ohne daß viel davon die Rede war, aber durch Tat und Beispiel streng reformiert erzogen, Lutheraner, die in dem kleinen Landstädtchen mitten unter uns, obgleich in geringerer Zahl, wohnten, pflegte ich wie fremde Menschen, mit denen ich nicht

recht vertraut umgehn dürfte, anzusehn, und von Katholiken, die aus dem eine Stunde weit entlegnen Salmünster oft durchreisten, gemeinlich aber schon an ihrer bunteren Tracht zu erkennen waren, machte ich wohl mir scheue, seltsame Begriffe. Und noch jetzt ist es mir, als wenn ich nur in einer ganz einfachen, nach reformierter Weise eingerichteten Kirche recht von Grund andächtig sein könnte; so fest hängt sich aller Glaube an die ersten Eindrücke der Kindheit, die Phantasie weiß aber auch leere und schmucklose Räume auszustatten und zu beleben, und größere Andacht ist nie in mir entzündet gewesen, als wie ich an meinem Konfirmationstage nach zuerst empfangnem Heiligen Abendmahl auch meine Mutter um den Altar der Kirche gehn sah, in welcher einst mein Großvater auf der Kanzel gestanden hatte. Liebe zum Vaterland war uns, ich weiß nicht wie, tief eingeprägt, denn gesprochen wurde eben auch nicht davon; aber es war bei den Eltern nie etwas vor, aus dem eine andere Gesinnung hervorgeleuchtet hätte; wir hielten unsern Fürsten für den besten, den es geben könnte, unser Land für das gesegnetste unter allen; es fällt mir ein, daß mein vierter Bruder, der von uns hernach am frühsten und längsten im Ausland leben mußte, als Kind auf der hessischen Landkarte alle Städte größer und alle Flüsse dicker malte. Mit einer Art von Geringschätzung sahn wir z. B. auf Darmstädter herab. Wir wurden bei einem Stadtpräzeptor Zinkhahn unterrichtet, von dem wenig zu

lernen war, außer Fleiß und strenge Aufmerksamkeit, aber aus dessen charakteristischem Benehmen uns eine Menge ergötzlicher Späße, Redensarten und Manieren zurückgeblieben ist. Den Zeiger auf dem weißen Zifferblatt der nämlichen Wanduhr, die schon damals in der elterlichen Stube stand und noch jetzt in meiner Wohnung geht, sehe ich mir manchmal darauf an, ob er mir die Ankunft oder das ersehnte Weggehn des Schulmeisters in dem himmelblauen Rock mit schwarzer Hose und Weste ankündigte. Bald wurde es notwendig, auf unsere gründlichere Unterweisung Bedacht zu nehmen. Das Vermögen der Mutter war schmal, und sie hätte uns sechs Kinder schwer auferziehn können, wenn nicht eine ihrer Schwestern, Henriette Philippine Zimmer, die bei der höchstseligen Kurfürstin oder damaligen Landgräfin von Hessen erste Kammerfrau und von der reinsten, aufopfernden Liebe zu uns beseelt war, sie treulich unterstützt hätte. Diese ließ mich und meinen Bruder Wilhelm also im Jahre 1798 nach Kassel kommen und in Kost geben, damit wir uns auf dem dortigen Lyzeum ausbilden sollten. Ich konnte erst in Unterquarta gesetzt werden, so sehr war ich noch zurück, aber nicht durch meine Schuld, sondern durch bloßen Mangel an Unterricht, denn ich hatte von Jugend auf eine ungeduldige, anhaltende Lernbegierde. Jetzt rückte ich schnell durch alle Klassen hinauf und war wohl fast immer ein Primus; die Samstagsmorgen, an denen durch ein Exerzitium zertiert wurde, waren wichtige,

heiße Tage. Überdenke ich meine Kasseler Schuljahre von 1798 bis 1802, so erkenne ich zwar dankbar, wie mancherlei ich in dieser Zeit gelernt habe, aber es kommt mir doch vor, als wenn das damalige Lyzeum bei weitem nicht unter die vollkommensten Anstalten seiner Art gerechnet werden durfte. Der Vorsteher des Ganzen war Professor Richter, ein gründlicher Philolog, ich glaube in Ernestis Schule gebildet, und er wußte auch durch seinen herzlichen Unterricht alle Schüler zu gewinnen; aber die Last eines hohen Alters hatte ihn zu meiner Zeit bereits allzusehr geschwächt. Der Konrektor Hosbach war ein hypochondrischer Mann, voll Laune, ungleich, und man sah ihm an, daß ihm das Lehren keine Freude machte. Der vierte Lehrer, Kollaborator Robert, hatte sich durch seine ungeschickte Methode traditionsmäßig um die Achtung der Schüler gebracht, seine Stunden vergingen in Unordnung, ohne rechte Frucht. Bei dem damaligen dritten Lehrer, dem noch jetzt als Professor und Rektor an derselben Schule stehenden Kollaborator Cäsar, ging es zwar ordentlicher, und es wurde gelernt, aber hingezogen fühlte ich mich doch nie zu seinem Unterricht (wie zu dem des seligen Richter), welches vielleicht mit davon herrührte, daß er mich nach alter Sitte Er anredete, während alle meine Schulkameraden aus der Stadt ein Sie bekamen, vermutlich weil ich vom Land her in die Stadtschule aufgenommen worden war. Solche Ungleichheit, die auch seitdem gewiß lange abgestellt

worden ist, sollte sich ein Lehrer nie erlauben, weil sie von allen Schülern lebhaft wahrgenommen wird. Aber auch der Unterricht selbst, wie er damals auf dieser gutfundierten Schule im ganzen erteilt wurde, ist mir hernach in mancher Beziehung mangelhaft vorgekommen. Es wurde viel Zeit mit Stunden über Geographie, Naturgeschichte, Anthropologie, Moral, Physik, Logik und Philosophie (was man Ontologie nannte) meist nach Ernesti initia doctr. sol. vertan und dem philologischen und historischen Unterricht, welche die Seele aller Jugenderziehung auf den Gymnasien sein müssen, abgebrochen. Unter den Mitschülern, die auf derselben Bank oder an denselben Tischen saßen, und mit denen ich vertrauter umging, will ich den verstorbnen Ernst Otto von der Malsburg und Paul Wigand nennen, die sich beide in der Folge, wiewohl auf sehr verschiedne Weise, als Schriftsteller ausgezeichnet haben. Neben täglichen sechs Stunden auf dem Lyzeum brachte ich mit meinem Bruder noch wenigstens vier oder fünf Stunden täglich in Privatlehrstunden bei dem Pagenhofmeister Dietmar Stöhr zu, einem Mann, der, was ihm an tieferer Kenntnis abging, durch Freude am Unterricht, liebreiche Geduld und wahre Teilnahme an uns hinlänglich ersetzte. Er half im Latein nach und lehrte besonders französische Sprache. Im ganzen hatte man uns doch zu viel aufgelastet; ein paar Freistunden hätten uns wohl getan, wir hatten aber mit wenigen Leuten Umgang und verwendeten beinah alle Muße,

die uns noch von der Schularbeit übrig blieb, auf Zeichnen, worin wir es auch ohne Lehrer ziemlich weit brachten, ja, diese Fortschritte sind es, die hernach unsern jüngeren Bruder Ludwig Emil ansteckten, der sich seitdem sowohl durch radierte Blätter als durch Ölmalerei rühmlich hervorgetan hat.

Im Frühjahr 1802, ein Jahr früher als Wilhelm, der um diese Zeit lange und gefährlich kränkelte, bezog ich die Universität Marburg. Die Trennung von ihm, mit dem ich stets in einer Stube gewohnt und in einem Bett geschlafen hatte, ging mir sehr nah; allein es galt, der geliebten Mutter, deren Vermögen fast zusammengeschmolzen war, durch eine zeitige Beendigung meiner Studien und den Erfolg einer gewünschten Anstellung einen Teil ihrer Sorge abnehmen und einen kleinen Teil der großen Liebe, die sie uns mit der standhaftesten Selbstverleugnung bewies, ersetzen zu können. Jura studierte ich hauptsächlich, weil mein seliger Vater ein Jurist gewesen war und es die Mutter so am liebsten hatte; denn was verstehn Kinder oder Jünglinge zu der Zeit, wo sie solche Entschlüsse fest und entschieden fassen, von der wahren Bedeutung eines solchen Studiums? Es liegt aber in diesem Haften bei dem Stand des Vaters an sich etwas Natürliches, Unschädliches und sogar Ratsames. In viel späteren Jahren hätte mich zu keiner andern Wissenschaft Lust angewandelt, als etwa zur Botanik. Der selige Vater selbst hatte auch gewissermaßen vorgearbeitet und mir noch vor dem

zehnten Jahr allerhand Definitionen und Regeln aus dem corpus iuris eingeprägt, er hatte auch wohl zum dereinstigen Gebrauch seiner Kinder aus seiner Praxis merkwürdige Fälle mit sauberer Hand aufgeschrieben. Zu Marburg mußte ich eingeschränkt leben; es war uns, aller Verheißungen ungeachtet, nie gelungen, die geringste Unterstützung zu erlangen, obgleich die Mutter Witwe eines Amtmanns war und fünf Söhne für den Staat großzog; die fettesten Stipendien wurden daneben an meinen Schulkameraden von der Malsburg ausgeteilt, der zu dem vornehmen hessischen Adel gehörte und einmal der reichste Gutsbesitzer des Lands werden sollte. Doch hat es mich nie geschmerzt, vielmehr habe ich oft hernach das Glück und auch die Freiheit mäßiger Vermögensumstände empfunden. Dürftigkeit spornt zu Fleiß und Arbeit an, bewahrt vor mancher Zerstreuung und flößt einen nicht unedlen Stolz ein, den das Bewußtsein des Selbstverdienstes, gegenüber dem, was andern Stand und Reichtum gewähren, aufrecht erhält. Ich möchte sogar die Behauptung allgemeiner fassen und vieles von dem, was Deutsche überhaupt geleistet haben, gerade dem beilegen, daß sie kein reiches Volk sind. Sie arbeiten von unten herauf und brechen sich viele eigentümliche Wege, während andere Völker mehr auf einer breiten, gebahnten Heerstraße wandeln. In Marburg hörte ich nacheinander bei Bering Logik und Naturrecht (ohne aus beiden wahre Frucht zu ziehn); bei Weiß Institutionen, Pandekten, zuletzt auch ein latei-

nisches Examinatorium; bei Exleben Pandekten und Kanonikum, bei Robert Reichsgeschichte, Staatsrecht, Lehnrecht und die Praktika; bei Bauer deutsches Privatrecht und Kriminale; unter diesen allen zog mich wohl der muntere und gelehrte Vortrag von Weiß am meisten an, bei Exleben herrschte Eintönigkeit und eine bereits veraltende Manier. Was kann ich aber von Savignys Vorlesungen anderes sagen, als daß sie mich aufs gewaltigste ergriffen und auf mein ganzes Leben und Studieren entschiedensten Einfluß erlangten? Ich hörte bei ihm Winter 1802/3 juristische Methodologie sowie Intestaterbfolge (das im Sommer 1802 von ihm gelesene testamentarische Erbrecht wurde aus Heften anderer Studenten abgeschrieben und nachgeholt); Sommer 1803 römische Rechtsgeschichte, Winter 1803/4 Institutionen und Obligationenrecht. Im Jahr 1803 war das Buch über den Besitz erschienen, welches begierig gelesen und studiert wurde. Savigny pflegte damals in seinen Kollegien den Zuhörern die Interpretation einzelner schwieriger Gesetzstellen aufzugeben und die eingegangnen Arbeiten erst schriftlich auf dem eingereichten Bogen selbst und dann öffentlich zu rezensieren. Einer meiner ersten Aufsätze betraf die Kollation, und ich hatte die darin aufgestellte Frage vollkommen begriffen und richtig gelöst; welche unbeschreibliche Freude mir das machte und welchen neuen Eifer das meinen Studien gab, wäre zu bemerken unnötig. Das Überbringen dieser Ausarbeitungen veranlaßte nun öftere Besuche

bei Savigny. In seiner damals schon reichen und auserwählten Bibliothek bekam ich dann auch andere nichtjuristische Bücher zu sehn, z. B. die Bodmersche Ausgabe der deutschen Minnesinger, die ich später so oft in die Hand nehmen sollte, und auf welche Tiecks Buch und dessen hinreißende Vorrede mich gespannt gemacht hatte. Im Sommer 1804 verließ Savigny die Universität, um eine literarische Reise nach Paris anzutreten.

Je älter man wird, desto leichter in Versuchung gerät man, die Zeit seiner Jugend in Vergleich mit dem später Erlebten zu erheben und für musterhafter zu halten. Aus den Jünglingsjahren sind wir uns der ersten Kraft und des reinsten Willens am sichersten bewußt, und es kommt uns da auch von andern überall entgegen. Ich möchte nun auch den damals unter den Marburger Studierenden waltenden Geist rühmen; es war im ganzen ein frischer, unbefangner; Wachlers freimütige Vorlesungen über Geschichte und Literargeschichte machten auf die Mehrzahl lebendigen Eindruck, und besonders erfreute ein Publikum, das er im großen öffentlichen Hörsaal wöchentlich las, sich eines ungeteilten Beifalls. Die Obergewalt des Staats hat seitdem merklich mehr in die Aufsicht der Schulen und Universitäten eingegriffen. Sie will sich ihrer Angestellten fast allzu ängstlich versichern und wähnt, dies durch eine Menge von zwängenden Prüfungen zu erreichen. Mir scheint es, als ob man von der Strenge solcher Ansicht in Zukunft wieder nach-

lassen werde, zu geschweigen, daß sie der Freiheit des sich aufschwingenden Menschen die Flügel stutzt und einem gewissen, für die übrige Zeit des Lebens wohltätigen, harmlosen Sich-gehn-lassen-können, das hernach doch nicht wiederkehrt, Schranken setzt; so ist es ausgemacht, daß, wenn auch das gewöhnliche Talent meßbar sein mag, das ungewöhnliche nur schwer gemessen werden kann, das Genie vollends gar nicht. Es entspringt also aus den vielen Studienvorschriften, wenn sie durchzusetzen sind, einförmige Regelmäßigkeit, mit welcher der Staat in schwierigen Hauptfällen doch nicht beraten ist. Wahr ist es, das ganz Schlechte wird dadurch aus Schule und Universität abgewehrt, aber vielleicht wird auch das ganz Gute und Ausgezeichnete dadurch gehemmt und zurückgehalten. Im Durchschnitt betreten jetzt die Schüler die Akademie mit gründlicheren Kenntnissen, als vormals; aber im Durchschnitt geht dennoch daraus eine gewisse Mittelmäßigkeit der Studien hervor. Es ist alles zuviel vorausgesehn und vorausgeordnet, auch im Kopf der Studierenden. Die Arbeit des Semesters nimmt unbewußt ihre Richtung nach dem Examen; der Student muß alle Kollegia hören, worüber er Zeugnisse beizubringen hat, ohne das würde er manche nicht gehört haben, entweder weil ihn der sie vortragende Professor nicht anzieht, oder weil ihn seine Neigung anderswohin lenkt. Dagegen bleibt ihm beinah keine Zeit übrig, diejenigen zu hören, die ihm nicht vorgeschrieben sind. Der Staat

hat dadurch gewisse Vorlesungen gleichsam zu offi-
ziellen gestempelt und die übrigen, die nebenbei ge-
hört werden können, herabgesetzt. Ganz etwas an-
deres ist, wenn der Student bloß auf seine Hand und
nach seiner Tradition einen ähnlichen Unterschied zwi-
schen Brotkollegien und den übrigen aufstellte, denn
davon konnte sich jeder soviel Dispensationen und
Ausnahmen machen, als er Lust hatte. Möge es nur
den Professoren selbst niemals vorgeschrieben werden,
was und wie sie lesen sollen!

Januar 1805 traf durch Weiß ein unerwartetes
Anerbieten ein. Savigny schlug mir vor, ungesäumt
nach Paris zu kommen, um ihm dort bei seinen lite-
rarischen Arbeiten zu helfen. Wiewohl ich in meinem
letzten halben Jahr studierte und gedachte auf Ostern
oder im Sommer abzugehn, so war doch die Aussicht
einer näheren Verbindung mit Savigny selbst und die
Reise nach Frankreich reizend genug, daß ich mich
gleich entschied und nichts Eilenderes zu tun hatte, als
Briefe an Mutter und Tante abzusenden, die mir ihre
Einwilligung erbitten sollten. Wenig Wochen dar-
auf saß ich schon im Postwagen und traf über Mainz,
Metz und Chalons Anfangs Februar glücklich zu
Paris ein. Die liebe Mutter war jede Nacht aus dem
Bett aufgestanden, um nach dem kalten Wetter zu
schaun, was mir später einmal die Schwester erzählte;
Frankreich schien ihr ganz aus dem Bereich, und sie
hatte nur mit heimlicher Angst ihren Willen zu der
Reise gegeben. Ich befand mich aber vortrefflich auf-

gehoben und verlebte das Frühjahr und den Sommer auf die angenehmste und lehrreichste Weise. Was ich von Savigny empfing, überwog bei weitem die Dienste, die ich ihm leisten konnte, durch eine öffentliche Anerkennung derselben in der Vorrede zum ersten Bande der Geschichte des römischen Rechts hat er mir viele Jahre nachher die größte Freude zubereitet. Auch ist ein ununterbrochen fortgesetzter Briefwechsel die Folge unserer näheren Bekanntschaft gewesen. September 1805 wurde die Heimreise angetreten, und Ende des Monats traf ich mit Wilhelm, den ich zu Marburg mitgenommen hatte, gesund und vergnügt bei der Mutter in Kassel ein, die unterdessen, damit sie ihr Alter in ihrer Kinder Mitte ruhig verleben könnte, aus Steinau nach Kassel gezogen war.

Um meine Anstellung wurde sich nun gleich noch denselben Winter beworben. Ich wünschte Assessor oder Sekretär bei der Regierung zu werden, aber alles war versperrt, und mit genauer Not erlangte ich endlich den Akzeß beim Sekretariat des Kriegskollegiums und 100 Reichstaler Gehalt (ungefähr Januar 1806). Die viele und geistlose Arbeit wollte mir wenig schmecken, wenn ich sie mit der verglich, die ich ein Vierteljahr vorher zu Paris verrichtete, und gegen die neumodische Pariser Kleidung mußte ich in steifer Uniform mit Puder und Zopf stecken. Dennoch war ich zufrieden und suchte alle meine Muße dem Studium der Literatur und Dichtkunst des Mittelalters zuzuwenden, wozu die Neigung auch in Paris durch

Benutzung und Ansicht einiger Handschriften, sowie durch den Ankauf seltner Bücher angefacht worden war.

Auf diese Weise verstrich nicht völlig ein Jahr, als ungeahnte Stürme über unser Vaterland hereinbrachen, die auch mich betreffen und aus dem kaum betretnen Wirkungskreise stoßen sollten. Gleich nach der feindlichen Okkupation verwandelte sich das Departement des Kriegskollegiums, wobei ich den Dienst zu versehn hatte, in eine fürs ganze Land errichtete Truppenverpflegungskommission. Mit der französischen Sprache konnte ich mir besser als die übrigen helfen, und ein großer Teil der lästigsten Geschäfte fiel auf meine Schultern, so daß ich ein halbes Jahr lang weder Tag noch Abend Ruhe hatte. Müde, mich mit den französischen Kommissärs und Verwaltungsbeamten, die uns damals überschwemmten, länger zu befassen, und fest entschlossen, bei der neubevorstehenden Organisation um keinen Preis in diesem Fach angestellt zu bleiben, nahm ich, sobald es anging, meine Entlassung, fand mich nun aber eine Zeitlang wieder außer Diensten und unfähiger als vorher, zur Erleichterung der Mutter und der Geschwister beizutragen. Ich glaubte, um einen Posten bei der öffentlichen Bibliothek in Kassel werben zu können, da ich mich teils in das Lesen von Handschriften eingeübt, teils durch Privatstudien mit der Geschichte der Literatur vertrauter gemacht hatte, auch wohl fühlte, daß ich in diesem Fache größere Fortschritte tun würde,

während mir die Erlernung des französischen Rechts, in das sich unsere Jurisprudenz zu verwandeln drohte, ganz verhaßt war. Allein die gewünschte Stelle wurde einem andern zuteil, und nachdem das kummervolle Jahr 1807 vergangen und das neue mit stets getäuschten Aussichten begonnen war, hatte ich bald den tiefsten Schmerz zu empfinden, der mich in meinem ganzen Leben betroffen hat. Den 27. Mai 1808 starb, erst 52 Jahr alt, die beste Mutter, an der wir alle mit warmer Liebe hingen, und nicht einmal mit dem Trost, eins ihrer sechs Kinder, die traurig ihr Sterbebett umstanden, versorgt zu wissen. Hätte sie nur noch wenige Monate gelebt, wie innig würde sie sich meiner verbesserten Lage erfreut haben!

Ich war durch Johannes v. Müllers Empfehlung dem damaligen Kabinettssekretär des Königs Cousin de Marinville bekannt und als tauglich zur Verwaltung der Privatbibliothek, die in Wilhelmshöhe aufgestellt war, vorgeschlagen worden. Es muß an andern begünstigten Mitbewerbern gefehlt haben, sonst wäre mir schwerlich eine solche Stelle, wie es den 5. Juli 1808 wirklich geschah, zuteil geworden. Meine Fähigkeit dazu war von niemand geprüft. Die ganze Instruktion des Königlichen Kabinettssekretärs bestand in den Worten: Vous ferez mettre en grands caractères sur la porte: Bibliothèque particulière du Roi. Ich hatte nun alsbald 2000 Franken Gehalt, der sich nach einigen Monaten, vermutlich weil man mit mir zufrieden war, auf 3000

erhöhte. Nachdem wieder einige Zeit verflossen war, kündigte mir eines Morgens der König selbst an, daß er mich zum Auditeur au Conseil d'Etat ernannt habe, doch solle ich die Bibliotheksstelle daneben und hauptsächlich bekleiden (17. Februar 1809). Das Amt eines Auditors beim Staatsrate galt damals für ein besonderes Glück und führte leicht zu höheren Stufen. Da es überdem meine Besoldung um 1000 Franken mehrte, so genoß ich nun einen Gehalt von über 1000 Reichstalern, der ich ein Jahr zuvor keinen Pfennig bezogen hatte, und alle Nahrungssorgen verschwanden.

Dabei war mein Amt als Bibliothekar keineswegs lästig, ich hatte mich bloß einige Stunden in der Bibliothek oder im Kabinett aufzuhalten, konnte auch während diesen nach Besorgung des neu Einzutragenden ruhig für mich lesen oder exzerpieren. Bücher oder Nachsuchungen in Büchern wurden vom König nur selten verlangt, an andere wurde aber gar nichts ausgeliehn. Die ganze übrige Zeit war mein, ich verwandte sie fast unverkümmert auf das Studium der altdeutschen Poesie und Sprache. Denn der Staatsrat machte mir, außer daß ich in gestickter Prachtuniform den Sitzungen beiwohnen mußte, wenig zu schaffen, und bald merkte ich, daß, wenigstens wenn der König nicht persönlich den Vorsitz hatte, ich auch in den Sitzungen nicht immer zu erscheinen nötig hatte. Von allen Gesellschaften wußte ich mich auszuschließen und lebte, wenn man hinzurechnet,

daß der König oft monatelang abwesend war, dann das ungestörteste Leben. Von dem König kann ich nicht übel reden; er benahm sich gegen mich immer freundlich und anständig, er schien, besonders in den letzten Jahren, zu mir, als dem einzigen Deutschen im Kabinett, weniger Zutraun zu haben, als zu den übrigen Angestellten, die sämtlich Franzosen waren; und ich finde das natürlich. Vielleicht wäre ich doch von der Stelle entfernt worden, wenn mich nicht der Kabinettssekretär Brugiere (nachmals Baron von Sorsum), der bald jenem Cousin de Marinville nachfolgte, gehalten hätte. Dieser war ein gebildeter Mann, selbst Schriftsteller und in der englischen Literatur, auch in der orientalischen, soweit man es aus Übersetzungen sein kann, gut belesen; gegen mich bewies er sich besonders freundschaftlich, und ich habe ihn später zu Paris wiedergesehn. Er ist vor vier oder fünf Jahren verstorben.

Widriges kam aber doch auch dazwischen. Eines Morgens sollte der Saal im Wilhelmshöher (damals einfältig genug Napoleonshöher) Schloß, der die Bibliothek enthielt, schnell zu andern Zwecken umgeschaffen werden. Auf das Unterbringen der Bücher anderswo war nicht der mindeste Bedacht genommen. Auf der Stelle mußte ich in anderthalb Tagen alle Schränke räumen, alle Bücher übereinander werfen, und so gut oder übel das gehn wollte, in einen großen beinah dunkeln Bodenraum schleppen lassen. Da lag nun das, wofür mein Amt geschaffen worden

war, in leidigster Unordnung. Bald darauf wurden jedoch einige tausend Bände, die man für die nützlichsten hielt, ausgesucht, um im Kasseler Schloß zu den andern, die sich schon früher dort befanden, aufgestellt zu werden. Dort stand ihnen aber eine neue, noch größere Gefahr bevor. Im November 1811 geriet um Mitternacht das Schloß in Brand; als ich hineilte, standen gerade die Gemächer unter dem Bibliothekszimmer in voller Flamme. In Rauch und Qualm wurden alle Bücher von Leibgardisten, die Lichter trugen, aus den Fächern genommen, in große Leinentücher gepackt und auf den Schloßplatz geschüttet. Neben und unter uns knisterte alles. Im Heruntergehn verirrte ich mich auf einer der kleinen Wendeltreppen und mußte ein paar Minuten nach dem rechten Ausgang im Dunkeln umhertappen. Die wenigsten Bücher, was zu verwundern ist, gingen verloren, ehe aber neue Schränke bestellt und gemacht worden und ein neuer Ort für sie ausgewählt war, lag alles auf einem Haufen. Das waren nicht meine angenehmsten Tage.

1813, als der Krieg dem Königreich drohend näherrückte, wurde Befehl erteilt, die kostbarsten Bücher zu Kassel und Wilhelmshöhe einzupacken, um sie nach Frankreich zu versenden. Ich fuhr mit Brugiere nach Wilhelmshöhe, der besonders auf die Kupferstichwerke drang, und suchte wenigstens die Sammlung von Handschriften, die sich auf hessische Kriegsgeschichte bezogen und vom 30jährigen Krieg an begannen

(es war Eigenhändiges von Gustav Adolf, von Amalie Elisabeth usw. darunter), als unwichtig darzustellen. Auch blieben sie uneingepackt. Die eingepackten aber bekam ich erst 1814 zu Paris wieder zu sehn, als sie mir derselbe Huissier (er hieß Leloup), der sie hatte packen helfen, dort für den Kurfürsten wieder ausliefern mußte. Der Mann machte große Augen, als er mich erblickte.

Die endliche, kaum gehoffte Rückkehr des alten Kurfürsten, gegen Ende des Jahres 1813, war ein unbeschreiblicher Jubel, und für mich war die Freude nicht kleiner, auch die geliebte Tante, die ich nur einmal in Gotha besucht hatte, im Gefolge der Kurfürstin wieder einziehn zu sehn. Wir liefen an dem offnen Wagen durch die Straßen hin, die mit Blumengewinden behangen waren. In jenen Monaten war alles in aufgeregter Bewegung. Ich stand doch noch gut angeschrieben und kam in Vorschlag, als Legationssekretär den hessischen Gesandten zu begleiten, der ins große Hauptquartier der verbündeten Heere abgeschickt werden sollte. Meine Ernennung ist vom 23. Dezember 1813. Zwei meiner Brüder machten den Feldzug in der Landwehr mit, sie waren aus München und Hamburg, wo sie gelebt hatten, dazu ins Vaterland herbeigeeilt. Der gewählte Gesandte hieß Graf Keller, von Geburt kein Hesse, ein schon bejahrter und gutherziger, zuweilen eigensinniger, auffahrender Mann, dem der recht hessische Trieb fehlte, aber wer hätte in jener großartigen Zeit nicht jeden Anstoß übersehn?

Ich reiste um Neujahr 1814 von Kassel ab über Frankfurt, Darmstadt, Karlsruhe, Freiburg, Basel, Mümpelgart, Vesoul, Langres, Chaumont, Troyes. Von da ging es wieder zum Teil in eilender Flucht rückwärts bis Dijon; dann nach vierzehntägiger Rast neuerdings vorwärts über Chatillon, Troyes, Nogent in das frisch eingenommene Paris (April 1814). Vor zehn Jahren kein Gedanke, so bald und auf diesem Weg nochmals dahinzukommen. Unterwegs hatte ich nicht versäumt, alle Bibliotheken zu besuchen, und jeder freie Augenblick in Paris wurde genutzt, um in den Handschriften zu arbeiten. Mittlerweile war auch mein nachheriger Kollege Völkel zu Paris eingetroffen, um die aus Hessen weggeschleppten Antiken und Gemälde zurückzufordern; ich half die entführten Bücher wiedererlangen, wie ich schon erwähnt habe. Im Sommer trat ich die Rückreise nach Kassel an und rüstete mich bald von neuem zu der Fahrt nach dem Wiener Kongreß. In Wien brachte ich zu von Oktober 1814 bis Juni 1815, eine Zeit, die auch für meine Privatarbeiten nicht nutzlos verstrich und mir Bekanntschaft mehrerer gelehrten Männer verschaffte. Von besonderm Vorteil für meine Studien war, daß ich mich damals auch mit der slavischen Sprache anfing bekannt zu machen. Aus Kassel empfing ich aber die Trauerbotschaft von dem Tod der lieben Tante Zimmer (15. April 1815), der einzigen älteren Verwandtin, die uns übrig geblieben war, und der ich so viel zu danken habe. Kaum war ich zu den Ge-

schwistern heimgekehrt, als mich, und diesmal eine Requisition der preußischen Behörde, in das zum zweitenmal eroberte Paris rief, ich sollte die aus einigen Gegenden Preußens geraubten Handschriften ermitteln und zurückverlangen, nebenbei auch einige Geschäfte des Kurfürsten besorgen, der in dem Augenblick keinen Bevollmächtigten dort hatte. Zwar jener Auftrag brachte mich in ein unangenehmes Verhältnis zu den Pariser Bibliothekaren, die mich früher sehr gefällig behandelt hatten. Jetzt aber wurde einmal Langles, den ich besonders drängte, so bitter, daß er mir nicht mehr gestatten wollte, auf der Bibliothek zu arbeiten, was ich in Nebenstunden immer zu tun fortfuhr; nous ne devons plus souffrir ce Mr. Grimm, qui vient tous les jours travailler ici et qui nous enlève pourtant nos manuscrits, sagte er öffentlich. Ich machte die Handschrift, die ich eben auszog, zu, gab sie zurück und ging nicht mehr hin um zu arbeiten, sondern nur um zu beendigen, was mir aufgetragen worden war. Zu Paris, wo ich diesmal ordentlicher (bei einem Advokaten in der Rue de l'université) einquartiert war und ein tägliches Kostgeld von der Stadt bezog, erfreute ich mich besonders des näheren Umgangs mit dem preußischen Geheimen Kammergerichtsrat Eichhorn, der gerade eine schwere Krankheit auszustehn hatte. Erst im Dezember gingen meine Geschäfte glücklich zu Ende, und ich empfing später zu Kassel ein Schreiben des Fürsten von Hardenberg (31. August 1816),

das mir Zufriedenheit mit meiner Verrichtung bezeugte.

Von jetzt an beginnt die ruhigste, arbeitsamste und vielleicht auch die fruchtbarste Zeit meines Lebens. Nach Strieders erfolgtem Tode hatte ich endlich den früher gewünschten Platz bei der Kasseler Bibliothek erlangt, an der auch nun Wilhelm ein Jahr lang früher arbeitete. Eine Anstellung bei dem Bundestag zu Frankfurt, als Gesandtschaftssekretär, hatte ich entschieden abgelehnt. Ich wurde also zweiter Bibliothekar (16. April 1816) und behielt den bisherigen Gehalt von 600 Reichstalern, Völkel war zum ersten Bibliothekar befördert worden. Die Bibliothek ist jeden Tag drei Stunden geöffnet, alle übrige Zeit konnte ich nach Lust studieren und wurde nur durch kleine Nebenämter, wie das mir größtenteils aufgebürdete zensorische, aber nicht bedeutend gestört. Mit meinem Kollegen Völkel lebte ich auf freundschaftlichem Fuß, nichts hätte gefehlt, als eine mäßige und gerechte Gehaltszulage für mich und meinen Bruder, und es würden uns in dieser Hinsicht wenig Wünsche übrig geblieben sein. Schnell verflossen die Jahre.

Nach dem Tod des höchstseligen Kurfürsten traten in der Verwaltung der Bibliothek Veränderungen ein. Während vorher die Bibliothekare den ausgeworfnen Fonds jährlich bar empfangen und darüber der Finanzkammer Rechnung abgelegt hatten, wurde nunmehr die Bibliothek unter den Befehl des Oberhofmarschallamts gestellt, von diesem sollte in Zukunft

jede zu leistende Zahlung verfügt und bewirkt werden. Ob dadurch der herrschaftliche Dienst gewonnen hat, will ich nicht beurteilen; so viel ist sicher, daß dadurch alle Zahlungen aufgehalten und daß dem Bibliothekar die Hände gebunden wurden, vorteilhafte Ankäufe gleich zu benutzen, wenn er nicht das Geld aus seiner eignen Tasche vorschießen wollte. Jene Behörde forderte auch hernach außerdem, daß zum Behuf einer notwendigen Kontrolle ihr eine Abschrift des gesamten Katalogs (der aus 79 oder 80 Folianten bestand) binnen kurzer Zeit eingereicht würde. Gegenvorstellungen fruchteten nichts, und wir mußten, der alte Völkel, mein Bruder und ich, wirklich Hand anlegen und ungefähr anderthalb Jahre die edelsten Stunden auf diese Abschrift, deren Zweck wir nicht einsahn, verwenden. Man arbeitet noch alles gern, was irgendeinen Nutzen hat, aber dies Geschäft, gestehe ich, ist mir das sauerste in meinem Leben geworden und hat mich Stunden und Tage lang verstimmt. Nützlich für die Bibliothek wurde die von dem jetzt regierenden Kurfürsten befohlne Abgabe eines Teils der Wilhelmshöher an die unsrige (etwa 200 Bände); manche alte Bekannte gingen mir von neuem durch die Hand. Im Januar 1829 starb Völkel, dem ich ein längeres Leben zugetraut und sicher von Herzen gegönnt hätte. Wir bildeten uns ein, gerechten Anspruch auf Beförderung zu haben, ich war 23 Jahre im Dienst, ich hatte seit 1816 niemals um Zulage angehalten und niemals eine erlangt; auch hoffte ich der Bibliothekarstelle

keine Unehre gemacht zu haben. Allein es schlug anders aus. Der, soviel ich mich erinnere, im Jahr 1819 oder 1820 von Marburg nach Kassel als Historiograph versetzte Professor Rommel erhielt zu jener Zeit daneben die Aufsicht über die Urkunden des Hofarchivs, unter dem Titel eines Staatsarchivdirektors. Vor der französischen Okkupation hatte sich das Hofarchiv in einer gewölbten Kammer des alten Schlosses befunden, war also seit 1814 notwendig in einem andern Lokal untergebracht worden, wo es verblieb, bis 1824 oder 1825 in einem Zimmer des Museums die Wachsbilder der alten Landgrafen weggeräumt wurden; das Zimmer wurde hernach zur Aufnahme des Archivs auserlesen. Diese lockere Verbindung zwischen Museum und Archiv sollte sich nunmehr zu einer festen stärken. Herr von Rommel (seit 1828 in den Adel des Kurfürstentums erhoben) wurde mit Beibehaltung seiner bisherigen Posten auch zum Direktor der Bibliothek und des Museums bestellt. Ich blieb, was ich seit 1816 war, zweiter Bibliothekar, mein Bruder, was er seit 1815 war, Sekretär, jeder von uns empfing 100 Reichstaler Zulage. Hiermit war uns beiden weitere Aussicht auf künftige Beförderung abgeschnitten. Die Sache hätte, auch wenn von Rommels Ansprüche berücksichtigt werden sollten, auf mehr denn eine Art anders eingerichtet werden können. Zum Beispiel, er hätte die Direktion des Museums erhalten mögen, wenn ich den Posten eines Archivarius, mit angemessenem Gehalt, bekommen

hätte und mein Bruder zum Bibliothekar ernannt worden wäre. Einem Archiv vorzustehn und ein so reiches und wenig benutztes, wie das hessische, nach Lust bearbeiten zu können, hätte meiner innern Neigung noch mehr zugesagt, als die Bibliotheksstelle. Der alte, simple Archivariustitel hätte mir auf lebenslang genügt und keiner Direktion so wenig wie früherhin es bedurft. Indessen bin ich nie von jemand gefragt worden und hütete mich wohl, Vorschläge verlauten zu lassen. Ich hatte mich ganz einfach um die erste Bibliotheksstelle gemeldet, als um das Gerechteste und was sich beinah von selbst verstand. Die getroffne neue, alle bescheidnen Wünsche vernichtende Einrichtung mußte mich tief kränken. Ich hatte einen im Jahr 1816 durch Eichhorn indirekt mir geschehnen Antrag einer Professur zu Bonn geradezu abgelehnt und keiner Art Vorteil daraus zu ziehn gesucht, weil ich in Hessen zu leben und zu sterben dachte. Damals aber wäre es mir gewiß leichter und vorteilhafter gewesen, mich der akademischen Laufbahn zu widmen, als später. Unter der Hand geschah uns nun im Sommer 1829 der Antrag, einem ehrenvollen Rufe nach Göttingen zu folgen. Alle zu Rat gezognen Freunde ermahnten dazu aus Kräften. Die geliebte und gewohnte Heimat aufzugeben, schien uns hart und schmerzhaft wie vorher, aus dem Geleise genau bekannter Beschäftigungen und einer uns Frucht bringenden Muße herauszutreten, fast unerträglich. Allein auch in dem Verhältnis zu einem neuen Vorgesetzten,

der wo er eingreifen oder schonen sollte, selbst noch nicht zu wissen schien, lag etwas Peinliches und Unheimliches. In dieser Stimmung folgten wir dem Gefühl der Ehre und entschieden für die unbedingte Annahme des Gebotnen. Unterm 20. Oktober erfolgte zu Hannover die förmliche königliche Vokation, die mich zum ordentlichen Professor und Bibliothekar, meinen Bruder zum Unterbibliothekar ernannte, mit angemessenen Besoldungen, die unserer steten Nahrungssorge im hessischen Dienst ein Ende machten. Schon unterm 30. Oktober wurde zu Kassel unsere Entlassung ausgefertigt. Neujahr 1830 haben wir die hiesigen Stellen angetreten. Wir sind von allen Kollegen zu Göttingen freundschaftlich aufgenommen worden, mein erstes Kollegium lese ich diesen Sommer über deutsche Rechtsaltertümer. Zwar sind die Bibliotheksarbeiten weit mühsamer als zu Kassel, aber sie bieten doch auch ihre Vorteile dar, die ich mit der Zeit noch viel deutlicher gewahren werde. Zwar ist die Göttinger Gegend nicht zu vergleichen mit der Kasseler, aber die nämlichen Sterne stehn am Himmel, und Gott wird uns weiter helfen.

* * *

Das Doktordiplom der Philosophie wurde mir Januar 1819 von Marburg erteilt, das beider Rechte von Berlin 18. Oktober 1828 und von Breslau 16. April 1829.

Ehe ich aufzähle, was von mir im Druck erschienen ist,[1]) bemerke ich im voraus, daß fast alle meine Bestrebungen der Erforschung unserer älteren Sprache, Dichtkunst und Rechtsverfassung entweder unmittelbar gewidmet sind oder sich doch mittelbar darauf beziehn. Mögen diese Studien überhaupt manchem unergiebig geschienen haben und noch scheinen; mir sind sie jederzeit vorgekommen als eine würdige, ernste Aufgabe, die sich bestimmt und fest auf unser gemeinsames Vaterland bezieht und die Liebe zu ihm nährt. Das Schwierige bestand hauptsächlich darin, daß die meisten Quellen noch gar nicht herausgegeben waren oder unkritisch, daß man sich mühsam und mit Kostenaufwand der Handschriften versichern mußte und eigenhändige Abschriften nicht scheuen durfte. Die auf solche Abschriften verwandte Zeit ist aber keine verlorne, sondern eben sie führen auf genaues Verständnis und heben das Unsichere oder Bedenkliche hervor. Ein anderer Grundsatz, der mir stets vorschwebte, war, in diesen Untersuchungen nichts gering zu schätzen, vielmehr das Kleine zur Erläuterung des Großen, die Volkstradition zur Erläuterung der geschriebnen Denkmäler zu brauchen. Die in dem folgenden Verzeichnisse besternten Bücher habe ich mit meinem Bruder Wilhelm gemeinschaftlich ausgearbeitet und herausgegeben, von Jugend auf lebten wir in brüderlicher Gütergemeinschaft; Geld, Bücher und

---

[1]) Hier fortgelassen.

angelegte Kollektaneen gehörten uns zusammen, es war natürlich, auch viele unserer Arbeiten genau zu verbinden. Es war uns auch beiden förderlich. Eine solche Verbindung schriftstellerischer Tätigkeit ist es besonders für eine gewisse Zeit, wo sich abweichende Ansichten noch nicht deutlich ausgeprägt haben, wo das, worin einer dem andern zu weit oder nicht weit genug geht, noch nicht hinreichend entwickelt worden ist. Späterhin kann es auch wieder vorteilhaft sein, auf die eigne Hand Bücher zu schreiben, ohne daß die fortwährende gegenseitige und nähere Teilnahme an den Arbeiten des andern dadurch gestört wird. Wenn ich meinen Bruder hier rühmen dürfte, so könnte ich es viel besser als andere.

Meine Entlassung

Basel 1838. Schweighauserische Buchhandlung. Geschrieben 12. bis 16. Januar 1838.

War sint die Eide komen?[1]) Nib. 562, 3.

Der Wetterstrahl, von dem mein stilles Haus getroffen wurde, bewegt die Herzen in weiten Kreisen. Ist es bloß menschliches Mitgefühl, oder hat sich der Schlag elektrisch fort verbreitet, und ist es zugleich Furcht, daß ein eigner Besitz gefährdet werde? Nicht der Arm der Gerechtigkeit, die Gewalt nötigte mich ein Land zu räumen, in das man mich berufen, wo ich acht Jahre in treuem, ehrenvollem Dienst zugebracht hatte. „Gib dem Herrn eine Hand, er ist ein Flüchtling," sagte eine Großmutter zu ihrem Enkel, als ich am 16. Dezember die Grenze überschritten hatte. Und wo ward ich so genannt? In meinem Geburtsland, das an dem Abend desselben Tages ungern mich wieder aufnahm, meine Gefährten sogar von sich stieß.

Über eine Tat, deren Absicht offen, deren Beurteilung allen unerschwert war, die nicht mit sehenden Augen blind sein wollen, durfte sich die allzu neue Aufwallung anfangs Schweigen gebieten; es ist mir von Freunden und Unbekannten liebevolle, ehrende

[1]) Wohin sind die Eide gekommen?

Teilnahme, untermischt bei einzelnen mit scheuer Beklommenheit an den Tag gelegt worden. Weder nach Beifall gelüstet hat mir, noch vor Tadel gebangt, als ich so handelte, wie ich mußte; aber es verlauten auch widerwärtige Stimmen, vornehme, die mir Klugheit, hoffärtige, die mir gesunden Menschenverstand absprechen, selbst höhnende, die im voraus entschlossen sind, mir gemeine und unwürdige Beweggründe unterzulegen, wie die Krähe angeflogen kommt, dem, den sie für tot hält, die Augen auszuhacken. Ich bin keiner so weichlichen Gelassenheit, daß ich mein Recht unverteidigt preisgeben und von allen in das Kreuz oder die Quere laufenden Tagesmeinungen verdrehn lassen möchte: mein gutes Recht, das, wie unbedeutend es der Welt scheinen mag, für mich den Inbegriff alles dessen enthält, was ich errungen habe und ohne Makel, ungelästert hüten will. Nur die Wahrheit währt, und selbst Übelgesinnte oder Schwache, die sie nicht laut bekennen, fühlen sich insgeheim von ihr durchzuckt. Die Welt ist voll von Männern, die das Rechte denken und lehren, sobald sie aber handeln sollen, von Zweifel und Kleinmut angefochten werden und zurückweichen. Ihr Zweifel gleicht dem Unkraut, das auf den Straßen durch das Pflaster bricht, manche rotten es aus, doch nicht lange, so hat es wieder ganze Stellen überzogen. Täuschungen und Entfärbungen darf sich die Kraft einer einfachen und schuldlosen Erzählung entgegenstellen: sie will glimpflich sein, aber frei und ungehemmt. Sie will keine Wunden vor

der Zeit zuheilen lassen, sondern sich das Andenken an jeden Vorgang noch frisch erhalten; später wird alles schon verharschen. Niemand setzt die Feder gern für sich selbst an, sogar in gerechtem Abwehren; wer mag neugierigen Blicken die Tür seines Hauses öffnen, wo er, sähe er sich unangetastet, lieber in schirmender Zurückgezogenheit geblieben wäre?

Mein Leben, insoweit seine Schicksale von meiner Gemütsart und Gesinnung abhängen, würde still und ungefährdet in unablässigem Dienst der Wissenschaft verflossen sein. Nun ist schon zum drittenmal der Pfad, den ich mir bahnen konnte, verdornt und gesperrt worden durch äußere Verhältnisse, die weit über den Widerstand hinaus walteten, den ich ihnen entgegenzusetzen hatte. Ich ziehe die Augen der Macht immer erst dann auf mich, wenn sie mich zwingt, das Feuer meines Herds fortzutragen und auf einer neuen Stätte anzufachen. Nie, von früh auf bis jetzt, ist mir oder meinem Bruder von irgendeiner Regierung Unterstützung oder Auszeichnung zuteil geworden: einigemal jener, war ich dieser nie bedürftig. Diese Unabhängigkeit hat meine Seele gestählt, sie widersteht Anmutungen, welche die Reinheit meines Bewußtseins beflecken wollen. Mein Bruder hat noch die Pflicht, eine solche Gesinnung seinen Kindern zu überliefern. Spräche er statt meiner, er würde sich in seiner Weise ausdrücken, aber seine Antwort auf jede ernste Frage würde nicht anders lauten, weil die Quelle, aus der ich sie schöpfe, auch ihn tränkt.

Ich bin von unbemittelten, aber braven, mir früh entrissenen Eltern in Hessen geboren und fühle mich noch heftig allen Eigenheiten meiner Heimat zugewandt, selbst von ihren Mängeln und Gebrechen berührt. Sie gewöhnten mich von Kindesbeinen an, diese durch glänzende Mittel wenig hervorstechende, durch angestammte Tüchtigkeit und Genügsamkeit ausgezeichnete Landschaft nur als einen wesentlichen Bestandteil des deutschen Vaterlands anzusehn, dessen Ruhm und Größe auch sie bestrahlen, und was sie ihm zum Opfer darbringen könnte, liebend empfangen müßte. Meine Gedanken, sobald ich sie sammeln, meine Arbeiten, solange ich sie richten konnte, kehrten sich auf die Erforschung unscheinbarer, ja verschmähter Zustände und Eigentümlichkeiten Deutschlands, aus welchen ich Haltpunkte zu gewinnen trachtete, stärkere, als uns oft die Beschäftigung mit dem Fremden zuwege bringt. Schon der Beginn dieser Studien war hart aber trostreich. Mit herbstem Schmerz sah ich Deutschland in unwürdige Fesseln geschlagen, mein Geburtsland bis zur Vernichtung seines Namens aufgelöst. Da schienen mir beinah alle Hoffnungen gewichen und alle Sterne untergegangen; nur erst mühevoll und langsam geriet es mir, die Fäden des angelegten Werks wieder zu knüpfen und dann wehmütig festzuhalten. Es war nicht umsonst, ich hatte mich heimlich emporgerichtet, und meine Arbeiten gewannen Fortgang. Nach Deutschlands Befreiung und Hessens Wiederherstellung sollten sie mir den großen Lohn

tragen, daß für den Gegenstand ihrer Forschungen die ihnen vorher abgewandte öffentliche Meinung empfänglich und günstig wurde. Jahre lang konnten wir, mein Bruder und ich, von jeher in entschiedner, unzertrennlicher und wechselseitig aushelfender Gemeinschaft der Studien und Schicksale, mäßig und anspruchlos zusammen arbeiten und Früchte gedeihn sehn, die auf den noch schmalen Beeten, aber unsers eigensten Bodens wuchsen. Als eine offenbare Ungerechtigkeit unsern treuen Dienst und erworbnen Anspruch auf damals oder nie in der Heimat zu erwartende Besserung unserer Lage, ohne welche unabhängig und sorgenfrei fortzubestehn schwierig schien, mit einem Mal abschnitt, kostete es wegzuziehn immer noch heiße Überwindung. Wir folgten einem Rufe nach Göttingen, keine der Anstrengungen scheuend, welche der Übergang aus zurückgezogner, aber innerlich freier Wirksamkeit in eine öffentliche und gemessenere mit sich führt. Man behauptet mit Grund, die Bestimmung zur akademischen Laufbahn müsse von früh entschieden und durch lange Gewohnheit unterstützt werden. Das Lehramt auf Universitäten ist ein eignes Element, das seine Freiheit, aber auch seinen Zwang hat, und dessen Wahl oft erst durch Nebenumstände, die außer allem Anschlag liegen, für nicht gerechtfertigt erscheint. Seinen Anforderungen zu genügen haben wir acht Jahre hindurch gestrebt, wenn nicht ohne Sehnsucht nach dem vorausgegangnen Stilleben, auch nicht ohne das frohe Bewußtsein un-

vorhergesehner, in der engeren Gemeinschaft mit trefflichen Menschen beruhender Gewinne. Aus diesen neuen Gewohnheiten des Daseins und Wirkens, die vielleicht tiefere Wurzel in uns, als wir selbst wissen, gefaßt haben, sollen wir wiederum weichen, nicht einem Antrage folgend, dessen Vorteile und Nachteile sorgfältig abgewogen werden dürfen, sondern auf einmal verschlagen in unabsehbare Ferne, gerissen mitten aus angelegten und begonnenen Arbeiten, ja, was am innigsten versehrt, augenblicklich sogar persönlich voneinander getrennt.

Was ist es denn für ein Ereignis, das an die abgelegne Kammer meiner einförmigen und harmlosen Beschäftigungen schlägt, eindringt und mich herauswirft? Wer, vor einem Jahre noch, hätte mir die Möglichkeit eingeredet, daß eine zurückgezogne, unbeleidigende Existenz beeinträchtigt, beleidigt und verletzt werden könnte? Der Grund ist, weil ich eine vom Land, in das ich aufgenommen worden war, ohne alles mein Zutun, mir auferlegte Pflicht nicht brechen wollte, und als die drohende Anforderung an mich trat, das zu tun, was ich ohne Meineid nicht tun konnte, nicht zauderte, der Stimme meines Gewissens zu folgen. Mich hat das, was weder mein Herz noch die Gedanken meiner Seele erfüllte, plötzlich mit unabwendbarer Notwendigkeit ergriffen und fortgezogen. Wie ein ruhig wandelnder Mann in ein Handgemenge gerät, aus dem ein Ruf erschallt, dem er auf der Stelle gehorchen muß, sehe ich mich in eine öffentliche An-

gelegenheit verflochten, der ich keinen Fußbreit ausweichen darf, nicht erst lange umblicken, was Hunderttausende tun oder nicht tun, die gleich mir zu ihrer Aufrechthaltung verbunden sind.

Meine Vaterlandsliebe habe ich niemals hingeben mögen in die Bande, aus welchen sich zwei Parteien einander anfeinden. Ich habe gesehn, daß liebreiche Herzen in diesen Fesseln erstarrten. Wer nicht eine von den paar Farben, welche die kurzsichtige Politik in Kurs bringt, aufsteckt, wer nicht die von Gott mit unergründlichen Gaben ausgestatteten Seelen der Menschen wie ein schwarz und weiß geteiltes Schachbrett ansieht, den haßt sie mehr als ihren Gegner, der nur ihre Livree anzuziehn braucht, um ihr zu gefallen. Hat nicht die Geschichte unserer Zeit oft genug gezeigt, daß keine Regierung sich irgendeiner Partei hat lange ergeben können? Ich traue jedem dieser Gegensätze einen größeren oder kleineren Teil Wahrheit zu und halte für unmöglich, daß sie in voller Einigung aufgehn. Wer fühlte nicht in gewissen Punkten zusammen mit dem Liberalen, mit dem Servilen, mit dem Konstitutionellen und dem Legitimisten, Radikalen und Absoluten, sobald sie nur nicht unredlich oder Heuchler sind? Unsere Sprache besitzt zum Glück noch keine Ausdrücke, die das Ultrierte in allen diesen Begriffen wiedergäben; viel naturgemäßer scheint in einigen Ländern eine historische Bezeichnung der beiden Teile, wie durch Whigs und Torys, welche Namen darum keinem jener abstrakten

genau entsprechen und doch ihr geistiges Element in sich fassen. In dem Grunde solcher Entgegensetzungen sehe ich oft wilde Pflanzen treiben, üppig in Stengel und Laub, ohne nährende Frucht. Unter den vielen wechselnden Verfassungen waren die glücklichsten die, welchen es gelang, das allgemeine Los irdischer Tugenden und Unvollkommenheiten dergestalt zu beherrschen, daß sie, was Zeiten und Völker am eigensten hob, sich gewähren ließen und schirmten. In seiner noch größeren Einfachheit und Abschließung hat das Altertum vollendetere Einrichtungen aufzuweisen, deren Erfolge in der Geschichte verzeichnet stehn, dem menschlichen Geschlecht zu unverrinnender Erquickung, nicht zu unbesonnener Nachahmung, die blindlings das Sichere der eignen Gegenwart fahren läßt und nach einem verschwundnen Zustande ringt. Noch jetzt aber, bei vielen Völkern, haften Grundpfeiler von Treue und Anhänglichkeit an hergebrachte und angestammte Ordnung, unter deren Sonne und Schatten sie groß gezogen worden sind. Auf ihr zu beharren, ohne sich der Macht des Neuen zu entschlagen, die Verfallnes und Verwittertes nach eignen Mitteln herzustellen hat, das scheint die Aufgabe, bleibe nun der alte Stil vorherrschend oder werde er überstiegen von dem Neubau. Den heilsamsten Anlaß zu solcher, wie soll man sagen, Fortentwicklung oder Verjüngung? führt die Mitte herbei, nicht das Ende, aber jene Mitte des Lebens, des Herzens, nicht die künstlich gemachte, die Lüge mit Lüge abwägt. Die innere Mitte

ist warm, die Extreme sind erkältet, um sie webt schnell die luftigste Theorie, während jener Schoße die goldne Praxis entsteigt. Ich habe, auch ganz zujüngst, Liberale augenblicklich, wo es daran lag, servil handeln, Servile, wo ihr Vorteil oder Schaden ins Spiel trat, ohne weiteres die liberalste Schonungslosigkeit in ihr Verfahren legen sehn. Ein paar Gleichnisse sollen versuchen, den Eindruck darzustellen, den jene Gegensätze wohl bei mir hinterlassen. An Konstitutionellen mißbehagt mir ihr pedantisches Streben nach Ausgleichung und Gleichförmigkeit, Berggipfel möchten sie ebnen, stolze Wälder ausrotten, ihren Pflug in blumenreiche Wiesengründe die Furche des Ackers reißen lassen. Sie mühn sich, das Obere hinab, das Niedere hinauf zu rücken, ihr eigentliches Gefallen ist das Gewöhnliche, Nützliche. Wenn von ihnen alles mit Hast getrieben wird, gehn die Absolutisten aus auf eine unnatürliche Stetigkeit aller Dinge; sie scheun und suchen jede Erhebung des Geringen zu hintertreiben, ihre Mittel sind langsamer und geschmeidiger. Sie unternehmen es wohl, wenn ihrer Ansicht der Vordergrund unserer Zeit zu eintönig und abgeblichen erscheint, ihn mit grellen Farben aufzumalen und vor unsern Augen Fratzen hinzustellen, welche die Zukunft hohnlachend niederreißen wird. Alle Gegenwart in der Zeit hat mit der Nähe im Raum gemein, daß sie den Zuständen und Gebräuchen sanftes und verschmelzendes Kolorit verleiht.

Es gibt noch ein Kennzeichen für beide Parteien.

Die Liberalen verachten das Mittelalter und schreien wider Barbarei und Feudalismus; die Servilen tragen eine gewisse Sehnsucht danach zur Schau. Ich darf hier ein Wort mitsprechen, der ich gerade mein Leben an die Untersuchung unsers Mittelalters setzte. Ich habe mit innerer Freude getrunken an seinen stillen Brunnen, die mir kein Sumpf schienen; in die rauhen Wälder unserer Vorfahren suchte ich einzudringen, ihrer edlen Sprache und reinen Sage lauschend. Weder die alte Freiheit des Volks blieb mir verborgen, noch daß es schon, bevor des Christentums Segen ihm nahte, sinnigen, herzlichen Glauben hegte. Ihr habt oft wenig gewußt von diesen Dingen, ihr konntet Waffen holen aus meinen Büchern, wenn ihr, nach euerm Zweck, die Gegenwart durch die Vergangenheit herabwürdigen oder bestätigen, wenn ihr dem König, dem Volk, der Kirche bald geben, bald nehmen wolltet. Schriftsteller, die sich einem verlassenen Felde widmen, pflegen ihm Vorliebe zuzuwenden; ich hoffe, wer meine Arbeiten näher kennt, daß er mir keine Art Geringhaltung des großen Rechts, welches der waltenden Gegenwart über unsere Sprache, Poesie, Rechte und Einrichtungen gebührt, nachweisen könne. Denn selbst wo wir sonst besser waren, müssen wir heute so sein, wie wir sind.

Ich fühle mich eingenommen für alles Bestehende, für Fürsten und Verfassungen. Wie gerne hätte ich in stiller Abgeschiedenheit, zufrieden mit der Ehre, die mir die Wissenschaft gibt, mein Leben in

dem Dienst eines von der Liebe und Ehrfurcht seines Volkes umgebnen Herrn zugebracht. Die Person des Fürsten bleibt uns geheiligt, während wir seine Maßregeln und Handlungen nach menschlicher Weise betrachten. Die Könige des Mittelalters zeigten sich dem Volk noch in ihrer Würde Zeichen, die Krone auf dem Haupt unter wallenden Locken, den Mantel um die Schultern; wenn die heutigen Könige dieses Glanzes sich entäußernd gleich Untertanen einhergehn, wenn sie bei vielen Anlässen die Bequemlichkeit des Privatlebens der Bürde ihrer öffentlichen Stellung vorziehn; schwebt ihnen dann nicht das allgemeine Ziel aller menschlichen Hinfälligkeit[1]) lebendiger vor Augen? Fühlen sie dann nicht, daß ihre Zeit auch Privattugenden von ihnen heischt? Der Majestät Strahl umgibt sie immer noch, je mehr sie im Licht der Gerechtigkeit wandeln, die ihre erste Eigenschaft ist.

Hier kann ich zu den Hergängen übergehn, durch welche die bestandne Ruhe nicht allein des Königreichs Hannover, sondern des ganzen deutschen Vaterlands auf das empfindlichste und zum Leidwesen der Redlichen, man darf hinzufügen von allen Parteien, unterbrochen worden ist.

Es ist nicht vonnöten, den Inhalt beider Patente auszuheben, welche König Ernst August nach seiner Thronbesteigung erließ; es wäre anzuführen überflüssig,

---

[1]) Wer kan den hêrren von dem knehte scheiden, was er ir gebeine blôzez fünde? Walther von der Vogelweide 22, 12; vgl. Neocorus 1, 489.

wie durch diese Akte unmilder Gewalt die Freude gedämpft wurde, daß ein wichtiger Landstrich aus der zwar ehrenvollen, oft ersprießlichen, aber das Nationalgefühl herabdrückenden Verbindung mit einem mächtigen fremden Reich in das reine Verhältnis der andern deutschen Bundesstaaten übergegangen war. Dumpfe Bestürzung verbreitete das erste Patent, heftigere und unverhaltbare das andere.

Der Herzog von Cumberland, in dem freisten, glücklichsten und blühendsten Reiche der Welt geboren, hatte von Kindheit auf die Luft britischer Verfassung eingesogen und mußte alle die Eindrücke wahrgenommen haben, welche aus einer lange bewährten, großartigen Ordnung der englischen Macht auf jeden Unbefangnen, wie viel mehr auf alle Landsgenossen hervorgehn. Dort wird nichts so lebhaft gefühlt, so augenblicklich vereitelt und gerächt, als jeder Eingriff in die festgegründeten Rechte beneidenswerter Institutionen.

Unter Privatleuten gilt als edle Sitte, daß der Bruder, wenn er des Bruders Habe erbt, des Hingeschiednen Ruhe nicht störe und alle Anstalten desselben aufrecht erhalte. Während Wilhelm des Vierten, als eines milden, gerechten Königs Andenken zahllose Untertanen segneten, als die Leichenfeier noch nicht verhallt ist, beginnt der Nachfolger seine Regierung damit anzutreten, daß er des königlichen Bruders und Vorfahren Werk, als sei es ein nichtiges und untaugliches, umstürzt.

Dies Werk war das im Jahr 1833, nach langer, von allen Teilen wohlgemeinter Beratung zwischen König Wilhelm und den Ständen auferrichtete Grundgesetz, welchem von da an bis auf jenen Machtschritt Regent, Land und Leute mit Treu und Glauben angehangen hatten, gegen dessen völligen, unkränkbaren Rechtsbestand in dem Volke selbst nicht der leiseste Zweifel obwaltete. Jetzt plötzlich soll dieses Gesetz nicht mehr gelten. Also ein König, dessen angebornes Wohlwollen aus allen seinen Äußerungen hervorleuchtete, Minister, deren redliche Absicht zu bezweifeln keine Ursache war, haben dem Land eine Verfassung gegeben, deren Nichtigkeit sie vor allen einsehn mußten? Sie haben einen Eid darauf abgelegt, von dem sie wußten, daß er auf Täuschung beruhe, und vier Jahre danach regiert? Kann der einfache gesunde Sinn das glauben?

Der König findet seine agnatischen Rechte ungewahrt. Wer kann ihn tadeln, wenn er darauf hält? Das durfte ihn zu deren neuer Erörterung führen, nicht zu einseitiger Auflösung eines ihm als Regierungsnachfolger überlieferten Staatsgrundgesetzes. Als Nachfolger tritt er aus der Reihe der Agnaten und ihnen gegenüber, er nimmt seines Vorgängers Gesichtspunkt an. Könnte jeder Nachfolger den Vertrag lösen, der mit dem Land eingegangen war, so würde niemals Sicherheit, auch nicht während langer Regierungen entspringen, weil hinter jedem Thronerben ein Umwurf drohn würde. Nicht daß Ver-

fassungen ewige Dauer gebührt: sie sollen gleich allem Irdischen vergänglich und zerbrechlich sein, nicht aber aus Willkür, sondern von beiden Teilen, zwischen welchen sie zustand gekommen waren, abgeändert oder zerbrochen werden. Es fällt mir weder ein, noch ist es meine Sache, eine ungewöhnliche Trefflichkeit des hannöverischen Gesetzes von 1833 zu behaupten; es wird dem einen demokratischen Stoffs zu viel, dem andern zu wenig enthalten und genug Mängel sonst an sich tragen; aber es hat bisher bestanden und gegolten. Allen ständischen Verfassungen in Deutschland kann der negative Nutzen schwerlich abgesprochen werden, den sie seit ihrer Dauer stifteten. Sie fördern nicht so offenbar, als sie wohltätig Mißbräuche hemmen; sie sind ein Damm, der eine Gegend noch nicht fruchtbar macht, aber den einbrechenden und versandenden Wellen wehrt. Der eigentliche Segen geht allerdings erst von der reinen Liebe des Fürsten zu seinem Land aus.

Bei Bekanntwerdung des ersten Patents fanden sich die Landstände gerade noch in Hannover versammelt, und ihr Präsident scheint schwere Verantwortung auf sich geladen zu haben, dadurch daß er ihren rechtmäßigen Einspruch, als es die höchste Zeit war ihn geltend zu machen, vereitelte. Alle späteren Schwierigkeiten hängen von diesem unberechenbaren Fehlgriff ab, das Land ist der notwendigsten Form beraubt worden, an welche es seinen Widerstand binden durfte.

Das einfachste Mittel war entrissen; aller Augen richteten sich auf die Minister hin, denen nun zunächst die Pflicht des Handelns oblag. In konstitutionellen Ländern sind sie ein Barometer, sie dürfen über eine bestimmte Linie weder hinaufsteigen noch herabsinken, ohne einen gefährlichen, ja unerträglichen Stand der Dinge anzuzeigen. Ein begründeter Ruf der Rechtlichkeit und Unbescholtenheit umgab diese Männer, ihre Namen wären mit unvergänglicher Ehre in den Annalen des Lands eingeschrieben, wenn sie Mut und Takt gehabt hätten, jede falsche Stellung von sich abzulehnen. Eine solche war ganz deutlich die, welche sie nach dem ersten königlichen Erlaß noch einnahmen. Wer aber drückt das allgemeine Staunen aus, als sie sogar nach dem zweiten Patent in einem Amt zu verharren wagten, das für sie selbst persönlich um eine Stufe erniedrigt wurde? Aus treuen Freunden der Verfassung, deren oberste Hüter und Wächter sie gewesen waren, wandelten sie sich in erklärte Feinde derselben, die fortan notgedrungen waren, jeden Angriff auf sie zu erleichtern und zu beschönigen. Fühlten, auf so schlüpfrigem Boden, sie wenigstens nicht einmal die Gefahr des gegebnen Beispiels? Der belastet sich zwiefach, der auch noch andere in den Fall mit sich fortreißt.

Und sie hatten zuoberst den Eid auf die Verfassung geleistet, der so heilig ist als jeder andere Eid, der von allen Staatsdienern als wesentliche Ergänzung des Huldigungseids im Jahr 1833 geschworen worden

war und seitdem von jedem neu in den Staatsdienst Eintretenden geleistet werden mußte. Was nun den Eindruck des zweiten Patents mehr als alles steigerte, war eben die darin unumwunden ausgesprochne Loszählung aller Staatsdiener von dem auf die Konstitution geleisteten Schwur. Dem Gewissen, das keine irdische Macht, kein König entbinden kann, wird hier eine Erledigung angeboten, die zu immerwährender Belastung führt. Den Eid auf die Verfassung konnte niemand lösen als entweder der König gemeinschaftlich mit den nach dem Gesetz von 1833 berufnen Landständen oder ein rechtlicher Ausspruch des Bundestags; einen dritten Weg gab es nicht. Beiden Entscheidungen würden wir uns in ehrerbietigem Gehorsam gefügt haben, aber ohne volle Überzeugung war keine Entlastung möglich, jeder Zweifel hätte einen unerträglichen Zustand der Seele mit sich geführt. Ich sehe das kalte Lächeln derer, die sich die Klugen nennen und hier bloß eine nicht ernsthaft gemeinte Ausflucht erblicken; habe ich doch selbst sagen hören, ein Eid in politischen Angelegenheiten bedeute nicht viel, oder auch, der aufgelegte Eid binde eben nicht, man erfülle ihn, soweit man Lust habe. Gut, denkt der eine, daß sich Veranlassung findet, eine liberale Verfassung umzuwerfen, wenn es gelingt, so heiligt der Zweck die Mittel; wir haben ein höheres Recht, das die Rechte des Machwerks nicht zu achten braucht. Was kümmert mich die Politik, meint der andere, wenn sie mich in meiner Behaglichkeit oder in

meinen gelehrten Arbeiten stört. Aber so sehr ist die Religiosität nicht verschwunden, daß nicht viele, die etwas Höheres als weltliche Klugheit kennen, die volle Schwere des Grunds mit mir im tiefsten Herzen empfinden. Es gibt noch Männer, die auch der Gewalt gegenüber ein Gewissen haben. — Späterhin wurde eine weitere Deutung aufgesucht: der König sei alleiniger Dienstherr, ihm allein, keinem andern, sei der Eid geschworen, in seiner Macht stehe es, den Diener von dem Eid zu entbinden. Gewiß, der König ist der einzige Herr, gewiß, der Eid ist in die Hand seines Bevollmächtigten abgelegt, dennoch steht es nicht in der Macht des Königs, den einmal vor Gott ausgesprochnen zu lösen. Er ist auf die Aufrechthaltung des Grundgesetzes geleistet, und solange dies nicht rechtsgültig aufgehoben ist, muß er unverbrüchlich sein. Ich habe keine staatsrechtliche Theorie gemacht und keine zu verfechten, ich muß mich an das halten, was mir von oben gegeben ist, aber nach der Basis, auf welcher das Grundgesetz ruht, kann man mit vollem Recht sagen, der Eid ist auch dem Land geleistet. Und braucht man nach analogen Verhältnissen weit zu suchen? Hat ein Oberappellationsgericht einen andern Herrn als den König? Und steht es in seiner Macht, die Mitglieder desselben von dem Eid, den sie auf die Gerichtsordnung geleistet haben, zu entbinden? — Würde sich vor einem Jahr jemand mit einer solchen Deutung vorgewagt haben? Und glaubt man, daß sophistische Wendungen

dieser Art in ein ehrliches, einfach denkendes Gemüt eindringen?

Indem ich mich nunmehr anschicke, von den Gesinnungen und Handlungen zu reden, welche sich in Göttingen seit den beiden Patenten kundgaben, gedenke ich zuvor noch des tragischen Verhängnisses, das diese Unterbrechung der öffentlichen Ruhe unmittelbar in den Zeitpunkt fallen ließ, wo die Universität die größte Feier zu begehn hatte, die ihr seit ihrer Stiftung zuteil werden konnte. Alle Gemüter waren innig erregt und die Blicke von ganz Deutschland auf Göttingen gerichtet; das Schicksal hatte dem höchsten Glanz der Akademie schon eine Zutat von unruhigem Schmerz gegeben, der an den feierlichen Tagen sich noch in den Hintergrund ziehn durfte, weil damals die auf das erste Patent gefolgte zweifelnde, noch nicht verzweifelnde Beklemmung herrschte. Der noch reine Festhimmel war nur am Rand mit bedenklichen Wolken gesäumt. Die von den Scharen fremder Gäste und Zuschauer, wie nie vorher, belebten Straßen der Stadt waren wieder öde geworden und ein kurzer Feriengenuß eingetreten, als unmittelbar mit dem Beginn des neuen Semesters die gefürchtete Katastrophe eintrat und alle gehegten Besorgnisse, auf einen Schlag, weit überbot. Die unerwartete, bald aber bestätigte Botschaft von der Nachgiebigkeit der alten Minister vollendete die allgemeine Bestürzung.

Kein anderer Bestandteil des ganzen Königreichs konnte von dieser Begebenheit lebhafter und tiefer er-

griffen werden, als die Universität. Die deutschen hohen Schulen, solange ihre bewährte und treffliche Einrichtung stehn bleiben wird, sind nicht bloß der zu- und abströmenden Menge der Jünglinge, sondern auch der genau darauf berechneten Eigenheiten der Lehrer wegen höchst reizbar und empfindlich für alles, was im Land Gutes oder Böses geschieht. Wäre dem anders, sie würden aufhören, ihren Zweck so wie bisher zu erfüllen. Der offne, unverdorbne Sinn der Jugend fordert, daß auch die Lehrenden bei aller Gelegenheit jede Frage über wichtige Lebens- und Staatsverhältnisse auf ihren reinsten und sittlichsten Gehalt zurückführen und mit redlicher Wahrheit beantworten. Da gilt kein Heucheln, und so stark ist die Gewalt des Rechts und der Tugend auf das noch uneingenommene Gemüt der Zuhörer, daß sie sich ihm von selbst zuwenden und über jede Entstellung Widerwillen empfinden. Da kann auch nicht hinterm Berg gehalten werden mit freier, nur durch die innere Überzeugung gefesselter Lehre über das Wesen, die Bedingungen und die Folgen einer beglückenden Regierung. Lehrer des öffentlichen Rechts und der Politik sind, kraft ihres Amts, angewiesen, die Grundsätze des öffentlichen Lebens aus dem lautersten Quell ihrer Einsichten und Forschungen zu schöpfen; Lehrer der Geschichte können keinen Augenblick verschweigen, welchen Einfluß Verfassung und Regierung auf das Wohl oder Wehe der Völker übten; Lehrer der Philologie stoßen allerwärts auf ergreifende Stellen der

Klassiker über die Regierungen des Altertums, oder sie haben den lebendigen Einfluß freier oder gestörter Volksentwicklung auf den Gang der Poesie und sogar den innersten Haushalt der Sprachen unmittelbar darzulegen. Alle diese Ergebnisse rühren aneinander und tragen sich wechselseitig. Es bedarf kaum gesagt zu werden, daß auch das ganze Gebiet der Theologie und selbst der Medizin, indem sie die Geheimnisse der Religion und Natur zu enthüllen streben, dazu beitragen müssen, den Sinn und das Bedürfnis der Jugend für das Heilige, Einfache und Wahre zu stimmen und zu stärken. Wie allseitig muß also die Universität von der Kunde ergriffen werden, daß die Verfassung des Lands dem Umsturz ausgesetzt sei. Eine Menge junger Leute nehmen Anteil an der veränderten Lage ihrer Eltern, Brüder, Freunde und Lehrer, an der Verrückung ihrer eignen Stellung; alle bewegt ein allgemeines Gefühl der schwebenden Gewalttätigkeit, und es braucht nicht erst gesagt zu werden, auf welcher Seite sie stehn.

Unter den Professoren taten sich bald verschiedenartige Gruppen hervor, die Charaktere, wie mein Bruder treffend bemerkte, fingen an sich zu entblättern gleich den Bäumen des Herbstes bei einem Nachtfrost; da sah man viele in nackten Reisern, des Laubs beraubt, womit sie sich in dem Umgang des gewöhnlichen Lebens verhüllten. Zwar das muß zugegeben werden, daß alle und jede von dem Entschluß des Königs unangenehm berührt wurden und ihn lieber ungeschehn

gewußt hätten. Die vom Alter Abgestumpften scheuten die Mühe und den Lärm der Neuerung, aus der für ihre letzten Bequemlichkeiten sich Störungen ergeben könnten; sie überlegten nicht, daß auch dem ablaufenden Leben Festigkeit zieme, sogar gefahrlosere bereitet sei, daß noch die scheidende Sonne ein zu Ende neigendes ehrenvolles Wirken überglänzen könne. Ein anderer Teil, an sich gegen jede Verfassungsform völlig gleichgültig und nur eigne Vorteile ins Auge fassend, mochte dem Grundgesetz von 1833 abgeneigt sein, weil es einzelne frühere Rechte und Privilegien der Universität aufgehoben hatte. Dahin gehörte zumal die Vernichtung der dem Professorenstand so nötigen Einqartierungsfreiheit, worüber ärgerliche Reibungen und Verhandlungen mit den Bürgern entsprungen waren, die sich hier einmal als tüchtige Staatsbürger fühlten und begierig an dem Prinzip der gleichen Beitragspflichtigkeit zu allen Staatslasten festhingen, in Zeiten wahrer Not aber wenig Beruf in sich spüren, ihrer Staatsbürgerverpflichtung nachzukommen. Ich will dem Aufheben solcher Privilegien nicht das Wort reden, es wird an der allgemeinen Nivellierung aller Verhältnisse ein weniges dadurch gewonnen, aber der Verband der Korporation gelockert, an welchem viel mehr gelegen war. Solange nicht die Ausgleichung den Gipfel erlangt hat, daß sie den Bürger befähigt, abwechselnd mit dem akademischen Lehrer das Katheder zu besteigen, diesen nötigt, abwechselnd mit dem Bürger zu backen und zu schlachten, brauchen noch keine

Soldaten in die Auditorien eingelegt zu werden. Doch war hier weniger die Richtung der Konstitution von 1833 anzuklagen, als der schon lange wirkende Zeitgeist, dem sie huldigte. Ältere Göttinger Professoren erinnern sich auch einer sonst bestandnen Akzisefreiheit, deren Wohltaten schon geraume Zeit vorher, ehe jemand an ein Grundgesetz dachte, aufgehört hatten. Man muß Verbesserungen im Großen hinnehmen mit Verschlimmerungen im Kleinen, nicht umgekehrt ein ganzes Verderbnis entschuldigen aus einzelnen Vorteilen, die es bringen könnte. Es mag indessen nur sehr wenige Professoren geben, die sich von solchen Gründen hätten bewegen lassen, dem königlichen Patent ihren Beifall zu zollen, aus dessen Sinn durchaus nicht entnommen werden darf, daß mit der Vertilgung der Verfassung jene Bevorrechtungen einzelner Stände wiedererwachen werden. Jede Regierungsart ist so klug, daß sie sich auch einige Folgerungen aus der ihr ganz entgegengesetzten gefallen läßt.

Der größten Zahl der Professoren mußte einleuchten, daß das königliche Machtgebot die wichtigste Angelegenheit des Lands betreffe, und daß es nun auch der Universität gelte, sich ihm entweder mutlos zu ergeben oder ein gegründetes Recht des Widerspruchs auszuüben. Wiederum aber zerfielen die, welche es für ratsam hielten, unterwürfig zu schweigen, in zwei sehr verschiedne Parteien. Zur einen gehörten die Männer, welche, sonst vorlaut und stolz genug, vor aller Gewalt verstummen und jede Ungnade in

den Augen des Herrschers als das unerträglichste Unglück betrachten; sie waren, auf Kosten ihrer selbsteignen Denkungsart, zur Nachgiebigkeit bereit, und schnell erfinderisch, Scheingründe für ihre Abtrünnigkeit nicht bloß hervorzusuchen, sondern sie auch anders Gesinnten auf alle Weise anzuempfehlen. Andere, allerdings achtungswerter, bedauerten zwar den Untergang der beschwornen Verfassung, hingen aber über alles an der Aufrechthaltung der Universität, deren Gefahr, wenn sie den Unwillen des Königs auf sich ziehn sollte, ihrem Herzen weit näher lag, als das Heil des ganzen Reichs, welcher daher die angelobte Pflicht unbedenklich aufgeopfert werden müsse. Verkennend, daß auch die edelsten und berühmtesten Einrichtungen darunter am meisten leiden, wenn die Gerechtigkeit von ihren Verwaltern versäumt wird, sind sie Beamten ähnlich, die aus mißverstandner Liebe zu ihrem Amt dessen ganze Würde in die Schanze schlagen und das ihnen rein vertraute Gut fleckig werden lassen, um ihren Nachfolgern wegen der zu ziehenden Diäten nichts zu vergeben. Die Wissenschaft bewahrt die edelsten Erwerbungen des Menschen, die höchsten irdischen Güter, aber was ist sie gegen die Grundlage des Daseins wert, ich meine gegen die ungebeugte Ehrfurcht vor göttlichen Geboten? Sie wird, von dieser abgetrennt, wie jene italienischen von Marmor täuschend nachgeahmten Früchte ein eitles Schaugericht, das niemand sättigt und nährt. Auf diesem Weg verstehe ich es nicht,

den Glanz der Georgia Augusta zu erhalten, für den ich freudig und mit treuer Anhänglichkeit meine besten Kräfte hingegeben, keine Störung der liebsten Arbeiten gescheut habe. Hier mögen meine Kollegen, selbst die anders gehandelt haben, hier mag das Kuratorium Zeugnis ablegen.

Mit Freuden bekenne ich, daß, diese die höhere Pflicht und jene alles Selbstgefühl Aufgebenden abgerechnet, unter der bedeutenderen Masse aller übrigen in den ersten Wochen die Meinung der vor Zorn und Scham Glühenden das Übergewicht hatte, welche ihren Eid zu wahren, nicht zu brechen gedachten. Hätte man damals die Stimmen gesammelt, sie wären fast alle zugunsten der Wahrheit und des Rechts abgegeben worden, und selbst die Schwächeren fühlten sich durch die Reinheit des ersten Eindrucks, wie er sich bei solchen Gelegenheiten überall geltend macht, emporgehalten. An den Mitteln aber, welche man beratschlagte, taten sich bald Trennungen hervor, und den Nachgiebigeren oder Zagenden war es innerlich willkommen, ohne der anfangs geäußerten Gesinnung zu entsagen, vorerst die Ablehnung festerer Maßregeln durch aufhaltende Bedingungen oder die Halbheit dazwischengeworfner vielfacher Vorschläge zu erreichen. Während dem Gewissen mit jener Anmutung, sich des Eids zu entschlagen, eine sofortige und laute Gegenerklärung geboten war, faßte bei vielen die leidige Ansicht Wurzel, der rechte Zeitpunkt, sich zu erklären, trete für die Universität erst dann ein, wenn sie die

bevorstehende Aufforderung zur Wahl eines Deputierten in die vom König unberechtigt einberufne Ständeversammlung nach den Grundsätzen von 1819 entschlossen beiseite zu weisen habe. War denn nicht der Eid auf die Konstitution von 1833 faktisch zu Boden getreten, und gab es Gründe, sein Sträuben dawider warten zu lassen? Bedurfte es erst noch eines andern Faktums, gegen welches Widerstand zu leisten sei? War nicht Gefahr, daß durch die lange Erwartung dieses Faktums Erschlaffung der Handelnden herbeigeführt werden würde? Der Erfolg hat diese Besorgnisse vollkommen gerechtfertigt. Unter dem Vorwand, bei Einberufung der Wählenden einen allgemeinen Protest der gesamten Universität zustand zu bringen (woran gleich damals billig zu zweifeln war), gab man die starke Eintracht der besseren Mehrheit auf und stellte die Entschlossenen größerer Gefahr preis. Es hat sich gezeigt, daß die Stunde jener Wahl nicht vierzehn Tage (wie man vorschützte), sondern über acht volle Wochen nach dem Patent eintreten sollte, nachdem sich durch eine Reihe anderer Vorgänge und Einwirkungen die Gemüter hinlänglich abgelenkt[1]) haben können. Was auch nunmehr bei diesem Wahl-

[1]) Aber es mag einer so gut gesittet sein, daß über ihn das göttliche wie das menschliche Urteil übereinstimme. Doch er ist schwach an Mut: wenn einem solchen etwas Widriges begegnet, so wird er vielleicht aufhören, die Unschuld zu pflegen, durch welche er sein Glück nicht festhalten konnte. Boethius „vom Trost".

akt vorgehen möge, es wird von wenigem Gewicht auf das Ganze sein. Die Regierung weiß nunmehr viel besser als damals, wie sie selbst eine völlige Verwerfung ihres Wahlvorschlags aufzunehmen und zu behandeln habe.

In so peinlicher, vielberatner und hingehaltner Lage entschied sich endlich eine geringe Zahl beherzt gebliebner, das Eis des Schweigens zu brechen, dessen Rinde hart und schmählich das ganze Land überzogen hatte.[1]) Unsere Erklärung an das Kuratorium war den 17. November abends entworfen worden, noch wußten wir nicht, ob sie am folgenden Tag von fünf, oder von sieben, oder von dreizehn unterschrieben abgehen sollte. Sieben Namen standen am Schluß der am 18. November entsandten Ausfertigung. Jeder war auf seinem Wege mit völliger Unabhängigkeit des Geistes zu der Überzeugung gelangt, welche die Protestation aussprach. Es war also wenigstens eine Besiebnung, der das altdeutsche Recht entschiedne Kraft beimißt, vollführt.

In diesem erlassenen Widerspruch gegen das Patent herrscht die einfache, aber starke Sprache unverstellter, unverschleierter Wahrheit. Die der Würde des Königs gebührende Ehrfurcht wird nirgends verletzt;

[1]) Wie bitter ist der Tadel darüber, den ein etwas höhergestellter Beamter in Hannover aussprach, ohne es in seiner Unschuld zu merken: „Wir haben es nicht gewagt, dem Könige zu widersprechen, und sieben Professoren nehmen es sich heraus.“

was zu sagen war, konnte nicht verhalten bleiben. Das Schreiben wurde an die Behörde eingereicht, welche der Universität zunächst vorgesetzt war und in deren Verpflichtung es lag, der Regierung ungesäumte Kunde dieses Hergangs zu hinterbringen.

Er konnte und sollte nicht geheimgehalten werden. Nicht allein war die vorausgegangne Beratung und ihr Ziel unter der Mehrzahl der Professoren bekannt, sondern auch Entwurf und Reinschrift der Erklärung mehreren Kollegen, die nicht mit unterzeichneten, vorgelegt worden. Und wie hätte eine Vorstellung gegen das, was der König öffentlich an das ganze Land erlassen hatte, sich in die Schranken einer bloß an das Ministerium gerichteten, vielleicht ohne weitere Folge zu den Akten genommenen Antwort zwängen mögen? Diese Antwort bedurfte ebensosehr an das Licht der Welt zu treten, als ihr Anlaß. Richtet der König sein Wort an seine Untertanen, so steht auch ihnen offen zu antworten und sich zu verteidigen frei. Was für ein Verbrechen wäre das Recht dieser Verteidigung, die nichts verrät, nichts verdeckt, keinen Gehorsam aufkündigt, sondern nur gegen eine Gewaltmaßregel der Regierung Einsprache tut? Ihr einziges Ziel, die Beruhigung der Gewissen, war der Anerkennung würdig. Wer verabscheut mehr als ich alles, was man politisches Treiben nennt? Es hat mich nie nur aus der Ferne berührt. Steht es so mit uns, daß die Lehre des Christentums, den Strauchelnden durch Beispiel zu warnen, zu einem politischen Vergehen darf ge=

stempelt werden? Ich halte jeden, der nicht mit voller, unerkünstelter Überzeugung den Gründen des Patents vom 1. November nachgeben kann, auch den, der seine Gedanken aus Klugheit davon abwendend die Frage sich nicht beantworten will, noch heute für einen Eidbrüchigen.

Die Geschichte zeigt uns edle und freie Männer, welche es wagten, vor dem Angesicht der Könige die volle Wahrheit zu sagen; das Befugtsein gehört denen, die den Mut dazu haben. Oft hat ihr Bekenntnis gefruchtet, zuweilen hat es sie verderbt, nicht ihren Namen. Auch die Poesie, der Geschichte Widerschein, unterläßt es nicht, Handlungen der Fürsten nach der Gerechtigkeit zu wägen. Solche Beispiele lösen dem Untertanen seine Zunge, da wo die Not drängt, und trösten über jeden Ausgang.

Niemand in Göttingen oder andern Orten hat übersehn können, wie verschieden die Entschlossenheit der einzelnen Fakultäten ausgefallen ist, das Recht der Universität auf Erhaltung des Grundgesetzes zu verteidigen. Als Korporation befugt und verpflichtet, ihren Deputierten den Ständen beizuordnen, gekränkt durch die ausgesprochne Aufhebung der Verfassung, war sie einzuschreiten ermächtigt und aufgefordert. Einer aus gelehrten, kundigen, feiner fühlenden Männern zusammengesetzten Gemeinheit gebührte dieser Beruf vor den übrigen im Land: was als Laienwahrheit allen Herzen einleuchtete, sollte sie von der Gelehrten Bank herab, nach göttlichen und mensch-

lichen Satzungen, bestätigen und bestärken. Ein vollstimmiger Beschluß von seiten der ganzen Universität hätte die bedeutendste Wirkung haben müssen; bald aber zeigte sich nicht nur die Unausführbarkeit einer solchen Vereinigung, sondern auch wie sehr die Kräfte der Mutigeren durch gesondertes, ungleichzeitig und in abweichenden Formen sich entfaltendes Auftreten zersplittern würden. Keiner der endlich eingeschlagnen Schritte vermochte die Mitglieder der theologischen noch der medizinischen Fakultät für sich zu bestimmen. Die philosophische und juristische waren es, von welchen aller Entschluß und alle Anregung ausgingen, und das bleibt eine fast psychologische Merkwürdigkeit. Wenn man auch anschlagen muß, daß der Zahl nach die philosophische Fakultät auf allen Universitäten immer die bei weitem stärkste, die theologische die schwächste ist, so wird doch die medizinische in dieser Beziehung der juristischen wenig weichen. Macht die alltägliche Gewohnheit, vor Sterbebetten zu stehn und mit dem Messer in Leichen zu schneiden, Ärzte härter und unempfindlicher gegen die Not des Vaterlands? Wird ihnen durch ihr Geschäft mehr Gleichgültigkeit für die Bedrängnisse des menschlichen Lebens, dem sie nur von der leiblichen Seite her zu Hilfe kommen, eingeflößt? Es gibt gleichwohl die edelsten Beispiele liebender Aufopferung für das Gemeinwesen auch unter Ärzten, und ihre regere Berührung mit allen Ständen pflegt ihnen sonst die Kunde der öffentlichen Dinge zu erleichtern, nicht zu verleiden. Von den

Theologen hingegen, den Bewahrern des Glaubens und der Gewissen, wäre am allerersten zu erwarten gewesen, daß sie, eingedenk lutherischer Freimütigkeit und Standhaftigkeit, ihre Zornschalen kräftig ausgeschüttet und alle Blödigkeit des Zweifels dahingeworfen hätten. Es fehlte nicht an Beistimmung, aber an der Entschlossenheit, sie öffentlich zu bekennen. Theologischer und juristischer Gelehrsamkeit stand hier allerdings die eigentliche Begründung der obschwebenden Fragen zu; wenn es die Unterzeichner der Protestation schmerzlich empfanden, von ihren theologischen Kollegen verlassen zu sein, so durfte freilich die Teilnahmslosigkeit der medizinischen Fakultät minder schwer auffallen, doch die Einstimmung strengjuristischer Ansichten mit denen, die aus der freieren philosophischen Klasse hervorgingen, vollkommen beruhigen.

Es ist außerdem, selbst öffentlich von der Regierung, hervorgehoben worden, daß an dem Widerstand, welchen sie zu erfahren hatte, hauptsächlich sogenannte Ausländer, d. h. keine gebornen Hannoveraner, beteiligt seien. Ein tief kränkender, undankbarer Vorwurf, der, wenn er gelten könnte, überhaupt nur den Sinn haben würde, daß unter deutschen Gelehrten, zwischen welchen von jeher Freizügigkeit und Gefühl deutscher Nationaleinheit waltete, die Abgrenzung einzelner Bundesgebiete Spaltungen erzeugen sollte. Oder hören die, welche fünf, zehn, zwanzig Jahre im hannöverischen Land gelebt und gewirkt haben, noch nicht Auswärtige zu heißen auf? Will der König

seine hohe Schule mit lauter eingebürtigen Professoren besetzen, nur für eingeborne Studenten öffnen? Man schlage Göttingens Jahrbücher auf und zähle nach, wieviel Gelehrte ihm die engere Heimat, wieviel das übrige Deutschland zugeführt hat? von welchen unter diesen der größte Glanz über es gekommen, die festeste Treue ihm bewiesen worden ist? Nach dem dermaligen Bestand des Personals der Universität bilden die eigentlichen Hannoveraner nicht einmal dessen vierten Teil, und so schwerlich die Würde der ganzen Anstalt mit bloßen Hannoveranern aufrechterhalten werden könnte, ebensowenig Lust bezeigen möchten die auf andern deutschen Universitäten zerstreuten, nirgend als Ausländer betrachteten hannöverischen Gelehrten jetzt nach Göttingen abzugehn. Haben die außerhalb gebornen Unterzeichner der Protestation (welchen sich, wie jedermann weiß, auch ein geborner Göttinger rühmlich zugesellte) keine Liebe zu dem Land verraten, dessen Grundverfassung sie auf Gefahr ihrer Stellung hin zu hegen unternehmen? Liegt der hier berührten Erscheinung etwas Wahres zum Grund, so dreht sie sich um in den wirklichen Vorwurf, daß die eingebornen Landeskinder, denen keine geringere, sondern eine noch mächtigere Verpflichtung zu der Konstitution oblag, saumselig und furchtsam ihr nicht nachgekommen sind. Ihre Lässigkeit kann das gewissenhafte Betragen der übrigen nicht zum Laster stempeln.

Man hat, im Gefühl, es gebreche sonst an Ursachen

uns zu verdammen, die schnelle Veröffentlichung jener Erklärung als etwas Strafbares aufzufassen gestrebt. Wissen doch Regierungen selbst, wie schwer es heutzutag ist, sogar ihre verborgensten Handlungen der Öffentlichkeit zu entziehn, die als wohltätige zugleich und gefährliche, aber unausrottbar gewordne Macht ihren Schritten zur Seite steht. Und, wie verbotne Früchte süßer scheinen, kehrt sich auch der Vorteil augenblicklicher Hemmung bald hernach wider die, welche sie verursachen, wenn sich die geschehnen Dinge mit desto stärkerem Schwung Luft machen und das Gerücht ihnen erhöhten Reiz leiht. Des Verbots, der Zensur blödsichtiges Auge vermag doch bloß in unmittelbarer Nähe und Gegenwart zu sichern, die drohenderen Übel der Zukunft gewahrt es nicht. Hätten wir mit Angst und Sorge jede Mitteilung unserer Worte gemieden, sie wären, einmal entsandt, doch auf mehr als einem Weg frei geworden. Wir wollten sie nicht zuerst verbreiten, erwarteten nie, daß sie geheim bleiben würden. Sind wir daran schuld, wenn ein uns völlig unbekannter Korrespondent einer englischen oder französischen Zeitung von unserer Absicht hörte und davon meldete? Was konnten wir mit einer solchen kahlen Notiz bezwecken? Wir, die wir nichts verheimlichen wollten, die wir offen und mit allen Gründen uns zu erklären vorhatten? Endlich, was hätte selbst eine solche Nachricht Strafwürdiges in sich? Ich für mein Teil habe ohne Bedenken, was ich getan, und niemand, daß es geschehn

würde, vorher wußte, was ich noch jetzt für völlig schuldlos halte, ausgesagt, daß ich den vierten Tag nach der Entsendung, zu einer Zeit, wo bereits zahllose Abschriften umgingen und benachbarte öffentliche Blätter Auszüge lieferten, einem auswärtigen Freund, gar nicht zur Bekanntmachung, bloß zur Kenntnisnahme, eine vollständige Kopie mitgeteilt habe.[1]) Ähnliches, soviel ich weiß, dürfen meine Kollegen behaupten. Keiner hat den andern gefragt, was er tun wollte; vier haben gar keine Veranlassung zur Mitteilung gehabt. Und hätten wir wirklich zu gestehn gehabt, die alsbaldige Veröffentlichung sei unmittelbar von uns ausgegangen, stand darauf Landesverweisung, überhaupt nur auf der Mitteilung einer Erklärung an die Behörde irgendeine Strafe? War das Ausgesprochne in Recht und Wahrheit gegründet, so durfte es vor die Welt hintreten, wie vor den König selbst. Indem wir es weder an seine eigne Person

[1]) Meine Aussage muß in dem akademischen Protokoll enthalten sein, und das nennt die „Hannöverische Zeitung" vom 17. Dezember unumwunden eingestehn, zur Verbreitung der Protestation beigetragen zu haben. Weil ich auf allgemeines Befragen ehrlich sage, was den Umständen nach völlig unerheblich ist, deshalb wird mir auferlegt, Haus und Hof zu räumen, die Meinigen und meine Habe im Stich zu lassen! Welche Barbarei will Mitteilungen an Freunde untersagen? Durch mich ist die Urkunde sicher in kein öffentliches Blatt gelangt, und jedes konnte sie bereits anderswoher entlehnen.

richteten, noch unmittelbar öffentlich machten, folgten wir der Scheu natürlicher Ehrerbietung.

Ich habe nunmehr ein Ereignis zu berühren, das künftige Geschichtschreiber der Universität Göttingen aus ihren Jahrbüchern tilgen zu können wünschen werden, die berüchtigte Rothenkircher Deputation.

Die innere Wahrheit unserer Protestation mußte in Hannover wider Willen gefühlt worden sein, denn man schwieg so lange, bis der Versuch gemacht wäre, die übrige Universität von aller zu besorgenden Nachfolge abzuschrecken. Einem Gerücht zufolge wollte der König selbst nach Göttingen kommen, um über die Protestanten das volle Maß seiner Ungnade auszuschütten; er begab sich in das etwa vier Meilen ferne Jagdschloß Rothenkirchen.

Gegen Ende November ließ der Prorektor dem Senat eröffnen, daß der König zu Rothenkirchen eine Bekomplimentierung von seiten der Universität erwarte. Diese Förmlichkeit schien überflüssig, da die Dankgefühle der Universität bereits zur Zeit des Jubiläums ihren reichlichen Erguß genommen hatten. Man wähnte indessen, dem Prorektor sei eine offizielle Einladung des Ministeriums oder Kuratoriums zugegangen, der sich nicht ausweichen lasse. Es hat später verlautet, daß dies nicht der Fall gewesen sei, vielmehr eine dritte Mittelsperson die Hand im Spiel gehabt habe. Gegen eine Bezeugung der Ehrfurcht war vom Senat, wie sich von selbst versteht, nichts einzuwenden. Neben dem Prorektor, der selbst zu=

gleich Substitut des Regierungsbevollmächtigten und Dekan der Juristenfakultät war, wurden deren Exdekan und die Dekane der drei übrigen Fakultäten zur Reise bestimmt. Einige Senatsglieder mögen sogar gemeint haben, das aufsteigende Unwetter könne durch eine offne und freie Sprache der Abgeordneten beschworen werden. Man wird es seltsam, ja unbegreiflich finden, daß diesen keine bestimmte Instruktion entworfen wurde; sie hatten einen oder zwei Tage lang Zeit dazu, alle obwaltenden Verhältnisse zu überlegen, reisten aber unvorbereitet und in voller Selbstgenügsamkeit am 30. November ab. Zu Rothenkirchen angelangt, wurde die Deputation alsbald befragt, ob sie eine Adresse der Universität bringe? auf verneinende Antwort aber bedeutet, daß sie ohne eine solche nicht vorgelassen werden könne. Hier war nun ein einfacher, durch die Umstände sogar gebotener Ausweg, eben dieses Mangels wegen umzukehren und heimzureisen. Der Prorektor entschloß sich lieber, in dem Vorzimmer des Palastes eine solche Schrift abzufassen und sich so den Weg zur Audienz zu bahnen. Er soll anfänglich eine allgemeine, d. h. nichtssagende aufgesetzt und übergeben haben. Diese wurde jedoch nicht angenommen, sondern mit dem Bedeuten zurückgestellt, es müsse darin eine Mißbilligung der Protestation ausgedrückt sein. Die Deputierten sahen sich nun in dem schwierigen und peinlichen Fall, etwas aussprechen zu müssen, was sie selbst in Wahrheit nicht fühlten, und wozu sie wenigstens durchaus nicht

von der sie absendenden Senatsbehörde bevollmächtigt waren. Rechtlichen Männern, hier gedrungen, über einen Schritt ihrer Kollegen abzuurteilen, blieb das einleuchtende Mittel, eben diesen Abgang an aller Vollmacht geltend zu machen. Die Deputation dachte aber auf Umwegen durchzuschlüpfen, und eine neue Adresse ward ausgeklügelt, deren gewundne Phrasen wahrscheinlich einen vielleicht beschönigenden Tadel, nicht der Sache und Meinung selbst, sondern der schnellen Verbreitung der Protestation auszudrücken suchten. Diese Adresse, deren wörtlicher, geschweige buchstäblicher Inhalt bisher noch auf keine Weise hat bekannt werden wollen, genügte und wurde von dem König, nach bewilligtem Gehör, dergestalt beantwortet, daß nun seine Ungnade allein auf die Unterzeichner der Erklärung fallen, die übrige Universität aber ihrer bewiesenen loyalen Gesinnung halber gerühmt werden konnte. Der Prorektor wurde außerdem zu einer besondern und geheimen Audienz gelassen, in welcher es ihm freistand, von seiner Privatansicht so viel, als er mit sich selbst zu verantworten glaubte, zu äußern. Klar aber ist, daß weder er noch die Dekane, als Abgeordnete ihrer Kollegen, im Namen der Universität, der Fakultäten und des Senats nicht das Gelindeste von dem auszusprechen befugt waren, was sie zu Rothenkirchen von sich gegeben haben sollen.

Was sie aber auch dort verhandelt und ausgerichtet haben mochten, ihre unerläßliche Pflicht war, ungesäumt nach der Heimkehr dem kommittierenden Senat

nicht allein, sondern in einer so wichtigen Angelegenheit auch dem gesamten Korpus der Professoren Rechenschaft abzustatten. Sollte man es glauben, daß vom 1. bis zum 14. Dezember, an welchem Tag mein bisheriges Verhältnis zur Akademie gelöst wurde, mithin in zwei vollen Wochen, keine Silbe über diese Hergänge von seiten des Prorektors an mich gelangt ist? Was sich im Senat zugetragen hat, mögen andere genau berichten; man weiß, daß auch da der Prorektor nur allgemeine, ganz unverfängliche Dinge gesagt zu haben bekannte, jeder genaueren Erklärung und schlichter Erzählung ausweichend. Nicht weniger als ihrem Oberhaupt lag aber auch den übrigen Abgeordneten, seit sie übelverrichteter Dinge zurückgekehrt waren, die stärkste rechtliche und sittliche Pflicht ob, auf die Erstattung dieser Rechenschaft zu dringen. In Privatäußerungen schienen einige von ihnen freimütiger, ohne jedoch irgend etwas einzuräumen, was den noch wurzelnden Glauben beeinträchtigen konnte, sie hätten bei dieser Veranlassung, wie es sonst immer üblich ist, ihren Genossen die Farbe gehalten. Daß sie nicht recht klaren Wein einschenkten, fühlte man wohl, war aber weit entfernt, eine solche Verleugnung ihnen aufzubürden, als sie deren einige Tage später öffentlich geziehen werden sollten.

Hegten die Mitglieder der Deputation insgeheim den Wunsch, daß die königliche Ungnade sich entladen würde, ohne sie in die Entwicklung einzumischen, so

sind sie mit allem Recht getäuscht worden. Ihre unmannhafte Haltung, die sittliche Mattherzigkeit ihrer zu Rothenkirchen geführten Sprache ist es offenbar, was unser Verderben, wenn auch nicht bereitet, doch vollendet hat. Das muß frei und laut gesagt werden. Ihnen lag die moralische Pflicht ob, der Anklage ihrer Kollegen gegenüber auf die Sache selbst einzugehn und bescheiden und ehrerbietig aber furchtlos ihre Überzeugung auszusprechen. Das wird niemand, wo sie selbst es nicht etwa tun, leugnen. Aus ihren Träumen oder Hoffnungen sahn sie sich plötzlich geweckt durch einen offiziellen Artikel der Hannöverischen Zeitung vom 6. Dezember, dem es nicht genügt, jener mißbilligenden Adresse Meldung zu tun, der vielmehr wörtlich und ausführlich die ganze Rede mitteilt, welche, in Gegenwart der Dekane, der Vorstand der Deputation gesprochen haben soll, und worin sich die Universität überhaupt, in deren Namen unbefugterweise aufgetreten wird, nicht bloß von aller Gemeinschaft mit den sieben Protestierenden lossagt, sondern ihre Gesinnung öffentlich schmäht. Lange noch wird der Verfasser dieses Artikels, wer er auch sei, mit heimlicher Schamröte übergossen werden müssen, wenn ihm der gehässige Eindruck vorschweben kann, den dieses Machwerk bis in die weiteste Ferne hervorgerufen hat. „Das sind Fabeln", sagte mir einer der Deputierten ins Gesicht, auf die gedruckten Worte weisend; es war ein übertreibendes Zerrbild ihrer ganzen Handlung. Man soll glimpflich urteilen von

Kollegen, die unbedachterweise in eine gelegte Falle geraten waren. Mir schien es jederzeit, daß die Ehre ihnen das unabweisliche Gebot stellte, von nun an, und sei es auf Kosten ihres Amtes, sich alles Lugs und Trugs zu überheben. Nichts in der Welt durfte ihnen das Recht abschneiden, das, was zu Rothenkirchen aus ihrer Feder oder aus ihrem Munde gegangen war, wörtlich bekannt zu machen und jeder Fälschung frei, ich meine mit der Unterschrift ihres Namens, zu widersprechen. Sie zauderten und zauderten, noch bis heute ist ihr Schweigen nicht gebrochen. Welcher diplomatische Kodex wird es zuerst wagen, die echte Urkunde herzustellen?

Während durch die Rothenkircher Vorgänge die Teilung der Gemüter zunahm und die Spannung unter den Professoren eine vorher unglaubliche Höhe in wenigen Tagen erreichte, während bei einigen unserer Gesinnung nahstehenden edlen Freunden der Entschluß zur Nachfolge um so schneller reifte, als die Gefahr wuchs, nahte die Entscheidung nunmehr in raschen Zügen, und doch überraschend. Der Regierung stand es zu, Lehrer, deren offen dargelegte Grundsätze ihr nicht gefielen, vom Amt zu suspendieren: darauf gefaßt sein mußte man. Es gab jedoch eine doppelte Art und Weise, die Suspension bis zu dem Augenblick, wo die Ungewißheit über die Verfassung durch den Zusammentritt einer Ständeversammlung nach dem Gesetz von 1819 entschieden sein würde, aufzuschieben oder allsogleich zu verhängen. Selbst der

zweite härtere Weg schien noch allzu gelind. Der König verfügte, nachdem ein kurzes inquisitorisches Verfahren über die Verbreitung (wobei ich das erstemal in meinem Leben vor irgendeinem Gericht erschien) vorausgegangen war, unterm 11. Dezember nicht Suspension, sondern förmliche Entlassung der sieben Professoren aus seinem Dienst. Dreien darunter, welche Exemplare des Protestes anderwärts mitgeteilt hatten, wurde binnen dreien Tagen Frist das Land zu räumen auferlegt, widrigenfalls sie gefänglich eingezogen werden sollten.[1]) Wer möchte aber schuldlos im Kerker schmachten!

Mahnte den Prorektor nicht sein Gewissen, als er dies ohne Zuziehung einer Behörde gefällte, nur von dem Kabinettsminister kontrasignierte Urteil Männern publizierte, denen er im Herzen selbst nichts vorzuwerfen hatte? Zeigte ihm die Ehre nicht den Weg, den er gehen mußte?

Durch diesen ohne Urteil und Recht, selbst mit Verletzung der in des Königs eignen Patenten vorgeschriebnen Formen ausgesprochnen Entsetzungsakt erachte ich mich meines wohlerworbnen Rechts auf mein Amt und den damit verbundnen Gehalt noch nicht beraubt, und gedenke alle mir dagegen zu Ge-

[1]) Es wird ihnen geboten, „das Land in drei Tagen zu verlassen, und wenn sie sich dem nicht freiwillig fügen sollten, wird die Untersuchung gegen sie mit aller Strenge fortgesetzt werden und sie zu dem Ende an einen andern Ort im Königreich gebracht werden".

bot stehenden Mittel gerichtlich zu verfolgen. Der Gewalt zu weichen, war ich gezwungen.

Die unmittelbarste Behörde der Universität, ihr eignes Kuratorium, wurde bei einem, für das Wohl und Wehe der Anstalt folgenreichen Gewaltschritt so wenig von dem alles lenkenden Kabinettsminister gefragt oder gehört, daß es erst von Göttingen aus am 17. oder 18. Dezember durch die kriegerisch vollzogne Maßregel Kunde des Geschehnen empfing.

Die Regierung erhielt mit der Nachricht von der Ausführung ihrer Befehle gegen die sieben Professoren zugleich die Botschaft, daß sechs andere nicht ihr selbst, sondern allsogleich in öffentlichen Blättern erklärt hätten, keineswegs die Rothenkircher Schmach teilen zu wollen. Diese zweite Protestation zugunsten der bedrohten Konstitution von 1833, ihrer Fassung nach schwächer als die erste, stärker hingegen, weil sie nach der schon ausgesprochnen Ungnade des Königs jener sich anzuschließen wagt, ist unsere schönste Ehrenrettung und ein herrliches Zeugnis für den Geist der Universität. War unsere Verurteilung unverdient und schonungslos, so gedachten sicher die nachprotestierenden Männer keine durch die Finger blickende Schonung sich abzuverdienen. Aber die Regierung, die Konsequenz ihrer Gerechtigkeit aufgebend, schien selbst über den Riß zu stutzen, den ihr Verfahren in dem edelsten Gebäude des Landes hervorbrachte. Ein ausgestoßner Stein zieht dann den andern nach sich, und ganze

Wände lockern sich zum Sturz. Wo dieses einhalten werde, läßt sich nicht einmal berechnen.

Es war vorauszusehn und ist allgemein bekannt, welche bewegten und schmerzhaften Eindrücke unsere Entsetzung im Lande, unter allen Mitgliedern der Universität, die ein Gefühl von Recht hatten, vorzüglich aber unter der studierenden Jugend erzeugen mußte. Ich verzichte hier darauf, sie zu beschreiben: sie bleiben in meine Brust gegraben.

Schwerer fällt es, die weit in ganz Deutschland gefühlte und noch lange nachhaltende Wirkung des Ereignisses aufzufassen. Aber ich, der ich bloß von dem, was mich persönlich berührt, reden wollte, enthalte mich des Versuchs und überlasse die Pflicht, dies zu erwägen, denen, welchen sie von ihrer Stellung unabweislich auferlegt wird.

Nun liegen meine Gedanken, Entschlüsse, Handlungen offen und ohne Rückhalt vor der Welt. Ob es mir fruchte oder schade, daß ich sie aufgedeckt habe, berechne ich nicht; gelangen diese Blätter auf ein kommendes Geschlecht, so lese es in meinem längst schon stillgestandnen Herzen. Solange ich aber den Atem ziehe, will ich froh sein, getan zu haben, was ich tat, und das fühle ich getrost, was von meinen Arbeiten mich selbst überdauern kann, daß es dadurch nicht verlieren, sondern gewinnen werde.

Italienische und skandinavische Eindrücke

Vorgelesen in der Berliner Akademie der Wissenschaften 5. Dezember 1844.

Lange Zeit schon stand meine Sehnsucht unverrückt und ungestillt nach dem Norden, von wannen unserer Sprache und unserm Altertum nicht das Urbild, aber ein ähnliches Gegenbild entnommen werden kann. Auf den Süden, seit die Mailänder Palimpsesten herausgegeben waren, hatte meine Spannung nachgelassen; lieber wollte ich lernen, ohne zu reisen, als reisen, ohne zu lernen: daß man ausginge in die Fremde und kein großes Geschäft in ihr zu verrichten hätte, erachtete ich für Abbruch am Gewissen und Greifen nach dem Ungewissen. Jetzt ist mir geschehn, daß auf die Gefahr hin, Suchens und Findens überhoben zu sein, ich in zwei Herbsten hintereinander, weil an der veränderten Luft meine Brust heilen sollte, schnelles Flugs die südliche und nördliche Halbinsel von Europa erreichte, und meine Augen haben sich geweidet an allem, was von gotischen Handschriften zu Mailand, Neapel und Upsala überhaupt noch vorhanden ist. Diese edlen Denkmäler, soll ihr Besitz nach ihrem Ursprung bestimmt werden, gebührte es sich unter uns in Deutschland zu bewahren, denn unsere Sprache,

deren Grundlage und Stolz sie sind, behauptet unwidersprechlich darauf das nächste Anrecht.

Ich will aber hier keine gotischen Studien vorbringen, wozu schicklichere Gelegenheit anderswo sich darbieten wird, sondern es versuchen, Rechenschaft zu geben von den gemischten, mannigfalten Empfindungen, die mich auf diesen Reisen bewegten, die ich auch mit einem Teil von uns, der in denselben Gegenden länger zu Haus gewesen ist, gemein haben könnte. Was ohnehin in lebhaftestem Andenken schwebt, brauche ich nicht erst anzufrischen; so möge man meine besondere Stimmung, selbst wo sie abirrt, zu dulden desto willfähriger sein. Wie man aber gegen Fremde über seine Heimat zurückhält, läßt man sich zu Haus gern über die Fremden aus.

Italien wurde von unsern Vorfahren Walaholant, oder im bloßen Dativ Pluralis Walahum, später Walhen, adjektivisch walhisc lant, welsch Land genannt; da jedoch in zu großer Unbestimmtheit dieser Ausdruck auch auf gallische Völker geht, von welchen er sogar hergenommen scheint (und den Angelsachsen galt Vealh von ihrem gallischen Nachbar, dann von dem Fremden insgemein, ja für die romanisch redenden Dacier hat man Walachen eingeführt); so wandte sich der Sprachgebrauch allmählich zu dem im Land selbst herkömmlichen Namen Italia. Es ist, als weckte sein Wohllaut Verlangen zu dem Boden, der ihn führt. Wie sich Pflanzen nach der Mittagssonne drehn, Völker von Osten gegen Westen, von Norden gegen

Süden wenden, begehrt, seit dem Drang der großen Wanderungen Einhalt getan und die Sitte der frommen Romfahrten erstorben ist, der einzelne Mensch jetzt noch, in diesen paradiesischen Landstrich einzuziehn und in der Fülle aller dort aufsteigenden Gefühle zu schwelgen.

Drei Gegenstände sind es, an denen sich in Italien ein offner Sinn laben kann: die Größe und Herrlichkeit der Natur, die reiche Geschichte des Lands, das Zeuge war so vielfacher in das Schicksal der Welt eingreifender Ereignisse, und die allenthalben auf ihm ausgestreuten Denkmäler der Kunst.

Über alles andere aber reicht die Macht der Natur, vor deren ewiger Jugend unsere Geschlechter hinsterben, und aus der die Kunst immer nur Stücke hernehmen kann, stolz oder zufrieden sie in ihr engeres Maß zu fassen. Doch den Menschen vermittelt des Künstlers oder Dichters schöpferischer Geist jene göttliche Natur im näheren Bild.

Wer dem meeresumspülten Italien heutzutage entgegenreist, wird sich eine Küste ersehn, um an ihr rasch hingleitend wie durch Zauber alsbald auf entlegner Stelle zu landen, gewissermaßen im Besitz der Ferne zu sein, aus welcher ihn nachher langsamere Landwege wieder in seine Heimat führen. Ein über die Alpen bloß landaufwärts Vordringender sorgt immer, nicht alles zu erlangen, und seine Lust schwächt sich an Zwischenaufenthalten; frisch von Genua aus selbst am römischen Gebiet sehnsüchtig vorübersegeln

und Neapel erreichen, heißt zugleich auch sich Roms versichern, und die Lombardei darf man bei der Rückkehr, wie den Herbst nach verlebten Sommertagen, viel ruhiger genießen; Staub gibt es auf der Heimreise doch genug zu schlucken, und die reine Wasserstraße ist, wie die alte Sitte des Händewaschens vor dem Gastmahl, eine den Geschmack erhöhende Vorbereitung. Unter dem heitern Himmel, der monatelang keinen Tropfen Regen fallen läßt, wird man drei schwüle Tage und zwei kühlende Nächte recht der Wellen froh, deren bald blaue bald grüne Flut weiß aufschäumt und die Sonnenstrahlen wie den Glanz des Monds und das Flimmern der Sterne, gleich als sprühe sie selbst von Funken, wiederspiegelt. Zur Seite aber folgt dem Schiffenden des Landes Rand mit seinen rein und scharf geschnittenen duftigen Bergen. Diese kühne Gestalt des Gebirgs rechne ich zu den höchsten Vorzügen Italiens und der Alpen; unsere meisten Berge in Deutschland haben runde, zu verschwommen abgestumpfte Formen, die mit träger Schwere ins Auge fallend sich dahinziehn. Wie eines Weibes edler Wuchs in vollem Ebenmaß seiner Teile angekündigt und von dem ganzen Leib auf die Züge des Gesichts bis zu den im lächelnden Munde bleckenden Zähnen (ein Zeichen der höchsten Schönheit) geschlossen wird, so ist auch den italienischen Gegenden bei ihrem allgemeinen Reiz eine nie ausbleibende Fülle von Einzelheiten eingeprägt, die ihren großartigen Eindruck bewähren. Zwar hat die glühende Sonne

das bei uns lachendere Grün der Wiesen bald gesengt und ein dort stärker ausduftendes Laub der Bäume gebräunt; doch dies verleiht den schön geformten Eichen noch männlicheres Ansehn, und von ihnen sticht die fahle Farbe der Olivenwälder desto angenehmer ab; was aber ließe sich dem schlanken Aufschuß gekrönter Pinien vergleichen, die den Horizont säumen? Wenn Regen die lechzende Flur erquickt, fällt er großtropfig, nicht fein zerspritzt und gemächlich nieder, und das Gewitter hat sich schnell entladen. Auf dem Gefilde sind Gärten und ungebautes Land oft nicht zu unterscheiden, gelbblumige Aloe zäunt mit ihrem scharfeckichten Blatt sicherer und schöner als Gitter und Mauer: unser Weinstock muß geschnitten an kleinen Stäben aufwachsen, deren Einförmigkeit den poetischen Rebhügeln steifes Ansehn erteilt: dort schlingen sich Ranken der Weinbäume, die in zwanglose Gruppen gestellt, sich mit schwerbeladnen Armen wie zum frohen Reigen anzufassen scheinen. Gärten stoßen an Wälder, und die Wälder haben die Art fortgesetzter Gärten.

Mit dieser Anmut einer unerreichbaren Natur sucht nun auch das, was durch Menschenhände geschieht, im Einklang zu bleiben, sie nicht zu stören noch zu verderben. Auf den Heerstraßen laden gefüge Bänke den Wandersmann zum Ruhesitz, zierliche Brunnen zur Labung ein, Namen, die zu wissen nötig sind, stehn mit schöner Majuskel an die Mauern geschrieben. Alle Städte zeigen sich wohl angelegt, alle Dörfer gefällig

über das Land verbreitet; wenn auch nicht jedes Haus und Gebäude Forderungen eines reinen Geschmacks genügt, wird doch sichtbarer als anderswo ein Gesamteindruck bewahrt, der keine auffallende Beeinträchtigung leidet. In dem weitläuftigen Neapel sind mir tadelhaft entworfne Gebäude aufgefallen, es scheint dort noch ein spanischer Stil fortzuwirken, überhaupt ist die große Toledostraße weit hinter meiner vorausgefaßten Erwartung geblieben; ihr Gewühl, wenn sie rechte Breite hätte und mehr edle Paläste in sich schlösse, müßte ganz andere Wirkung hervorbringen, und doch in dieser Stadt, bei dem nahen Anblick des Meers, des rauchenden Vesuvs und der mitten in sie reichenden Gebirge verstummt aller Tadel. Wer die Anhöhe von Camalduli erstiegen und nach der Stadt, den Seen und dem Meer herabgeschaut hat, dem wird vielleicht im ganzen übrigen Europa kein Anblick gegönnt sein, der diesem nur in fernem Abstand zu vergleichen wäre. Gegen das tosende Neapel ist Rom Aufenthalt der feierlichen Ruhe, und alle Mannigfaltigkeit seines großen Inhalts, eben weil Natur, Kunst und Geschichte fast im Gleichgewicht stehn, lassen einen doch schnell zu erwünschter Besinnung und freier Auswahl gelangen.

Schon wenn man dieser stolzen Stadt, die nun 2600 Jahre zählt, auf der Via Appia näherkommt und die edlen Bogentrümmer großartiger Wasserleitungen erblickt, fühlt man sich im voraus für die alten Römer ungleich mehr eingenommen als für die

jüngeren. Ganz Rom bildet ungeheure Steinmassen, allenthalben in endloser Reihe strecken sich Mauern; es ist, als hätten die wieder geordneten und die im Schutt liegenden Steine ihre Geschichte und wären sich bewußt einer andern Bindung, die zusammengestürzt ist. Was würden sie erzählen, könnten sie reden! Wie gewaltig ragt noch immer das stehngebliebne Alte aus den Kreisen hervor, die spätere Geschlechter dazwischen und an seine Stelle setzten. Die neuen baun für ihr Treiben und wohnen kleinlich bequem, sind, wenn sie darüber hinaus wollen, um den Stil verlegen und spielen nutzlos; die alten richteten ihre großen Werke zu ernsten Zwecken des Lebens auf, die wir nicht einmal nachahmen. In Rom geht nichts über den Anblick des Forum, wo man das Kapitol hinter sich, das Kolosseum vor sich hat; dagegen vermögen Engelsburg, Vatikan, Peterskirche gar nicht aufzukommen; bei allem ihrem Aufwand zeigen sie nur die engere Schranke der neuen Welt. Die Peterskirche, an deren linker Seite der Vatikan allzu dicht klebt, auf der Stelle erbaut, nach welcher die provenzalischen und altfranzösischen Dichter Rom überhaupt seltsam genug Neiron prat, Noiron pré, d. i. Prata Neronis nennen, diese Kirche hat für einen durch die Säulengänge und auf den Stufen Emporsteigenden noch nichts Erhabnes, erst wenn er in ihre innere Halle getreten ist, füllt ihre Größe ihn mit Staunen, das sich aber nicht in ruhige Bewunderung aufzulösen vermag. Ich weiß wohl, welche be-

rühmte Baumeister, unter denen Raffael und Michelangelo sind, an ihr gearbeitet haben; es ist doch weder ein heidnischer noch ein christlicher Tempel, und ich glaube, die vom Feuer verzehrte Paulskirche an der Stadt entgegengesetztem Ende, wenn sie wieder ganz wird hergestellt sein, muß weit größere Wirkung tun. Die Römer des Mittelalters scheinen sich gegen den vollen gotischen Stil, wie er in den Domen zu Köln und Mailand waltet, gewehrt und ihn nur mit vieler Einschränkung zugelassen zu haben. Die ältesten christlichen Kirchen waren nach der weltlichen Basilika der Heiden gestaltet, von deren überliefertem Gepräge, zugleich dem nahen Eindruck der klassischen Bauten die römischen sich nicht losmachten, während der gotische Kirchenstil in freierem Schwung entfaltet, man darf es sagen, den Kunstwerken der Christen erst die rechte Weihe gab. Auch in dem meisten, was die Päpste sonst gebaut haben, herrscht leere Pracht und überladner Schmuck, ohne das Behagen der wahren Größe. Besser darauf verstanden sich die Florentiner, königliche Paläste aufsteigen zu lassen; aber unter allen Städten Italiens ist es Venedig, dessen wundervolle Gebäude nach dem eigentümlichsten Maßstab des Mittelalters emporgewachsen sind und darum allermeist befriedigen. Man mag überhaupt sagen, daß unbestritten Rom die erste Stadt Italiens sei und bleibe, und neben ihm Florenz die wohnlichste, zu langem Aufenthalt einladende, Neapel den zweiten Rang habe, aber Venedig den dritten.

Oft zwar sehn wir unter gleichem Himmelsstrich die verschiedensten Sitten und Gebräuche eingeführt, und keine Gegend vermag den eingewanderten Menschen umzuschaffen; dennoch muß in der Länge der Zeit sie großen Einfluß auf ihn ausüben, und ohne Zweifel hat auch der Italiener manche günstige Eigenschaften dem dauernden Wohnen seines Geschlechts in schöner und milder Natur zu danken. Alle Völker des heutigen Europas zusammengehalten, läßt sich nicht verkennen, daß dem Italiener die natürlichste und ungezwungenste Lebensart eigen ist. Schon seine Gebärden spielen frei und ungehindert, er sticht vorteilhaft ab gegen den gezierten, übertriebnen Franzosen, den feierlichen Spanier, den eingebildeten Engländer und unbeholfnen Deutschen. Es ist, als ob wir hinter den Alpen Gesessenen der Mienen des Gesichts und der Bedeutsamkeit unserer Hände und Finger, deren Gestikulation des lebhaftesten Ausdrucks, einer stummen Sprache fähig wird, uns gleichsam schämten. Jeder Italiener weiß damit auf das angelegenste und ungezwungenste seine Rede zu unterstützen. Er besitzt mehr angebornen als erzognen Anstand und hat fast von selbst feines Geschick für das Rechte. Seine Kleidung, wo sie noch Volkstracht geblieben ist, wirft malerische Falten, und er braucht, wenn er andere zu besuchen geht, nicht erst sich zu schmücken, sondern erscheint, wie er den ganzen Tag sich zeigt, auch in Gesellschaften; dieser eine Zug verbürgt uns einen noch einfachen unverstimmten Zustand. Man muß es angesehn

haben, mit welcher zierlichen Gewandtheit die Stutzer den ausgezognen Wams auf dem äußersten Ende der einen Achsel zu tragen wissen, ohne daß er je zu Boden fällt. Kein anderes Volk hat zu öffentlichen Aufzügen, Umgängen, Tänzen und Vermummungen besseres Geschick als das italienische. Den schönsten Menschenschlag meine ich im Kirchenstaat und in einzelnen Teilen der Lombardei gesehn zu haben; der in Neapel und Toskana scheint ihm nachzustehn, und mit dem Vorzug der leiblichen Gestalt war, wie es meistenteils zu sein pflegt, gewöhnlich auch angenehmere Kleidung verbunden. Überall jedoch sind Männer und Frauen leutselig, gesprächig und unverlegen, einmal wie das anderemal, während wir Deutsche im Umgang mit der Menge im Anfang steif erscheinen und erst auftaun müssen, ehe wir uns in sie hineinfinden können.

Zu diesem allem stimmt nun im höchsten Grade die ausnehmende Schönheit und Gelenkigkeit der italienischen Sprache, die zwar eine Menge lebendiger Volksdialekte neben sich trägt, allenthalben aber als höhere, edlere Schriftsprache gilt und gepflegt wird. Früher wohl, angezogen von dem männlichen Cervantes, hatte ich der spanischen einen Vorzug gegeben, den sie nicht behaupten kann, und jetzt steht meine Überzeugung fest, daß die italienische Sprache Königin aller romanischen, die reichste und wohllautendste unter ihnen sei. In dieser letzten Eigenschaft gleicht sie der lateinischen, ihrer Mutter, welcher ich ebenso einen

außerordentlichen Wohllaut, und höheren als selbst der griechischen zuerkennen muß, weshalb auch die Tochter der letzteren, die neugriechische, bei weitem nicht an den Wohllaut der italienischen reicht.[1]) Zugleich haben sich, wenn man das Gesamtvermögen der romanischen Sprachen erwägt, in der italienischen Flexion die meisten Formen, in der italienischen Syntax die behendesten Bewegungen offenbar erhalten. Aus solchem willig erteilten und, wie ich glaube, gerechten Lob der Sprache folgt jedoch keineswegs, daß mit ihr auch das Höchste zugleich in der Poesie ausgerichtet worden sei, so viel und Herrliches ihr von früh an gelang; zum Dichten ist keine Sprache ungeschickt, ja in ihrer Weise jede befähigt, und wie ein schönes Gefieder nicht immer die Vögel anzeigt, welche am reinsten und süßesten singen, scheint aus ärmeren Sprachen gleichsam zum Ersatz für ein ihnen versagtes reichgeschmücktes Gewand die Fülle der Poesie desto lauterer vorzubrechen. Mein Urteil über die italienische Dichtkunst werde ich nachher noch aussprechen.

Es mag auffallen, wenn ich wahrnehme, daß die italienische und hochdeutsche Mundart, zwei Sprachen ganz verschiednen Ursprungs und Fortgangs, einiges von Bedeutung miteinander gemein haben, was sie von allen benachbarten unterscheidet. Dahin gehört schon im einfachsten Lautverhältnis die Reinheit ihrer

[1]) Die Grundsätze, welche diese Behauptung leiten, sind in einem besondern (anderswo erscheinenden) Exkurs vorgetragen.

Vokale, indem beide die Grundlaute a, i, u unverderbt aussprechen und, was damit innerlich zusammenhängt, beide Sprachen wahrhafte Diphthonge besitzen und aufrechterhalten haben, wiewohl sie ihnen etwas verschiedne Behandlung angedeihn lassen, indem das Althochdeutsche ou, uo, iu jedesmal den ersten Vokal, das Italienische au, uo, ie jedesmal den zweiten betonen, welche Abweichung wiederum zu anziehenden Aufschlüssen über den deutschen und italienischen Reim führt. In den übrigen Sprachen sehn wir die einfachen Vokale oft getrübt und gleichsam auf die Hälfte ihres Werts zurückgebracht, die Diphthonge meistenteils zerstört, d. h. wieder in bloße Längen verengert, was zugleich auf die andern Vokale nachteilig wirkt. So gehn in der französischen Aussprache, wenn auch nicht Schreibung, die diphthongischen Laute unter, und fast auf gleiche Weise haben ihnen die niederdeutschen und heutigen skandinavischen Mundarten entsagt, wodurch nicht nur entschiedne Blödigkeit und Weiche in den Laut geraten, sondern auch den Dichtern die Beobachtung reiner Reime erschwert worden ist. Reine Reime insgemein hat bloß die italienische und mittelhochdeutsche Poesie aufzuzeigen. Im Konsonantismus verrät uns aber die italienische Spuren der Lautverschiebung, und außerdem ist ihr ein Teil der Zischlaute des hochdeutschen und slavischen Systems eigen. Eine andere nicht minder überraschende Einstimmung ist mir der vokalische Ausgang aller Plurale in der Deklination sowohl der Substantive als Adjektive; denn

wie sämtliche italienische Plurale auf i oder e endigen (wo sie nicht Singular und Plural völlig gleichmachen), also die Flexion s der drei letzten lateinischen Deklinationen fahren ließen, so ist bereits der althochdeutsche Pluralausgang immer vokalisch, und dem gotischen s einzelner Flexionen wird entsagt. Umgekehrt sehn wir in jenen vokalblöderen Sprachen, namentlich der spanischen, provenzalischen, französischen die pluralen s bewahrt, und gleichergestalt haften sie im Altsächsischen und Angelsächsischen sowie im Altnordischen, wo sie bloß in r übertraten. Noch bis auf heute ist derselbe Zug im Englischen wahrzunehmen, und im Neunordischen hält das er an; auch in dem Niederdeutschen und Niederländischen bricht s durch, obwohl es durch hochdeutschen Einfluß häufig gestört und getilgt wurde. Die Vernichtung des s scheint mir aber im Italienischen und Althochdeutschen deshalb eingetreten zu sein, weil die größere Bestimmtheit der Vokallaute aller Verwirrung vorbeugte, wie noch neuhochdeutsch aus der Nachwirkung des im Niederdeutschen mangelnden oder beschränkten Umlauts hervorgeht. Beiderlei Einförmigkeit sowohl des vokalischen als des s-Ausgangs widerstrebt ihrer ursprünglichen Vereinigung, wie wir sie aus der lateinischen, griechischen und gotischen Sprache erkennen und zum Teil noch aus dem provenzalischen und altfranzösischen Wechsel des gesetzten oder mangelnden s, nach einem Unterschied zwischen Nominativ und Akkusativ (regime und sujet) erkennen mögen, der sich später ver-

wischte, und dessen genauere Erklärung mir hier abliegt. Um aber dieser geltend gemachten phonetischen und flexivischen Übereinkunft zwischen italienischer und hochdeutscher Sprache auch eine syntaktische beizufügen, so ist es gewiß nicht ohne tieferen Grund, daß der Italiener gleich dem Hochdeutschen das Präteritum des substantiven Verbums mit diesem selbst und nicht mit haben umschreibt, es heißt sono stato und ich bin gewesen, während nicht nur in allen übrigen romanischen Dialekten, sondern auch den niederdeutschen und nordischen in dieser Umschreibung haben verwandt wird: prov. ai estat, franz. ai été, span. he sido, niederd. ek heve wesen, mnl. hebbe ghesin, engl. I have been, altn. hefi verit, schwed. jag hafver verit, dän. jeg har väret: bloß das Neuniederländische ergab sich hochdeutscher Einwirkung, wie es auch jenem Plural s entsagte. Beide Ausdrucksweisen lassen sich nun rechtfertigen, offenbar ist die hochdeutsch-italienische abstrakter, die französisch-englische konkreter, und für das substantive Verbum, das aus dem konkreten Begriff des Wohnens in den abstrakten des Daseins überging, eignet sich, wie mich dünkt, die hochdeutsch-italienische Auskunft vorzugsweise, denn ich bin gewesen und ich habe gewesen unterscheiden sich ungefähr wie ich bin gefahren und ich habe gefahren oder ähnliche den doppelten Ausdruck zulassende periphrastische Präterita: in jenem Fall ist der Zustand des Seins, in diesem der einer Tätigkeit bezeichnet, und jener Aus-

druck scheint freier und selbstbewußter. Da nun auch die slavischen Sprachen sowohl im vokalischen Pluralis als in Umschreibung des Präteritums zur hochdeutsch-italienischen Einrichtung stimmen, mit welchen sie sonst in Lauten und Flexionen oft zusammentreffen, so ließe sich, wenn man die Wahrnehmung nicht übertreiben will, im Italienischen, Hochdeutschen, Slavischen ein südöstlicher Zug gegenüber dem nordwestlichen in allen übrigen romanischen und deutschen Zungen spüren, der sich nicht an die eigentliche Volksgrenze dieser Sprachstämme hielte. Das Italienische schließt sich auch darin mehr an das Deutsche, daß es der Vertilgung des Neutrums, die sich in den andern romanischen Sprachen früh entschied, länger widerstand, worüber ich mich auf Diez 2,25 beziehe, welcher gründliche Forscher viel geleistet, doch das ergiebige und schwierige Verhältnis der romanischen Sprachen zu der lateinischen und andern nicht nach allen Seiten hin erschöpft hat. Um hier einen neuen Beitrag zu liefern, habe ich in dem zweiten Exkurs die beinah rätselhafte Beschaffenheit des italienischen andare und französischen aller zu erörtern gesucht.[1])

Wem solche Erscheinungen überhaupt nicht gleichgültig, vielmehr bedeutsam sind, für wen auch in der Sprache wechselseitiges Durchdringen des Notwendigen und Freien, eines mächtigen wunderbaren Stoffs und einer ihn verarbeitenden, bildenden Willkür vor-

[1]) Hier nicht mitgeteilt.

liegt, dem darf in der ganzen Geschichte der Deutschen und Italiener, jener Einstimmung zur Seite, ein gemeinsamer Gang noch unverkennbar einleuchten. Ich bin fern davon, das eine aus dem andern herzuleiten oder völlig erklären zu wollen, aber helfen können sie sich wechselweise zu ihrer Erklärung. In beiden Völkern nehme ich die größte Anlage zur Freiheit wahr und die längste Abhaltung davon. Ganz Europa besitzt nur zwei Völker, deren äußere Macht und Gewalt von früher Zeit an durch innere Spaltung gebrochen wird, Deutsche und Italiener, und die Ursache davon muß unmittelbar in ihrer Natur und Sinnesart wie in ihrer Geschichte gelegen sein. Während in Frankreich, England, Spanien, ja den slavischen Ländern die einzelnen Gebiete, aus welchen sie nach Unterschied ihrer Bewohner anfänglich bestanden, allmählich, aber unaufhaltsam zusammenfielen und diese Verschmelzung unleugbar ihre größere Kraft entwickelte, blieben unsere und die italienischen Landschaften zersplittert und in Lappen gerissen, die nicht einmal alle die Farbe der ursprünglichen Volksabstammung tragen. Es ist in der Geschichte ohne anderes Beispiel, daß eine große, ihrer Macht und Taten sich bewußte Nation solche Zerstückelung erfuhr, wie die deutsche. Durch lang hergebrachte, mißverstandne Anwendung der gemeinen Erbfolge auf Land und Leute wurden edle Volksstämme gesprengt, unter sich sondernde Söhne, ja unter die Männer von Erbtöchtern hingegeben und im verminderten Umfang der

Gebiete auch Band und Gefühl des alten Zusammenhangs geschwächt. Was sich nicht vererben ließ, konnte durch Kauf, Tausch und Gewaltstreiche in andere Hand gebracht werden: gegen solchen entnervenden Wechsel der Fürsten und Herren im Mittelalter sind Verlust und Eroberung, die aus Schlachten hervorgehn, ein Glück zu nennen, weil in den Herzen sie die männliche Empfindung des Siegs oder der Rache hinterlassen, jene langsam und ungewahrt abstumpfen. Wo auch im übrigen Europa Keime dieser Zerstückelung walteten, scheinen sie durch einen gesunden, praktischen Sinn der Völker niedergehalten und in ihren Folgen unschädlich gemacht. In Deutschland und Italien sind es aber zwei Ideale und höhere Einflüsse, von beinah gleicher Stärke, welche sie zugleich begünstigten und entschuldigten: Kaiser und Papst. Wo ein großes Reich gedeiht und aus dem engeren Verband einzelner Stämme erwächst, pflegt geraume Zeit lang Wahl dem erblichen Königtum voranzugehn, aber zur rechten Stunde darf es nicht ausbleiben. Diese Stunde versäumten die Deutschen; ich weiß nicht, ob der Mut der Stämme noch zu stolz war, sich unter dem Kaiser zu beugen, dessen Begriff, wie der Name lehrt, uns aus der Fremde zugeführt wurde, oder ob des Kaisers Würde zu hoch und allgemein erschien, daß sie eines Übergewichts an Landbesitz notwendig bedurft hätte. Niemals erstarkte die Macht des deutschen Kaisers zu der Stufe, daß sie gleich der des französischen oder englischen Königs auf die Dauer der Her-

zöge, Fürsten und Grafen gewaltig geworden wäre, denen sie doch den Gipfel der Herrschaft vorenthielt und dem wesentlichen Begriff nach nur den Rang bloßer Beamten gestattete. Von dieser Theorie wich aber in vielfacher Färbung die Praxis ab, und das Ansehn des Kaisers leuchtete bald auf, bald fiel es zusammen. In Italien stand mitten im Lande die Idee des Papstes und hemmte allen weltlichen Aufschwung, ja, ihr nachgeahmtes Muster konnte unter uns Deutschen, und sicher nur unter Deutschen, geistliche Fürsten in Unzahl hervorbringen, deren wechselnde Wahl neben der Erbmacht weltlicher Fürsten die Zersplitterung des Reichs vollendete. Wo hätten in andern Ländern die Könige jemals ihre Geistlichkeit, selbst die einflußreichste, zu Landesherren werden lassen? In Deutschland fand man es nicht unnatürlicher, daß ein Abt oder Bischof, als daß das Oberhaupt der ganzen christlichen Kirche über Land und Leute herrschte. Unter dem Krummstab aber, sobald keine öffentliche Not einbrach, ließ sich gut wohnen, und es bleibt überhaupt ein erhebender Trost, daß die nach außen gehemmte Freiheit nach innen schlagen und das geistige und bürgerliche Leben desto wärmer durchdringen konnte. Man könnte sagen, es geschah im Drang der Not, weil die königliche Ordnung durchzugreifen nicht vermochte und das Volk sich mit eigner Hand helfen mußte; wer wollte aber dabei dessen angestammten Freiheitssinn unangeschlagen lassen? Nirgend — außer Deutschland und Italien — haben die Städte so mutig em-

vorgestrebt, und was wäre den lombardischen, rheinischen, schwäbischen und hansischen Städten im ganzen Mittelalter an die Seite zu setzen? Aus ihrem Schoß und in ihrem Geist sind Venedig und Genua, wie Lübeck und Hamburg hervorgetreten, und kann man der innersten Eigenheit deutscher und italienischer Zustände größeres Lob sprechen, als wenn man eingeständig werden muß, daß ohne sie das neuere Europa keine dauernde Freistaaten erblickt hätte? Denn nicht nur jene Städte, auch die Schweiz und Holland waren nur auf deutschem Boden möglich. Zeugen tief wurzelnden Gemeinsinns sind uns die zahlreichen freien Reichsstädte, deren Name glänzt, deren einzelne sogar den jüngsten Schiffbrüchen entgangen sind. In ihnen währte der republikanische Geist, den England und Frankreich nur einige Jahre ertrugen, Jahrhunderte.

Gegenüber dem Papsttum stehn wir Protestanten oder lieber wir Deutsche feindselig; doch ward ich mir keiner ungerechten Gesinnung bewußt, wenn ich die Geschichte der Päpste aufschlug und zornig ihre herben Übergriffe in die Schicksale unseres Vaterlands las, dessen Frieden sie in Zwietracht wandelten, auf dessen gefeierte Könige sie ihren Bannstrahl schleuderten. An einem Marientag sah ich Capellari, der sich Gregor XVI. nennt, in durchsichtigem Glaswagen über den sandbestreuten Korso vorbeifahren und unablässig freundliche Segen winken: Kinder und Bettler fielen auf ihre Knie, das übrige Volk schaute still zu.

Und diese Aufzüge haben sich unzähligemal, lang über tausend Jahre hin erneuert, der Prunk einer hochmütigen, wider den Sinn des Heilands, dessen Reich nicht von dieser Welt sein sollte, gestifteten Herrschaft. Hätten Petrus und Paulus den Sitz des Christentums in Asien behaupten oder nach Griechenland tragen können, welch andere Gestalt würde die neue Lehre angenommen und wie ganz verschieden Europa und mit ihm die Welt sich entwickelt haben. Gerade mitten in Rom, wo die Asche des Heidentums am heißesten glühte, wurde der päpstliche Stuhl gesetzt, um unter Feinden zu erstarken und einen Teil heidnischer Anstalten sicher im eignen Schoß zu hegen; von den Päpsten der ersten Jahrhunderte wissen wir beinah nur Namen, keine Taten, sie waren nicht Aufsichter der Kirche im Sinn ihrer späteren Nachfolger; aus ihrer Abhängigkeit vom byzantinischen Kaiserreich wären sie nimmer gelöst worden ohne Goten, Langobarden und Franken, die sich als unbezwingliche Nachbarn aufstellten und den griechischen Einfluß herunterbrachten, nimmer ohne Pipin und Karl, die den weltlichen Papst errichteten, welchem noch Otto der Große rettende Arme reichen mußte. Für so große Hilfe wurde aber in folgenden Jahrhunderten, die das Gebäude einer strengeren Hierarchie aufsteigen sahn, den Deutschen schnöde gelohnt, und aus dem unterwürfigen Bischof von Rom begann sich ein allgemeiner Herr der Christenheit zu erheben, in dessen Macht es stehe, Könige zu ernennen und zu entsetzen. Wie

deutsche Könige früher die Papstwahl, leiteten Päpste nachher die Königswahl. Diese übermütigen Päpste waren es, deren Bann Deutschland zur staufischen Zeit, als es im vollen Begriff stand, ein mächtiges Reich zu gründen, dergestalt verwirrte und entwürdigte, daß es nach Friedrich des Zweiten Tod in Schmach versank, aus welcher es sich niemals erholen konnte.

Unter den 256 Päpsten, falls man überall glaubhaft rechnet, gab es sicher edle, fromme, für ihr Amt begeisterte, und dies glänzende Amt würde durch die geringere Zahl lasterhafter, harter und beschränkter nicht einmal verdunkelt werden. Wenn ich aber aus dem Munde sogar protestantischer Schriftsteller solch ein Lob erschallen höre, daß behauptet wird, die Päpste brauchten nur ihr Archiv zu öffnen, um ihr Recht im Kampf mit den deutschen Königen und das Unrecht der Könige vor aller Welt einleuchtend zu machen, so hindern mich schon die bisher bekannt gewordnen Urkunden und die Nachrichten der Geschichtsschreiber genugsam, an eines solchen Beweises Führbarkeit zu glauben; Päpste, die hartnäckig den Ton angaben, wie Gregor der Siebente, Innocenz der Dritte und Vierte, verleitet durch den Erfolg ihrer Streiche, stellten eine so unnatürliche Theorie allgemeiner, die ganze Welt umspannender Priesterherrschaft auf, daß nicht menschliche, nur göttliche Kräfte den straffen Zügel zu führen vermocht hätten. Unter solcher Fessel oder Bürde, wenn seine regen Geschlechter auf die Länge sie zu er-

tragen fähig gewesen wären, würde Europa ermattet sein, wie Asien im Joch des Lama oder Buddha. Ich meinesteils hätte mich in jener Zeit zehnmal lieber zu den Gibellinen geschlagen als zu den Gelfen: jene folgten, wenn auch unbewußt, einer gesunden Einsicht in gegebne, aus sich selbst erwachsne Lebensverhältnisse, die päpstliche Partei einem blinden, maßlosen Eifer, weshalb auch die meisten, irdischen Maßes bedürftigen Dichter gibellinisch waren. Ordnung soll in der Kirche wie überall sein, aber auch Gefühl der menschlichen Schranke und nicht der Laien Recht, wie sich Walther von der Vogelweide ausdrückt, von den Pfaffen verkehrt werden; deutsche Kaiser, im Hader mit dem Papst, vertraten diese Ansicht, wenn schon nicht immer auf rechtem Wege; das heilsame Gegengewicht ging allzeit nirgendwo andersher als von Deutschland aus, und den Gespinsten der Päpste hat späterhin ein andrer Deutscher, Luther, das Ende gemacht, wofür ihm nicht bloß die protestantische Kirche ewigen Dank schuldet. Man muß aber die freie Sprache der deutschen Dichter des Mittelalters hinzuhalten, um die Popularität der Reformation im Herzen Deutschlands zu fassen. Italien hat gleichsam zum Ersatz seiner verlornen weltlichen Herrschaft die Papstwürde, deren freie Wahl sich aus der gesamten Christenheit erfrischen sollte, seit Jahrhunderten gepachtet und für sich verriegelt. War von tugendhaften Päpsten, die aus der Geistlichkeit deutscher Nation hervorgingen, bevor das Papsttum seine volle Schärfe

angenommen hatte, nicht der Ungrund einer solchen Einschränkung im voraus dargetan? Aus einer noch denkbar freien Priesterschaft ward immer sichtbarer eine römische Aristokratie. Rom ist unverrückt die Hauptstadt der Welt, nur in anderm Sinn, geblieben.

Rom, nach dem sich nicht bloß Pilgrime und erdichtete Geschichten benennen, sondern unser deutsches Reich und deutsche Könige lange Zeiten hindurch einen zweideutigen Namen voll Ehre und Gefahr, voll Stolz und Ungeschick führten, dessen wir ohne Bedauern ledig gehn,[1]) diese wunderbare Stadt übt noch andern Zauber als ihren geistlichen. Sie ist durch vielleicht ununterbrochen fortgesetzte Überlieferung künstlerischer Fertigkeiten und die glückliche Bergung zahlreicher Denkmale nicht bloß die Wiege der neueren Bildhauerei und Malerei, sondern auch bis auf heute deren Lehrschule und Werkstätte, so daß außer jenen frommen Wallern alle Jünger der Kunst nur in ihren Mauern und unter ihrem Himmel großerzogen und losgesprochen zu werden glauben. Und wer wollte bezweifeln, daß südliche Luft und Verkehr in edel ausgeprägter Natur neben den vor das Auge gerückten Mustern des Altertums wie der sie übenden Meister fördere und auferbaue? Da gleichwohl das

[1]) Mit der Kirche drang römische Sprache vor, mit den Kaisern römisches Recht, und sicher wird die Notwendigkeit jener längst in die Schranke des bescheidneren lateinischen Namens zurückgekehrten die des römischen Rechts bei uns überdauern.

Steigen und Sinken der Kunst offenbar noch von andern mehr innerlichen Bedingungen abhängig ist und wir italienische und römische Künstler selbst, wennschon in allen jenen Vorteilen geboren und auferzogen, keineswegs die höchsten Ziele erreichen sehn, so fragt es sich, ob die Vorstellung von dem Fortschritt der neueren Kunst nicht zum Teil auf Täuschung beruhe und von der Zukunft widerrufen werden könne? Diese Besorgnis geziemt mir nicht irgend zu begründen, auch dringt sie bloß aus der Wahrnehmung vor, daß Zeiten eines überhandgreifenden Kunstdilettantismus niemals eigentlich schöpferische geworden sind. Durch geistreiche Deutsche, nicht Italiener, ist von Winkelmann an bis auf Otfried Müller unser Auge für Anschauung der Antike gereinigt, und an keinem andern Orte günstiger als in Rom selbst scheint dies unerschöpfliche Studium wärmer angefacht und genährt zu werden. Doch will ich den Eindruck nicht verhehlen, den bei meinem Aufenthalt in dieser Stadt gerade die Anhäufung der Bildwerke und Gemälde in den zahlreichen Sälen und Museen auf mich machte, deren Einrichtung, wo ich nicht irre, zuerst dort angegeben, allmählich über ganz Europa sich verbreitet hat. Ursprünglich waren alle Kunstwerke für besondere Stellen geschaffen und unmittelbar auf sie berechnet, nur an ihnen mochten sie mit voller Wirkung angeschaut und genossen werden. Dem heiligen Bild gebührte sein Platz im Tempel, der Darstellung eines teuern Verstorbnen im Haus, wo sie auf die kommenden Ge-

schlechter sich zu vererben bestimmt war; jede Versetzung von diesen Stätten scheint eine Art Entweihung. Ich sehe wohl ein, daß das Bewahren der längst schon ihrem ursprünglichen Ort entfremdeten Werke oder der von ihnen gebliebnen Trümmer in eignen Räumen unerläßlich und ihr Aufhäufen ein notwendiges Übel geworden ist, dem Archäologen aber für sein Studium eben unschätzbare Vorteile gewährt; nichtsdestoweniger läßt sich behaupten, solche Sammlungen, in welchen man kein Bedenken trägt, neben Athene Mänaden, neben eine milde Madonna die Abbildung des gemarterten Laurentius oder eine flämische Zechgesellschaft zu stellen, seien für den reinen Geschmack statt erweckend verwirrend, und für den Beschauer, der zahllosen Empfindungen und Gedanken hintereinander unterworfen werde, wenn er sie auch sammeln könne, peinlich.

Wie froh rettete ich mich aus der Unruhe solcher Villen und Hallen, so oft es vergönnt war, auf das Forum Romanum, wo mir die halb zertrümmerten Bauten der alten Römer in ihrer unbeschreiblichen stillen Größe entgegenschauten, Tempel, Kolumne, Bogen, Kolosseum, alles noch an natürlicher Stätte haftend und sich selbst das volle Maß gebend. Da hätte ich monatelang ausschließlich herumwandern und meine Gedanken in alle dargebotnen Lagen und Verhältnisse saugen mögen und mich anheischig gemacht, in dieser Zeit über keine andre Kunstschwelle zu treten. Kindisch erschienen mir auch die von den

Christen bei solchen Denkmälern überall angebrachten Kreuze oder gar die in der Mitte des hehren Kolosseums errichteten Stationen, gleich als vermöge man dadurch ihrer Hervorbringung oder ihres Geistes sich zu bemächtigen; auch war das Umwandeln heidnischer Mauern in christliche Kirchen (wie beim Pantheon schreiend an Tag tritt) des Christentums, das sich nicht erst ein solches Bett oder Nest zu suchen brauchte, unwürdig.

Soviel ich weiß, sind darüber noch keine genügende Untersuchungen gepflogen, wann zuerst auf die heidnischen Überbleibsel die Päpste ihr Augenmerk richteten und sie zu hegen und zu sammeln begannen. Es muß spät, vielleicht nicht vor Leo X. geschehn sein, nachdem in den vorausgehenden Jahrhunderten ungehinderte Zerstörung oder Vernachlässigung dieser Greuel des Heidentums gewaltet hatte. Wie hätte auch auf der eifrigsten Hochwacht der Christen dessen geachtet werden sollen, was von den Heiden noch übrig war? Nur das schonten Christen, dessen Gemäuer sie nicht zu ihren Zwecken umschaffen konnten oder dessen Vertilgung zu schwer gewesen wäre. Man behauptet, noch Paul II. und III. hätten im 15. und 16. Jahrhundert neue Paläste mit Steinen des Kolosseums erbauen lassen, bis erst hundert Jahre nachher Benedikt XIV. den Abbrüchen Einhalt tat und in unsern Tagen Pius VII. die stürzenden Wände zu festigen befahl, an welcher Herstellung seitdem fortgearbeitet wird. Aus dem einen entnehme man, ob

die Päpste ihrer gelehrteren Bildung ungeachtet zur Sicherung des Altertums geeignet waren? Es gehörte dazu erst eine Abkühlung des alten Eifers, was sie für die Kunst taten, ist dankenswert und wurde ihnen bei den vielen zu Gebot stehenden Mitteln nicht schwer; die meisten Könige würden in gleicher Lage mehr geleistet haben, und was zuletzt geschah, bietet nur schwachen Ersatz für alles, das die Vorgänger zugrund gehen ließen, denen an sich ich keinen Vorwurf daraus schöpfe.

Verschiedentlich habe ich mir die Frage vorgelegt, wie es komme, daß von unsern Antiquaren zwei so ungleichartige Gegenstände, als Bildwerke der Griechen und Römer und die Gemälde der christlichen Kunst sind, fast mit derselben Liebe umfaßt, mit der nämlichen Aufmerksamkeit untersucht werden? Zwar liegt eine Antwort nah, daß in beiden Hervorbringungen die ihnen gemeinschaftliche Schönheit der Gestalt und Komposition gesucht und anerkannt werde, folglich die eine zur Erläuterung und Bestätigung der andern gereichen dürfe. Magdalena kann so reizend gemalt sein, als Venus ausgehauen ist, und die Zusammensetzung einer Grablegung von Raffaels Hand so glücklich und gewählt sein als irgendein altes Werk. Ich bekenne, daß mir dieser Grund nicht genug tut, weil, wie mich dünkt, in den Bildsäulen und Malereien noch eine andere gründlichere Verschiedenheit obwaltet, die durch Beobachtung ihrer gemeinsamen Vorzüge keineswegs aufgehoben wird, die mir eben, als

ich römische Sammlungen betrachtete, oft in grellem Abstich entgegentrat. Ein wesentlicher, ja unausgleichbarer Unterschied der alten von der neuen Kunst liegt mir nämlich darin, daß alles, was jene gestaltete typisch ist, d. h. nach lang überliefertem Urbild entsprungen, die Bilder der neueren Kunst aber beinah ganz in der Phantasie und Willkür des Malers beruhn. Jene waren darum echt religiös, diese sind es nur anscheinend, weil die Kraft des einzelnen und des größten Meisters solch einen Typus zu erzeugen oder zu ersetzen viel zu schwach ist. Alle alten Werke, der Griechen zumal, auch die kleinsten und nur unvollkommen gelungnen, sind lehrreich, und man darf sie bis ins einzelne studieren, während aus Gemälden, selbst raffaelischen, für die Erkenntnis unserer wesentlich unbildlichen Glaubensgeheimnisse nichts zu entnehmen ist. Was ihnen gegeben war, konnten die Maler nicht malen, und was sie malten, war ihnen nicht gegeben. In allen noch so verschieden gefaßten Bildsäulen der Pallas wird der Göttin Typus walten; wie grundabweichend ist Maria von den Malern, von einem und demselben Meister genommen, dem Haupte des Heilands sehn wir bald schwarzes bald nußbraunes, bald schlichtes, bald gekräuseltes Haar beigelegt. Man weiß, daß die ersten Jahrhunderte alle Bilder verabscheuten, die folgenden fast verstohlen wieder dazu, niemals aber zu einem stetigen Typus der Gestalten und Farben gelangten. Es gebricht also der modernen Kunst an einem vollen Hinterhalt, an lebendi-

gem, festem Zusammenhang mit Religion und Mythus, den keine künstlerische Schwärmerei vergütet. Auch mich ergreift bei Raffael, Leonardo, Tizian das glühende Leben ihrer Bilder, die gleich den glücklichsten und wahrhaftesten Porträten wirken, deren Form und Anlage ich bewundre. Was ich in ihnen misse, würde auch ein aufrichtiger Katholik in ihnen nicht finden: mythische Treue und Zuverlässigkeit, die erst den Mittelpunkt und die Seele des Gemäldes hergeben können.

Zu solchen Ketzereien will ich noch eine nicht geringere fügen, die sie erklären helfen kann. Wir sind gewöhnt, wie mit dem Begriff der italienischen Kunst auch mit dem der italienischen Poesie das Höchste zu verknüpfen, und ich scheue mich fast es zu sagen, soviel Widerspruch wird mir drohn, es scheint, daß diese Poesie ebensowenig an die Seite der griechischen gesetzt werden darf: nicht von fern. Die Philologie übt ein strengeres Amt und leidet nicht, daß Vorurteile, so fest sie sitzen, sich verjähren; ist der Schein, der ehmals die französischen Klassiker umgab, längst für uns verschwunden, so werden auch die italienischen einmal von der Stelle weichen müssen. Wahr ist, die Dichtkunst nahm um das vierzehnte Jahrhundert in Italien einen kühneren Aufschwung als irgendwo in Europa, denn unser dreizehntes in Deutschland war wohl auch reich begabt, doch nicht so fertig zum Flug oder zu bald aufgehalten. Dantes begeisterte Werke herrschen schon über die Sprache, und die Meisterhaftigkeit ihrer

edlen Form, die Trefflichkeit ihrer Gesinnung scheinen anhaltenderes Studium zu verdienen als ihr zugleich spannender und ermüdender, uns abgestorbner Inhalt. Petrarch schließt sich noch unmittelbar an die letzten Troubadoure, deren süße Weichheit er in einfachem Maß auszuhalten wußte; er zieht mehr an, als daß er fesselte. Dem dritten aber, seinem Zeitgenossen, dem unnachahmlichen Erzähler Boccaz, stehe ich nicht an, die erste Stelle einzuräumen; er ist aufs vollste in den Zauber der italienischen Sprache eingeweiht, und ihre schon in ihm vorwaltende, einschmeichelnde Redseligkeit kommt gerade seinem großen Talent zustatten. Diesen geschmeidigen Fluß der Worte hat unter den späteren etwa nur Machiavells ausgezeichnete, bereits etwas strengere Darstellungsgabe erreicht. Wenn neben dem letzten Lyriker Dante fast dramatische Wärme entfaltet, so hatte Boccaz vollkommen begriffen, daß zu seiner Zeit das Epos längst in die gewaltigste und rührigste Prosa übertreten mußte.

Hinter diesen Vorgängern sind Ariost und Tasso, die in den folgenden Jahrhunderten aus der Menge ragen, so hoch sie ihre Zeit gestellt hat und noch heute das bewundernde Italien überschätzt, weit geblieben. Sie griffen in die verschwundne epische Zeit zurück, die kein lebendiger Volksmythus mehr trug, geschweige eingeben konnte. Ariost suchte wenigstens den alten Boden festzuhalten, aber der Stoffe war er nicht mehr mächtig und begann sie willkürlich zerschneidend und

verwirrend seiner dichterischen Laune mit großer, dennoch verlorner Gewandtheit unterzuordnen. Sein Gedicht kann ergötzen, aber nicht wie ein griechisches erheben oder wie ein altdeutsches mild erwärmen. Wer an Tassos sentimentaler, aus Ariost, Virgil, Amadis und andern von einem Dichter, der wahrlich nichts zu leihn brauchte, zusammengesetzter Gerusalemme liberata Freude findet, dessen Herz hat höhere und tiefere Poesie nicht empfunden. Ihre Schönheiten gleichen ungefähr denen in Guido Renis Bildern, und was italienische Dichter und Maler dem klassischen Altertum zu entwenden oder abzusehn suchten, ist ihnen nur zum Verderb ausgeschlagen. Diese italienische Dichtkunst scheint also meines Erachtens lange nicht dazu befugt, einen ästhetischen Maßstab für das Epos herzugeben, so wenig ihn die spätere der Franzosen für das Drama darzureichen imstand war, und mit vollem Recht ist man allmählich von beiden wieder abgewichen. Ein Element, und gerade zur epischen Poesie das unerläßlichste, das ungebildeten slavischen, finnischen Völkern in hohem Grade zusteht, aber auch deutschen nicht mangelte, ich meine das naive, scheint italienischen Dichtern und vielleicht ihrem Volke zu gebrechen; sie sind immer gern ironisch, zu Spott geneigt und vorbedächtig. Daher auch ihre spätere Literatur bis auf heute, festgerannt in Vorbildern allzufrüh erworbner Klassizität und immer unfruchtbarer geworden, an den Überresten der Volkspoesie sich zu erfrischen nicht vermochte und der

schönsten Sprache zum Trotz unsäglicher Breite erliegt. Doch einer zu froher Hoffnung berechtigenden Ausnahme will ich schon gedenken: auf den toskanischen Alpen hat der edle Tommaseo mit treuem Ohr jahrelang unscheinbaren Liedern der Hirten gelauscht und einen ganzen Band lieblicher Gesänge gefüllt, deren einfache Unschuld dennoch Wendungen Dantes und Petrarchs begegnet. Anhaltende Tätigkeit und feine Beobachtungsgabe ist der italienischen Natur nicht im geringsten abzustreiten. Es gibt in diesem Land mehr als anderswo stille Arbeiter, die ein anspruchsloses Leben emsig im Dienst heimischer Geschichte und Altertümer verzehren; ihre Werke selbst aber geraten selten über das Mittelmäßige, weil es ihnen an Geschmack und durchgebildeter Gelehrsamkeit mangelt. In physikalischen und mathematischen Wissenschaften, die am wenigsten von politischer Hemmung leiden, und deren Wert schnell über die Grenzen der Länder dringt, besaß und besitzt Italien höchst ausgezeichnete scharfsinnige Männer.

Beide Völker, Deutsche und Italiener, deren Schicksale so eng verkettet sind, haben sich lange Zeit einander weh getan, beiden geziemt endlich Aussöhnung. Daß ein Teil der italienischen Einwohner deutsches Ursprungs war, das ist längst vergessen, daß Deutsche durch gesunde leibliche Kraft, ohne Geistesüberlegenheit, eines feineren, schwächeren Schlags Herren wurden, haben sie nie vergessen, ja, es schmerzt sie, daß zuletzt noch ein geistiges Joch deutscher Wissen-

schaft jenem roheren Druck zutrete und ihn gleichsam versiegle. Der alte Spott über unsere rauhe Sprache wird ihnen bitter eingetränkt, wenn sie wohl einsehn, daß der Gehalt unserer Rede nicht länger zu entbehren ist. Deutschen Boden haben italienische Heere nur selten versehrt, aber in unserm Andenken haftet die Gewalt und Hinterlist, die ihm von welscher Priesterschaft angetan wurden. Das heutige Italien fühlt sich in Schmach und Erniedrigung liegen: ich las es auf dem Antlitz blühender, schuldloser Jünglinge. Was auch kommender Zeiten Schoß in sich berge, die Macht, deren Flamme wir noch aufflackern sehn, wird nicht ewig über ihm lasten, und wenn Friede und Heil des ganzen Weltteils auf Deutschlands Stärke und Freiheit beruhn, so muß sogar diese durch eine in den Knoten der Politik noch nicht abzusehende, aber dennoch mögliche Wiederherstellung Italiens bedingt erscheinen.

* * *

Skandinavien führt diesen Namen von der Landschaft Schonen, sei es, daß auf sie die anfängliche Allgemeinheit des Ausdrucks zurückgegangen oder bereits aus ihr entwickelt war.

Wenn man über die Ostsee hinfährt, heben sich die Wellen matter als auf der mittelländischen, erst im Belt wird ihr Schlag heftiger, auch die Farbe des Meers zeigt sich nur grau: dennoch verliert das un-

gestüme Element nichts von seiner Erhabenheit. Alle Küsten, denen man naht, treten flacher entgegen, und die Vegetation erreicht nicht einmal den Trieb der deutschen, geschweige die Fülle der italienischen. Nur hat der Baumwuchs in Seeland und teilweise Schonen noch ausgezeichnete Schönheit; in Schweden, je weiter man vordringt, läßt er nach, Eiche oder Buche weichen der weißrindigen Birke und dem einförmigen Schwarzgrün des Nadelholzes. Die Natur wird einsam, ruhig, und die geringe Anzahl des Volks kann sie nicht beleben.

Schweden, das Land der langen, lichten Sommernächte, gefällt durch seine grünen Matten, in deren Gras unscheinbare Blumen haften, welche die Glut des südlichen Himmels erstickt. Sogar die braunrot angestrichnen, kleinen, aber reinlichen Häuser, deren rasenbelegtes Dach Halme und Gesträuch treibt, hinterlassen einen freundlichen Eindruck. Stockholms Lage, vom Mosabak herab geschaut, mahnt an Genua und Neapel; nur fehlen Duft und Glanz.

Soll ich in dem ernsten, aber regen Gesicht der Schweden einen Nationalzug angeben, so böte ihn die feine, edle Bildung der Nase dar, etwa wie sie bei Goethe herrscht, der, was sein Name andeutet und Überlieferung besagt, von götländischen Vorfahren abstammen soll; ein dänischer Typus zeigt sich an oder zwischen den Augen. Rotwangige Däninnen sahn frischer, bleiche Schwedinnen zierlicher aus.

Nach Norwegen, dessen Gebirge großartig sein

sollen, bin ich nicht gelangt; den äußersten Strich nordischer Zungen, Island, kenne ich nur aus Abbildungen, wie sie jetzt eine französische Reisebeschreibung in anschaulicher Fülle darreicht.

Diese fernen, rührigen Isländer haben an Europa ihre Pflicht redlich abgetragen und der Welt und dem sinnenden Menschengeist weit größeren Vorschub geleistet, als das unter herrlichem Himmelsstrich gelegne Sardinien, das, seit unsere Zeitrechnung gilt, träg und unnütz dahinlebt. So wenig also hängt die innere Tätigkeit unsers Geschlechts ganz von seiner äußeren Lage ab. Ohne Island und die Auswanderung der edelsten und kühnsten Norweger nach erstarrendem, aber freiem Boden würden beinah alle nordischen Altertümer untergegangen sein, wie uns ohne die Errungenschaft eines ausgestorbnen Brudervolkes, der Goten, aller wahre Zusammenhang unserer Sprache unerkannt und rätselhaft geblieben wäre.

Für den deutschen Forscher ist Skandinavien klassischer Grund und Boden, wie Italien für jeden, der die Spuren der alten Römer verfolgt. Grabhügel und Runensteine ragen aus der Erde, mächtiger zieht noch die Sprache an, die vom Andrang fremder Wissenschaft später als unsere deutsche berührt, in vielen ihrer innersten Verhältnisse unangetasteter geblieben ist. Ein kaum begonnenes und noch lange fortzusetzendes Studium des nordischen, sowohl toten als lebendigen Sprachstandes wird uns über Tugenden und Mängel unsers eignen aufklären. Wenn nicht an Wohllaut,

doch an Gedrungenheit und freier Wortstellung übertreffen sie uns, wie schon zwei kleine, aber bedeutsame Hebel, der angehängte Artikel und die günstige Passivform statt unserer schleppenden Umschreibungen erwarten lassen. Im volleren Klang der Vokale und schärferen Gepräge der Formen steht aber das Schwedische über dem Dänischen, das sich allzu großer Blödigkeit und Abgeschliffenheit ergeben hat, dennoch damit bequem und anständig hauszuhalten weiß. Und wer möchte der dänischen Sprache, aus der eine strebsame und geistige Literatur emporgewachsen ist, einen ohne Zweifel auch gewisse Vorteile des Ausdrucks beeinträchtigenden Untergang wünschen oder weissagen? Die skandinavische Kraft würde durch Ausdehnung des schwedischen Sprachgebiets gewinnen, wie die deutsche durch Bezwingung des niederländischen Dialekts, dem gleichfalls manche Vorzüge vor dem Hochdeutschen zuerkannt werden müssen, oder wie Frankreich, indem es dem provenzalischen Dialekt das Recht der Schriftsprache entzog, an Fleisch und Blut gestärkt wurde. Jedes Emporheben des Ganzen gefährdet die Eigenheit des einzelnen, und kein Sieg ist ohne Verlust bereit.

Diese weiten nordischen Landstrecken haben dem Protestantismus von Beginn an sich unterworfen und ungespalten fast nichts von der unseligen Verwirrung erfahren, die uns in Deutschland begegnet, oder die in England ein nicht völlig ausgetilgtes keltisches Element anschürt und hegt. Doch sind der Kirchenver-

fassung, zumal in Schweden, aus katholischer Zeit einzelne Bräuche geblieben, die nur auf den ersten Anblick, bald aber so wenig stören, als die äußere Form der alten Kirchen den Protestanten zuwider ist.

An keiner neueren Geschichte haftet unser Herz von Jugend auf wie an der schwedischen. Die Dänen haben bloß ihren Waldemar, der uns aber schon zu ferne rückt; doch welche Macht üben die Namen Gustav Wasa, Gustav Adolf und Karl XII. über die Gemüter aus. Wasa, der als Jüngling sein Vaterland, Gustav Adolf, der Deutschland rettete, Karl, dessen Taten wie ein dichterisches Abenteuer mitten in die prosaische Wirklichkeit seines Zeitalters eintreten. Wider Gustav Adolf haben sich neuere Schriftsteller, und ich erröte darüber es zu sagen, deutsche aufgeworfen: sie schelten ihn einen Eroberer, der es auf die deutsche Verfassung abgesehn habe. Die Wahrheit ist, daß auch mit dem halben Werk, das der Held, mitten im Siegeslauf hingerafft, vollbrachte, er die deutsche Freiheit aufrechterhalten hat, die ohne ihn, soweit Menschenaugen sehn können, preisgegeben war. Des Siegers Zeichen ist aber Erobern, und über Gustav als deutschen König hätten eher Schweden als Deutsche zu klagen gehabt, die seines Reiches Mittelpunkt gebildet haben würden; welche Folgen wären daraus für den evangelischen Glauben wie für die Welt hervorgegangen! Mutterhalb war sein Blut schon ein deutsches, und war er nicht deutscher als der in Spanien geborne Karl der Fünfte? Nur Eroberungen haben das Glück wie

das Unglück der Weltgeschichte mit sich geführt, und aufgestiegen ist keine Macht als die emporstrebende.

Nähe und Verwandtschaften erklären es, warum Deutschland vielfach auf Skandinavien einwirkte, und nach dem Wechsel der Zeiten hat die dortige Eigentümlichkeit sich davon angezogen oder beleidigt gefunden. Noch heute wird ein deutscher Gast in keinem andern Lande, selbst Holland und England nicht ausgenommen, so brüderlich und herzlich empfangen als in Dänemark, Norwegen und Schweden. Sitten und Bräuche sind von unsern wenig verschieden, man lebt wie unter seinesgleichen und wird vollständig verstanden. Von einer Bitterkeit, die in diesem Augenblick gerade unter Dänen gegen Deutsche obwalten soll, hatte ich nichts zu gewahren; auch scheint sie mir desto ungerechter, als die Dänen über ihre Grenze hinaus Deutsche beeinträchtigt haben, nie von Deutschen beeinträchtigt worden sind. Noch für seinen letzten großen Verlust empfing Dänemark mit schreiendem Unrecht ein deutsches Stück; denn an jenem trugen wir Deutsche keine Schuld. Und darf der Fortbestand des widernatürlichen Sundzolls deutsches Gefühl nicht versehren? Was sie selbst an Marokko zu zahlen müde sind, warum wollen wir fortfahren, es den Dänen zu entrichten? Die Zeiten sind geschwunden, da Dänemark über Schonen, Blekingen, Halland, Gotland, einen Teil von Livland gebot, und edle Dänen erkennen, daß ihr Reich an Norwegen verblutet; aber

an deutschen Stämmen soll es sich nicht erholen, und nie werden diese ihrer Mutter ungetreu werden.

Unter den nordischen Völkern sind Wissenschaft und Kunst nicht anders als auf deutschen Fuß gefördert, und wenn unsere Einwirkung dort größer scheint, als die französische bei uns, ist das naturgemäß. Namen wie Linnaeus, Berzelius, Thorwaldsen reichen über ganz Europa; nicht so mächtig ist der Gesang schwedischer und dänischer Dichter, doch er beglückt und erfüllt ihr Land.

Diese Nordländer sind ruhig und gemessen, aber in alle Tiefen des menschlichen Geistes einzugehn fähig und geneigt. Wenn ich über den Mälare fuhr, saßen die Leute still und spielten mit den Fingern, ein Nachen, der zehn Italiener faßte, würde von ausgelassenem Geschrei wimmeln. Man könnte mit einem Italiener alles, was sich auf der Fläche oder in gewisser Höhe hielte, anmutig verhandeln und durch die Feinheit seiner sinnigen Art ergötzt werden, doch weiter hinaus würde eine Schranke vortreten, über die ihn Rückhalt und Angewöhnung nicht kommen lassen. Im Süden verfließt das gewöhnliche Leben mit Lust und Gemach, dem ernsten Norden traue ich dafür innere Blicke und Freuden zu, von welchen dort vielleicht keine Ahnung ist.

Rede auf Lachmann

Gehalten in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 3. Juli 1851.

Jahrein, jahraus pflegt an allen Akademien in laute Freude ein dumpfer Klageton zu fallen, und dringlich wird ihnen die Lehre vorgeführt, daß Menschen den Menschen Platz machen müssen. Welche frohe Hoffnungen aus dem neuen Zutritt rüstiger und vielbegabter Mitglieder unserer Genossenschaft erwachsen, ist vorhin vernommen worden; gleich der Zukunft tragen doch alle Hoffnungen ihr Ungewisses in sich, desto gewisser sind die schweren Verluste, die uns heuer getroffen haben. Link, der seine Manneskraft noch ins höhere Alter übertrug und fast ungeschwächt des Lebens Gipfel erreichte, Jacobi, dessen Gesundheit zwar längst untergraben schien, aber durch seltne Geistesstärke aufrechterhalten blieb, wurden uns plötzlich entrissen; nicht der geringste Schlag war Lachmanns, dem ein mäßiges, unerschüttertes Leben viel längere Dauer geweissagt haben sollte, unerwarteter, durch ein anfangs wenig bedrohliches, bald aber tückische Gewalt über ihn gewinnendes Übel herbeigeführter Tod.

Während andere Mitglieder sich noch vorbehalten, Links und Jacobis Andenken in unserm Schoße würdig zu feiern, suche ich, wiewohl durch die heute übrig-

gelassene Zeit beschränkt, der mir auferlegten Pflicht zu genügen und ein Bild der wissenschaftlichen Tätigkeit Lachmanns zu entwerfen, wie mir langjährige Freundschaft und Wahrheitsliebe alle Züge dazu eingeben. Traurig ist es, über einen Freund gleichsam das letzte Wort zu haben; stände er hinter mir, er würde vielleicht einigemal den Kopf schütteln, nicht von meiner Rede sich abwenden. Wenn vorragende Männer allen Völkern angehören, so behauptet doch ihr Vaterland immer den ersten Anspruch auf sie, und die Schweden empfinden am lebendigsten, daß Berzelius ihr Eigentum war; wir wollen unsers Lachmanns gedenken, unser Schmerz ist der frischere.

Für die unvergleichliche Wirkung, welche er hervorbrachte, könnte man versucht sein, schon darin den schlagendsten Ausdruck zu finden, daß ihm, dem von der Philologie Ausgegangnen aus freien Stücken auch die theologische und juristische Doktorwürde zuerkannt wurde. Hätte der Zufall ihn zur Herausgabe eines alten griechischen Arztes geführt, mit gleichem Fug würde die medizinische Fakultät ihren Hut auf sein Haupt gedrückt haben, und wir sehn eigentlich damit die größere Macht der philosophischen über die drei andern, in welche sie leicht einlenkt, ausgesprochen. Viel besser glaube ich aber Lachmanns innerstes Wesen zu bezeichnen dadurch, daß er seine Meisterschaft in der klassischen wie in der neu entstandnen deutschen Philologie, zu deren Festigung er ein Großes beigetragen hat, mit demselben Erfolg be-

währte, und daß nun die Wirkungen hinüber und herüber schlugen. Denn die klassische Regel gab seinen Schritten auf dem deutschen Gebiet frühe Stetigkeit und bewahrte sie vor allem Straucheln; aus dem noch jugendlichen, kaum übernächtigen Wachstum und Trieb des deutschen Altertums konnte er wagende Kühnheit schöpfen für jene klassischen, bisher reich, zuweilen einseitig entfalteten, einigemal schon ermüdeten Gesetze. Zwei sonst einander ausschließende oder gar abstoßende Wissenschaften (falls man überhaupt deutsche Philologie für eine Wissenschaft gelten ließ) fanden in ihm einen unerwartet vordringenden, fruchtbaren Vertreter, der sie als etwas Gemeinsames und sogar Nahverwandtes zu handhaben und auszusöhnen verstand. Beide weichen dem Stoff und der Form nach beträchtlich voneinander ab, jede fordert ihr eignes Gerät und Werkzeug, das unverworren und mit besondern Kunstgriffen gebraucht sein will, in deren Besitz sich Lachmann vollständig gesetzt hatte; seine Begeisterung waltete also nach jeder Seite hin, und seine ganze Eigenheit wäre vernichtet, wollte man den von ihm in ununterbrochnem Wechsel erlangten Erfolgen hier oder dort abreißen.

Dies im allgemeinen vorausgesandt, hoffe ich, daß es mir nicht mißlingen werde, ihm auf seiner raschen Laufbahn und in dem, was er sich errungen hat, behutsam nachzugehn, wobei ich doch nur meinen Maßstab anlegen kann; andere mögen ihn anders messen.

Karl Lachmann war am 4. März 1793 geboren,

und bald, nachdem er dieses Tages für ihn letzte Wiederkehr schon halb betäubt von der Qual der Krankheit erlebt hatte, führten die nahenden martiae idus auch sein Ende heran. Wie ist unser Leben kurz, und wie schnell rinnt es dahin; wenig Gelehrte dürfen sich rühmen, 35 Jahre hindurch in unausgesetzter Arbeitsamkeit und nie nachlassender, immer aufwärts steigender Kraft vorgetreten zu sein, noch eine kleinere Zahl wirkt ein halbes Jahrhundert hindurch, die es erreichen, daß ihr Andenken ein paar Jahrhunderte dauere.

Es ist schon vieles wert, an einer Stätte das Licht der Welt erblickt zu haben, wo gute Sitte herkömmlich fortgepflanzt wird. Lachmanns Geburtsort war Braunschweig, eine Stadt, die lange Zeit her in ganz Norddeutschland ihren alten Ruhm behauptet, die nicht wenig große Männer in sich erzeugt und genährt, fast immer einen freien Sinn bewahrt hat. Wer in einer solchen jung erwächst, dem müssen wie von selbst, wenn er ihre Straßen durchwandelt, heilsame Gedanken und Entschlüsse aufsteigen.

Noch höher anzuschlagen scheint es, daß der Mensch auch in einer großen Zeit geboren sei, die Gewaltiges ein- und ausatme. Jedwede Zeit hat ihre Taten und Leiden, ihre Vorkämpfer und Zurückdränger; wer aber, edlen Sinns, in den jüngeren Geschlechtern, denen ihre Hoffnungen für das große deutsche Vaterland eine nach der andern gedämpft und genommen werden, dürfte sich messen mit dem aus lastender Schwere des

feindlichen Drucks emporgetragnen siegesfrohen und überseligen Enthusiasmus der Jahre 1813, 1814, 1815?

In des erstarkenden Knaben Schuljahre, in des Jünglings erste Studentenzeit mußte noch geheimer Groll über Deutschlands Schmach, dann aber freudige Ahnung fallen, daß sich das Blatt bald gewendet haben werde. Man denkt sich, mit welchem Jubel, in welcher Gesinnung die endlich erschallende Kunde der Befreiung vernommen wurde, zu welchen eignen Taten sie ermunterte. Eben seine erste gelehrte Arbeit entlassend, trat Lachmann als Freiwilliger in die Reihen des Feldzugs von 1815 und erwarb sich von nun an das Recht, ein Preuße zu heißen und zu sein, wie er es bis an sein Lebensende treu geblieben ist. Seine die Vorrede schließenden Worte lauten mutig so: nec mihi otium suppetit, cui eo festinandum est, quo hoc tempore viros omnes, quorum apta armis aetas est, pio ac forti animo properare decet.[1])

Seine das ganze Leben hindurch auf die Freiheit des Vaterlands, des Geistes und des Glaubens gerichtete Denkungsart bedürfen meiner Anerkennung und meines Preises nicht. Einige, den meisten unbekannte Zeugnisse dafür könnte ich geltend machen,

[1]) „und ich habe nicht hinreichende Muße, da ich dahin eilen muß, wohin zu dieser Zeit allen Männern, die in waffenfähigem Alter stehen, mit frommem und tapferm Sinn zu eilen ziemt."

wenn ich wollte oder das überhaupt hier passend wäre; denn ich gehe darauf aus, seinen wissenschaftlichen Charakter darzustellen, der freilich enge mit seinem öffentlichen und sittlichen Leben zusammenhängt.

Lange, bis es nun zu spät war, hatte ich aufgespart, ihm selbst Näheres über seine Braunschweiger Schulzeit abzufragen, und weiß bloß, daß er unter dem tüchtigen Heusinger mit gründlichen philologischen Kenntnissen ausgestattet, in ihnen früh zu schalten begann und bald reif zur Universität entlassen werden konnte. Mir entgeht auch, ob er bereits daheim zur englischen Sprache geleitet war, von der ein Übergang, vielmehr Rückumweg zu dem uns am nächsten liegenden Studium der Muttersprache manchen erleichtert wird, weil sie starke Anklänge an unser Altertum bewahrt, die uns selbst heute verklungen sind. Auch die italienische muß er früh genau getrieben haben, wie ich aus seiner spätern Belesenheit in ihr und nach ihrem metrischen Gehalt, der ihm zusagte, schließe. Öfter als anderswo mochte in Braunschweig die Rede auf Lessing gefallen und die Erinnerung an ihn lebendig gewesen sein, dessen Werke einmal würdig herauszugeben Lachmann bestimmt war.

Zu Göttingen, wo er anfangs Theologie studieren wollte und studierte, von der aber schon viele ab zur reinen Philologie verlockt worden sind, hörte er eifrig bei Heyne und Dissen; unter aufstrebenden Jünglingen verkehrend mit Lücke, Bunsen und Ernst Schulze, dem Dichter der jetzt beinahe vergessenen „Be-

zauberten Rose", an welcher ihm der leichtfließende Versbau sehr behagte. Hervorzuheben ist aber der nachhaltige Eindruck, den ein anderer, nur in engerem Kreise erkannter Lehrer dort auf ihn machte. Benecke, überhaupt der erste, der auf unsern Universitäten eine grammatische Kenntnis altdeutscher Sprache weckte, war es, der in Lachmann den hernach zu lichter Flamme aufschlagenden Funken deutscher Philologie zündete, und mit wahrer Frömmigkeit hing er seinem Lehrer, den er bald überragte, fortwährend an, wie es die Widmung der Auswahl und die Vorrede zur zweiten Ausgabe des Iwein schön kundtun; selbst von Beneckes halbenglischer stolzer Sprödigkeit schien etwas auf ihn übergegangen. Für den Lehrer wie den Schüler erläutert aber jener Fremdherrschaft bleierner Druck die trostreiche Zuflucht zu den vergrabnen Schätzen heimischer Sprache und Dichtung, aus denen fühlbare Frische anwehte und etwas, das in der klassischen, wenn auch überlegnen Literatur nicht aufging, jedenfalls eine angestrengter Forschung werte und bedürftige, uns vom eignen Vaterlande selbst dargereichte Gabe. Vergleichen wir die deutsche Literatur einem kleinen Ort, der nur zwei enge Ausgänge hat, die klassische einer großen Stadt, von der sich aus zehn prächtigen Toren nach allen Seiten vordringen läßt; über ein gewisses Ziel fort wird in die kunstreich gelegte Heerstraße der schmale Steig einlaufen und dann von beiden aus der menschliche Geist in gleich ungemessene Weite geführt werden.

Ein paar altdeutsche Bücher mag Lachmann schon auf französischen Boden mitgenommen haben, um sich die Langeweile des Biwaks zu vertreiben. Unterdessen aber war das Werk, aus dessen Vorrede vorhin eine Stelle gehoben wurde, erschienen und mußte die Augen aller Philologen von Fach auf sich ziehn, weil es, neben einigem Unhaltbaren und wieder fahren zu Lassenden, die Fülle glücklicher Emendationen gewährte und einen schwierigen Text so behandelte, wie es nur auf echt kritischer Grundlage möglich war. Mit großem Geschick, das ihn auch nachher nie verließ, hatte der einundzwanzigjährige Jüngling sich gerade auf den schönsten Teil der ganzen lateinischen Poesie, auf die elegischen Dichter geworfen, und unter ihnen Properz, den geistigsten derselben, und dem am schlimmsten mitgespielt worden war, zuerst auserlesen. Dreizehn Jahr später folgten zwar schon mit größerer Gewandtheit, aber nach gleich scharfer Kritik der liebliche Tibull, der kräftig ausgelassene Katull. Diese Bahn war gebrochen, und des Herausgebers Verfahren hatte sich in der Zwischenzeit auch an einigen der wichtigsten altdeutschen Dichtungen bewährt, es war ihm völlig zu Fleisch und Blut geworden; ich will mich bestreben, die Art und Weise seiner Kritik und worauf sie wesentlich beruhte, darzulegen. Seine zahlreichen Schriften der Reihe nach zu nennen, kann ich dabei überhoben sein, da dies schon von andern umsichtig geschieht oder geschehn ist, und werde mich bloß auf diejenigen darunter beziehn, die jedesmal in meiner

Betrachtung hervorstechen. Sie hat es auch nicht mit seinen Lebensverhältnissen zu tun, und wie schon vorhin unerwähnt blieb, daß er ein oder zwei Semester in Berlin studierte, brauche ich mich nicht näher darauf einzulassen, daß er zuerst eine Gymnasiallehrerstelle bekleidete, dann zu Königsberg als Professor auftrat und von da nach Berlin gerufen wurde, wo nun auch unsere Akademie sich seiner bemächtigen konnte. Mich beschäftigt sein innerer Gang, den allerdings diese äußern Lagen seines Lebens vielfach begünstigten.

Man kann alle Philologen, die es zu etwas gebracht haben, in solche teilen, welche die Worte um der Sachen, oder die Sachen um der Worte willen treiben. Lachmann gehörte unverkennbar zu den letztern, und ich übersehe nicht die großen Vorteile seines Standpunkts, wenn ich umgedreht mich lieber zu den erstern halte. Denn jeder wird eingeständig sein, daß die Form mit dem Wesen einer Schrift und gar eines Gedichts innig zusammenhänge und auf allen Fall der eines großen Teils ihres wahren Gehalts sicher habhaft werde, dem es in diese Form einzudringen gelungen sei, während Rücksicht auf die Sache selbst von der Eigenheit einzelner Werke abzusehn und bienenartig auf den Honig bedacht zu sein pflegt, der aus mehreren zusammengesogen werden soll. Nicht daß es Lachmann an mannigfaltigster Sachkenntnis irgend abging, deren sein außerordentliches Gedächtnis stets für ihn eine Menge bereithielt und die ihm bei ausgedehnter Belesenheit täglich anwuchs;

allein seit er seinen wahren, eigentlichen Beruf erkannte (und das muß bereits früh eingetreten sein), haftete bewußt oder unbewußt seine Teilnahme an den Sachen, nur insofern er daraus Regeln und neue Griffe für die Behandlung seiner Texte schöpfen konnte: das übrige blieb als störend und aufhaltend ihm zur Seite liegen. Da nun diese Richtung seines Geistes, durch ihre eignen Erfolge gestärkt, allmählich zunahm, mußten andere Arbeiten oder Tätigkeiten, je mehr sie von ihr abstanden, für ihn gleichgültiger und unerfreuender werden. Von Benecke hörte ich zu Göttingen einigemal behaupten, ein Bibliothekar (und er selbst war ein vortrefflicher) gehe verloren, sobald sich in ihm ausschließliche Neigung für bestimmte Fächer der Wissenschaften erzeuge; in solchem Sinn ließe sich von strengen Philologen sagen, daß sie alle Aufmerksamkeit auf den reinen Text kehrend ihren Geschmack dafür an Sacherklärungen gleichsam sich zu verderben scheuen. Pflicht ist ihnen, das gesicherte Wort aufzustellen, liege nun darin, gehe daraus hervor, was da wolle.

Laut und beifallswert hat sich auch Lachmann darüber ausgesprochen, daß die Doktrin in der Philologie wie in andern Wissenschaften Schaden anrichte, wenn sie immer vor der Zeit fertigmachen wolle und gerade nur so viel wahre und falsche Grundsätze untereinander entfalte, als sie auszusinnen und zu verarbeiten ertrage, da doch die unerschöpften Quellen eine überströmende Ausbeute gewähren, deren man sich vor

allem bemächtigen muß, ohne gleich auf alle Fragen zu antworten, ohne jede daraus entspringende Schwierigkeit zu beseitigen. Die Erwartung ist höher gespannt, der Gewinn unabsehbar, wenn das Forschen, auf die Urkunde des Textes gerichtet, langsam und sicher vorschreitet, wenn der Text fortwährend mehr gilt, als was oft nur winziges an ihm geschehn kann. Dem Autor, welchen Lachmann studierte, wollte er nichts hinzubringen, sondern alles aus ihm lernen, nicht flach mit ihm experimentieren, aber seine echte Gestalt von dem Schmutz und der Verderbnis, die sich daran gesetzt hatten, reinigen. Weitgehende Kombinationsgabe war ihm entweder unverliehn, oder er übte sie nicht und verschmähte sie widerwillig, weil ihm alles Ungenaue und Halbe fruchtlos schien und vergeblich.

Selbst grammatische Entdeckungen und Erörterungen, welchen er ansah, daß sie in seine Textkritik nicht einschlagen würden, berührten ihn fast nicht mehr. Der vergleichenden Sprachwissenschaft hat er sich eher abhold als hold erzeigt, weil ihre Ergebnisse ihm zu fern, d. h. ferner gingen, als ein Herausgeber klassischer Werke sie zu wissen nötig hat. Er schritt nicht gern über den Kreis der deutschen, lateinischen und griechischen Sprache, die ihm genau bekannt waren und immer vertrauter wurden. Um der Wörter letzte Gründe war er unbekümmert, nur nicht um ihre bestimmte Gestalt, Kraft und Wirkung für die Zeit der behandelten Quelle, die er mit dem seltensten Talent

und der glücklichsten Kühnheit erspähte: wo drei oder vier um die rechte Lesart verlegen waren, fand er sie auf der Stelle und hat unzähligemal immer den Nagel auf den Kopf getroffen.

Unter den Texten waren ihm am liebsten die schwersten und die dem Kritiker die vielseitigsten Handhaben darböten. Zwar fesselten ihn auch Prosadenkmäler, deren Text großen und eigentümlichen, von ihm mutig überwundnen Hindernissen unterliegt, wie des Neuen Testamentes, wofür ihn ohne Zweifel Schleiermacher gewonnen hatte, oder die wiederholte Durchsicht des Gajus, den vieler Augen nicht fertig lasen, und der Agrimensoren oft unheilbare Verworrenheit. Seiner ganzen Natur am meisten zusagend waren aber Gedichte, und eben die Metrik in ihrer Tiefe und Höhe zu erforschen, ihm das Angelegenste. Auch die Prosa hat ihre Gesetze, der allgemeine Sprachgebrauch und umgedreht die an sich unberechenbare Eigenheit eines jeden einzelnen Schriftstellers lassen der Kritik weiten Spielraum; in der Poesie aber wird die Naturgabe oder Nachlässigkeit eines Verfassers noch durch waltende metrische Regeln gezügelt, an denen seine Arbeit geprüft, nach denen sie gereinigt werden kann.

Hatte Lachmann bei einem Autor, was überall das erste ist, die Geschlechter der Handschriften, die einzelnen Abschreiber und ihre Weise ermittelt, so unterließ er nicht, eine etwa noch unbekannte Zerlegung des ganzen Werks in Bücher oder Abschnitte an den Tag zu bringen und dann deren zu ver-

schiedner Zeit erfolgten Ursprung zu bestimmen. Hierzu mußte ihn die Beschäftigung mit den lyrischen und elegischen Gedichten der Griechen und Römer, die begreiflich nicht chronologisch geordnet und der Interpolation am leichtesten ausgesetzt sind, unmittelbar führen; schwieriger macht sich die Annahme, daß ein erzählendes Gedicht seinen eignen Fluß unterbrochen habe und, erst in der Mitte oder gar am Schweif auszuarbeiten begonnen, ihm zuletzt der Kopf angehängt worden sei. Doch ist nicht unwahrscheinlich, daß der Prolog zu Hartmanns Iwein (wie wir noch heute die Vorrede eines Buchs zuletzt schreiben) erst nach Vollendung des Ganzen zugefügt wurde, und ob auch andere einzelne Teile dieses Werks zu verschiedner Zeit gedichtet seien? fragte Lachmann (Iw. S. 542, 543), ohne es nachzuweisen. Des Parzival sechzehn Bücher, die neun des Wilhelm scheinen auf natürliche Weise ganz nacheinander abgefaßt, eine stufenmäßige Zeit der Abfassung ließ bei mehreren des Parzival sich deutlich aufzeigen. Auch für Otfrieds Werk scheint ihm ein Beweis gelungen, daß zuerst das erste, dann das fünfte Buch, zuletzt die mittleren Teile gedichtet sind, und es wird auf einen anfangs nachlässigen, hernach fortschreitenden Versbau geschlossen.

Das sorgfältigste und feinste Studium des verschiednen Versbau trat nun ein, und im Altertum der hochdeutschen Dichtkunst waren noch Nachwirkungen der Quantität auf den herrschenden Grundsatz der Betonung zu spüren, welcher in zwei akademischen Ab-

handlungen über das Hildebrandslied und althoch-deutsche Betonung lichtvoll und eindringlich erläutert wurde, wogegen die mittelhochdeutsche Theorie der Hebungen im Kommentar zu dem Iwein und den Nibelungen etwas schwierig und allzu gedrungen sich erörtert fand. Nächst der mittelhochdeutschen hatte Lachmann vorzugsweise die ihm zumal wohllautende althochdeutsche Sprache angebaut, der älteren und formgewaltigeren gotischen sich minder zugewandt, weil in ihr keine Verse vorhanden, also für sie nur prosodische, keine metrische Regeln zu gewinnen sind, wenigstens weiß ich mir seine mehrmals vorblickende Abneigung, die Überlegenheit der gotischen Formen anzuerkennen, nicht anders auszulegen. Der mittelhoch-deutsche Versbau wird aber auch noch durch die Reinheit des Reims gestützt, welchen Lachmann bei jedem genauer behandelten Dichter in fleißigen Registern sammelte und zu triftigen Schlüssen nutzte. Man kann sich denken, daß das Prinzip des Meistersangs in den strophischen Gedichten, hauptsächlich den lyrischen Liedern und Leichen, aber auch der Strophenbau in den Nibelungen, Gudrun, Titurel und sonst seinen Studien bedeutsame Haltpunkte gewährten.

Doch hieran genügte ihm noch nicht. Verse und Strophen hinterlassen auf den Hörer und beim Vortrag im Geleite von Musik oder Gesang deutlich empfundnen Eindruck. Seiner Aufmerksamkeit entschlüpften außerdem andere mehr äußerliche und bisher unbemerkt gebliebne Zahlenverhältnisse nicht, nach

welchen ganze Gedichte in bestimmte, dem Ohr unfühlbare Glieder oder Ketten, wenn dieser Ausdruck passend ist, aufgingen. Auch hierbei hatte ihn wohl zuerst eine in der griechischen Dichtkunst gemachte Wahrnehmung geleitet. In zweien seiner frühsten Abhandlungen zerlegte er sinnreich und gelehrt erst die melischen, hernach sogar die szenischen Gedichte der Griechen in Heptaden, ich glaube ohne sich den allgemeinen Beifall der klassischen Philologen zu erringen. Mit größerm Glück wandte er nun eine ähnliche Entdeckung auf unsere mittelhochdeutschen Gedichte an, indem er Wolframs beide größeren Werke in Glieder von dreißig Zeilen sonderte, bald auch den Iwein in dreißig, die Nibelungen und Klage hingegen in achtundzwanzig, folglich auch in Heptaden, so daß die vierzeilige Strophe siebenmal sich wiederholte. Mich verwundert zu sehn, daß in der dritten Ausgabe, deren Erscheinen um ein paar Wochen Lachmann nicht mehr erlebte, die Klage nunmehr nach dreißig, statt vorher nach achtundzwanzig zerteilt ist.

Nicht zu leugnen steht, die dreißig empfangen durch das erste und letzte Glied im Iwein, noch mehr durch die Verzeichnisse der Edelsteine und Ritter im Parzival 791, 770, 772, des Schlusses 827 und durch manches andere hier zu übergehende festen Halt, und man kann nicht umhin, anzunehmen, daß beim Hersagen und Aufzeichnen längerer Gedichte auf solche die Poesie selbst unberührt lassende Gliederungen irgendein uns noch nicht hinlänglich aufgeklärtes Ge-

wicht fiel, folglich die Textkritik ihr Augenmerk dahin zu richten befugt ist. Gleichwohl scheint es dabei nicht ohne Gefahr abzugehn und nicht unmöglich, dem Text eine solche unbeabsichtigte Einteilung gleichsam aufzudrängen. Dividiere man mit dreißig in die Zahl aller Verse eines Gedichts, was übrigbleibend widerstrebt, läßt durch Ausscheiden oder Zutun einzelner Zeilen sich schon vereinbaren.

Außer allen diesen vielfachen Mitteln, aus der Form Athetesen zu gewinnen, verderbte Wörter und Verse zu heilen, ja, sich ganzer und unbeholfner zu entledigen, gibt es aber für das Epos insonderheit noch einen weitführenden Weg der Herstellung aus seinem Inhalt selbst und aus der eignen Art und Weise seines Ursprungs.

Da nämlich die epische Poesie nicht gleich aller übrigen von einzelnen und namhaften Dichtern hervorgegangen, vielmehr unter dem Volk selbst, im Mund des Volks, wie man das nun näher fasse, entsprossen und lange Zeiten fortgetragen worden ist, so darf von vornherein aufgestellt werden, daß sie wechselnden Veränderungen, Zusätzen sowohl als Abkürzungen in ganz anderer Weise ausgesetzt gewesen sein müsse, als was man Kunstpoesie zu nennen berechtigt ist, und großen Reiz wird es haben, durch Ausscheidung der entstellenden Zutaten ihrer echten oder echteren Gestalt wieder auf die Spur zu geraten; wie man andere Gedichte oft schon einem Bach, einem Strom verglichen hat, das Epos ist ein wogendes

Meer, das sich in den Küsten bricht und bald hier bald dort schöner spiegelt.

Schon früh, fast bei seinem ersten Auftreten, hatte Lachmann, dem Wolfs Prolegomena lebhaft in Gedanken standen, sich überzeugt, daß die Ansicht vom homerischen Epos volle, ja ausgedehntere Anwendung auf unsere Nibelungen leide, und in einer kleinen, seinem Properz auf dem Fuße gefolgten unvergeßlichen Schrift eine Reihe wohlüberlegter, eindringender, hernach unablässig fortgeführter Untersuchungen über diesen Gegenstand eröffnet. Es begann dadurch ungeahntes Licht auf die ältesten Verhältnisse unserer Poesie zu fallen, und im engsten Band philologischer und sächlicher hier zusammenzielender Aufschlüsse in seinen Ausgaben des Nibelungenlieds und reichen, hinzugetretnen Anmerkungen wurde fruchtbar, meistenteils überzeugend erörtert, wieviel der epischen Urgestalt von ihr fremdartigen Zusätzen zugetreten oder durch Abbruch benommen worden sei. Fester gewachsen in diesen blendenden Ergebnissen kehrte Lachman hernach auch sich wieder zu den Griechen und unterzog vor den Augen unserer Akademie die Ilias einer neuen, ungleich weiter als Wolf beabsichtigte, vorrückenden Prüfung.

Unter den für beiderlei Epos reich aufgetanen Beweisen sind einzelne schlagend und unwiderlegbar, andere verfehlen nicht des Eindrucks. Nur hat es schon an sich etwas Grausames, den Gedichten so ansehnliche in den Handschriften gegebne Stücke ab-

zustreiten, und schwer hält es, epische Schichten, die alle berechtigt sein können, von kunstfertigeren Einschiebseln zu unterscheiden, wie sie auch in den erzählenden Werken höfischer Dichter begegnen. Aus der Masse des Epos flossen, ich sage lieber tropften auch, wie wir wissen, kleinere Volkslieder ab, doch der knappe Romanzenstil war seiner alten, mehr umfassenden, behaglichen Breite fremd, und zwischen den kritisch neuzerlegten Gesängen und solchen wilderen, oft ungeschlachten Romanzen waltet fühlbarer Unterschied. Diese Kritik ist immer raubend und tilgend, nicht verleihend, sie kann die Interpolationen fort-, das weggefallene Echte nimmer herbeischaffen. Hauptsächlich aber muß ich das wider sie einwenden, daß mit Unrecht von einer zu großen Vollkommenheit des ursprünglichen Epos ausgegangen werde, die wahrscheinlich nie vorhanden war, und in ihm alle Flecken zu tilgen, alle wirklichen oder scheinbaren Widersprüche aus ihm zu entfernen seien. Gleich anderm, dem edelsten Menschenwerk wird auch die epische Dichtung ihre Mängel an sich tragen und bei der gewaltigen Wirkung, die sie im ganzen erzeugt, um einige Unebenheiten, die sich in ihr eingefunden haben, unbekümmert sein dürfen. Wie keine völlig gleichmäßig gebildete Sprache je erscheint, alles Licht der Abschattungen bedarf, macht ein homerisches Schlummern oft gefälligeren Eindruck, als ihn der Dichtkunst stets wach erhaltnes Feuer brächte. Wer wollte den Helden vor Troja alle Kampfestage, der Kriemhild ihre

Jahre ängstlich nachrechnen? Man läuft Gefahr, durch kritisches Ausscheiden, das gar kein Ende hat, auf der einen Seite zu zerreißen, was auf der andern verbunden wurde; warum soll es hier nicht gesagt werden? Aus Lachmanns zwanzig Liedern ist in der Tat eine Anzahl schöner, ergreifender und kaum zu missender Strophen weggefallen, wie ich auch der Ilias nicht nehmen lassen möchte, was er ihr abspricht. Was ich ihm selbst unverhohlen ließ, von seinem Standpunkt, auf den viele sich entschieden stellen, bin, je länger ich nachsann, ich meinerseits abgekommen und gedenke diesen Gegenstand, welchen angefacht und ins Licht gesetzt zu haben sein Verdienst bleiben wird, einmal ausführlich zu erörtern.

Ich kann aus der angegebnen Ursache den Höhepunkt seiner auf altdeutsche Dichtungen gewandten Kritik nicht in den Nibelungen, vielmehr nur in der kostbaren Ausgabe von Wolframs Werken erblicken, die keiner vor ihm so befriedigend zustand gebracht hätte, ihm so bald keiner nachtun würde. Er wählte sich aus innerm Trieb den an Gedanken und Gemüt reichsten Dichter unserer Vorzeit und hat dessen tiefbegründeten Abstand von Gotfried von Straßburg, welchen Abstand wir zwar mehr in der bekannten Stelle dieses, als in einer uns erhaltnen Wolframs selbst ausdrücklich anerkannt finden, gewissermaßen wieder aufgenommen. Was Anmut, was lebendigen, weichen Fluß der innigsten Poesie angeht, steht Gotfrieds Tristan gewiß höher, als Wolframs dunkler,

schwerer Parzival, dessen Inhalt auch lange nicht so lockt und fesselt, wie im Tristan; allein Lachmann widerte schon die Unsittlichkeit der auf Ehebruch und Fälschung eines Gottesurteils mitgegründeten Fabel an, so wenig der lieblichen und aus dem Menschenherz strömenden Dichtung die beschönigenden Vorwände fehlen. Der sprachgewandte Wolfram war aber auch wert, daß gerade an ihm Lachmann die Meisterschaft seiner durchdringenden Sprachkenntnis bewährte; mit welchem Takt er in zahllosen Fällen aus allen Lesarten immer die richtige, gesunde herausgefunden hat, verdient Bewunderung, er ließ damit alles, was für die Herausgabe irgendeines altdeutschen Gedichts bis dahin geleistet war, weit hinter sich, und sein ganzer feinhöriger Text ist ein unerreichbares Muster geworden für alle, die an so Schweres ihre Mühe ansetzen wollen. Nach solchem langsam aber in jedem Schritt sichern Arbeiten stob ihm die Kritik des Iwein, des Gregor und anderes leicht von der Hand.

Aus denselben Gründen zaudere ich nicht, auch sein allerletztes Werk, seinen Lucrez, als ein gelungnes Meisterstück zu preisen, obgleich auf altrömischem Felde ich mir kein gleich sicheres Urteil anmaße, aber auch der Unkundigere findet sich schnell davon überzeugt. Dieser Dichter war wieder seiner ganzen Art und Weise nicht minder angemessen als Wolfram, den ich doch an poetischer Gabe höher stelle, insoweit beide überhaupt sich einander nur vergleichen lassen.

Lucrez hatte die Weihe edler, strenger Gedankenfülle empfangen, zuweilen erweicht er sich, und dann fließen ihm anmutige Verse, überall aber läßt er unmittelbar dahinter andere folgen, die in ihrer Wendung wie im Ausdruck bare Prosa sind. Ich wenigstens kann dem von Lachmann hart angefahrnen Ausspruche Verks beistimmen, der den Lucrez ingenio maximum, arte rudem[1]) genannt hat, nur muß bei der Kunst man nicht sowohl seinen strengen und gebildeten Versbau, als den Einklang des ganzen Gedichts im Auge haben, der bei Virgil, Horaz, ja bei den Elegikern vorhanden ist und anzieht, ihm aber abgeht. Es war doch kein guter Plan, Epikurs System der Physik, wenn auch geistig erfaßt, und Stellen anderer griechischen Schriftsteller Schritt vor Schritt in Verse überzuführen, so daß die einzelnen Materien, zwar warm überdacht und wiedergegeben, nur aneinandergereiht erscheinen, nicht zu einem gewaltigen Ziele leiten. Wieviel lebendiger und geschickter hat Virgils Gedicht vom Landbau lehrhafte Gegenstände behandelt. Ich habe wohl mit Lachmann darum gestritten und ihm mein Geständnis abgelegt, daß einzelne Zeilen bei Lucrez mich gemahnen wie Verse lateinischer Dichter des Mittelalters, abgesehen von ihrer größeren metrischen Vollendung. Das sei Stil der alten Kunst, meinte er. Gut denn, daß Virgil und Horaz, in deren keinem ich doch ein höchstes Ideal der Poesie anerkenne, dieser Kunst ein Ende gemacht haben. Lachmanns

[1]) an Geist sehr groß, an Kunst roh.

Verdienst um die Herstellung der lucrezischen Schreib- und Ausdrucksweise kann nicht genug gepriesen werden, der lateinischen Grammatik ist damit nach allen Seiten Vorschub geschehn; auf den Gewinn, der für die philosophische Betrachtung aus dieser rerum natura zu ziehn ist, ließ er seinerseits sich nicht ein. Völlig aber, scheint mir doch, gehn des Lucrez Archaismen nicht auf in dem alten Kunststil, da der ältere Ennius sich schon freier bewegte, Plautus überall dichterischer, dem auch unmittelbar die Griechen vorlagen und der doch nicht so über die patrii sermonis egestas[1]) klagte. Im ganzen Lucrez wüßte ich nichts so Poetisches, wie zum Beispiel der einzige Prolog des plautinischen Rudens ist.

Ich redete zu lange über Lucretius und darf nicht von seinem Herausgeber ablenken. Wie es Bilder gibt, in die sich die Maler geteilt haben, so daß einer die Landschaft, der andere die Figuren lieferte, so liebte Lachmann es, gemeinschaftlich mit andern Arbeiten zu unternehmen, denn es gelang ihm dadurch, sich streng auf die Herstellung des Textes zu wenden, dem Freunde das übrige zu lassen. Wer sonst über einem geliebten, langerwognen Autor waltet, den würde fremder Anteil an der Ausarbeitung eher stören: ihm war höchst willkommen, was er für sich schon beiseite gelegt hatte, nun von andern Händen ausgerichtet zu sehn oder auch bei einem von andern angelegten Werk daraus vorweg, was ihm behagte, an

[1]) Dürftigkeit der heimischen Sprache.

sich zu ziehn. So hat er im Verein mit Buttmann (dem Sohn) das Neue Testament, mit Rudorff die Agrimensoren herausgegeben und nach Göschen sich auch des vielbehandelten Gajus unterzogen. An seinem Babrius nahmen Meineke und Bekker teil, am Lichtenstein Karajan, Iwein war von ihm zusammen mit Benecke bearbeitet worden, nur zufällig entraten seine Nibelungen Freundes Hilfe, weil dieser das schon auf dem Titel enthaltne Wörterbuch nicht lieferte. Auch Lucrez hätte von dem sächlichen Kommentar, Parzival vom Glossar eines andern begleitet sein können. Wiederholentlich bekannte er mir seine Unfähigkeit zu lexikalischen Arbeiten. Das war keiner Art Säumnis oder Trägheit, o nein, ihm lagen zu jedem altdeutschen Dichter, den er vornahm, bald die mühsamsten Reimregister zur Hand, und von jedem Wort, das er setzte, hätte er Rechenschaft geben können. Seiner Natur widerstritt aber, einen ganzen Vorrat von Wörtern gleichmäßig zu behandeln, über deren einzelne die gewisseste, über andere nur ungenügende Auskunft zu erteilen er vermochte.

Seine Schreibart in beiden Sprachen war streng und sauber, mitunter dünkt mich ungeschmeidig, im Latein störte er ohne Not, nie ohne Grund, durch einige abweichende Orthographien; am Deutschen, wo alle Schreibung schmachvoll im argen liegt, durfte das nicht stören, dennoch enthielt er hier sich mehr der Neuerung, vielleicht um nicht nachzuahmen. Was aber in seiner Darstellung selbst wichtiger ist, er ließ

gern Hauptsachen an Nebenstellen erscheinen und liebte es, gleichsam neckisch, einen Teil des Entdeckten zu bergen und zurückzubehalten, den, wer ihm zu folgen verstand, erraten und ergänzen mußte. Das hat der Wirksamkeit seiner Schriften, die es wahrlich keinem leicht machten, Abbruch getan. Aufmerksame Leser haben lieber, daß ihnen zuviel als zuwenig gesagt werde, da sie das Überlaufende leicht abziehn, das Verschwiegne schwer hinzusetzen können.

Er hatte, meine ich, im deutschen Stil wie in Handhabung der Dinge eine gewisse Ähnlichkeit mit Johann Heinrich Voß, dessen Ansicht ihm auch in manchem, mehr dem Grad als dem Endziel nach, unsern stand, mit dem er zugleich neben der klassischen Philologie die Neigung zu Shakespeare und zum heimischen Altertum teilte, in welchem letztern er ihn doch weit übertraf. Auch Lessing hatte die ältere deutsche Dichtung hervorgezogen, ohne doch daß er auf das Beste schon gekommen wäre, und sein geistvolles Vorbild muß auf Lachmann eingewirkt haben. Unmittelbare Muster, denen er glücklich nachstrebte, waren ihm, außer Bentley, unter den Zeitgenossen Gottfried Hermann und Lobeck; mit Buttmann (dem Vater, dessen griechische Grammatik er auch in den späteren Ausgaben pflegte), mit Meineke und Bekker hielt er enge, aufgeweckte Freundschaft. Mächtigen Einfluß auf ihn übten Niebuhr, zumal Schleiermacher, in dessen letzten Lebensjahren er vertraut mit ihm gewesen sein muß, mehrmals erzählte er mir bewegter

als gewöhnlich von dem flatternden weißen Haar, in dem Schleiermacher rüstig die Berliner Straßen durchschritten, und wie ihn das gerührt habe: nun ruhn sie beide dicht nebeneinander.

Was von Lachmanns eigner Sinnesart, von seinem Privatleben soll ich hier hervorheben? Wer ihn genauer nicht kannte, dem mochte er herb und verschlossen erscheinen oder abstoßend, er war mildherzig, weich und voll Liebe. Allen Umgang, der seinem ernsten Wissen nicht fruchten konnte, hielt er von sich, und schwer fiel es, die einmal bei ihm verscherzte gute Meinung herzustellen. An Abgeneigtheiten gebrach es bei ihm nicht. Wenn nach hochtrabenden Worten Seichtes oder Abgetanes sich wollte herauslegen, pflegte ihm ein Vorwurf der Absurdität zu entfahren. Im vertrauten Kreise konnte er sich frohster Heiterkeit überlassen und machte einer falschen Deutung seines Namens dann die größte Ehre; es ist ein Zeichen guter Menschen, herzinnig lachen zu können, oft, wenn er so in unhemmbarem Schüttern sich ergoß, mußte ich einer Stelle seines Walthers gedenken, wo es heißt:

friundes lachen sol sîn âne missetât,
süeze als der âbentrôt, der kündet lûter mære.

Aus dem alten Göttingen her waren seinem unfehlbaren Gedächtnis noch ganze Stücke der Vorträge einiger Professoren gegenwärtig, die er in Stimme und Gebärde vortrefflich nachzuahmen wußte, wie

seiner Laune eine Auswahl kostbarer, auch wenn sie sich wiederholten, immer frisch bleibender Anekdoten zu Gebot stand. Für geselligen Umgang gemacht und gestimmt, war er in mehreren Vereinen ein wohlgelittner Präses. Allen seinen Freunden getreu und redlich, wußte er gegen sie von keinem Rückhalt und teilte gern und geradeaus sein Wissen mit. An Beifall karg trat er, wo ihm etwas überhaupt mißfiel, in Nebendingen spitz lobend oder tadelnd hervor, so daß man dadurch weder verdrossen noch befriedigt werden konnte, sein volles Zustimmen wog desto schwerer. Von Eigensinn war er nicht frei, durch keine Vorstellung konnte ich ihn bewegen, das seine Ausgaben der Nibelungen verunstaltende Brechen der Langzeilen aufzugeben: er lehrt nichts, was man nicht schon von selbst fühlte, und wer möchte im Hexameter die Zäsur sichtbar hervorheben? Seine Schüler, die sich in ihn fanden und die er mochte, werden seiner liebreichen Lehre unvergessen sein. Daß er unverheiratet geblieben war, wurde in seiner letzten schweren Krankheit wehmütig empfunden, wo ihn keine weichen, sanften Hände einer liebenden Frau pflegen konnten, nicht einmal seine Freunde ihm nahen durften, außer dem von Leipzig herübergefahrnen Moritz Haupt, der Nacht und Tag seiner bis ans Ende wartete. Erst, solange das Übel nichts schien als ein Podagra, das öfter gekommen und gegangen war, hatte man geringe Sorge, ich erlaubte mir sogar damals in unsern Monatsberichten (1851, S. 99—102) von dem

Podagra mythisch zu handeln, ihn damit, wenn er's läse, ein wenig zu erheitern. Als aber die Seuche sich in ihrer ganzen Feindesgestalt erzeigte, ward allgemeine schmerzliche Teilnahme in der Stadt um ihn und, nachdem er mutig eine Fußabnahme ausgehalten hatte, Bewunderung rege. Was konnte alles helfen?

Der Glückliche. Im letzten Jahr, das er lebte, war sein Neues Testament vollendet und die Pracht seines Lucrezes aufgegangen, die dritte Ausgabe der Nibelungen bis zum Titelblatt fertiggedruckt. Auch Lucilius lag ausgearbeitet und kann in einigen Wochen die Presse verlassen. Für den Druck bereit steht eine Sammlung der ältesten Minnesänger mit den schönsten Textreinigungen. Ein Otfried, wie ich höre, in Gemeinschaft mit Haupt war vorbedacht, und man hätte nicht lange zu warten gebraucht, so ging's ihm vonstatten. Den Titurel hatte er wohl schon geraume Zeit fahren lassen, den unternommenen Morolt nicht weit geführt. Noch manches andere Willkommene und Wünschenswerte würde er zutage gefördert haben, nichts, bin ich des Glaubens, was seinen Wolfram und Lucrez in Geschmack und Zierde überholt hätte, seines Ruhmes höchste Staffel ist von ihm erklommen worden.[1]) Er war zum Herausgeber

[1]) Merkwürdig hierzu stimmt eine Äußerung Lachmanns in einem seiner letzten Briefe an Lehrs. Bei den Anmerkungen zu Lucrez sei es ihm gewesen wie bei denen zu Iwein, er sei fertig und wisse nichts weiter zu geben.

geboren, seinesgleichen hat Deutschland in diesem Jahrhundert noch nicht gesehn. Den Jubiläen, die das Alter unserer Gelehrten mit Langeweile bedrohen, ist er noch großenteils entronnen. Den schlichten, prunklosen Mann mit blondem Haar im blauen Oberrock werden wir lange an unserer Tafel missen, wie schonend, wenn es hätte sein sollen, wäre auch der Krückenträger an ihr gehegt und gehütet worden, der sich dann hätte angewöhnen müssen still zu sitzen, nicht hinter allen Stühlen herumzuwandeln.

Rede über das Alter

Gehalten in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 26. Januar 1860.

Wer hat nicht Cicero de senectute gelesen? sich nicht erhoben gefühlt durch alles, was hier zu des Alters Gunsten, gegen dessen Verkennung oder Herabsetzung gesagt wird? Traun, es sind lauter ernste, männliche Gedanken, in gefüger Gliederung fortschreitend und sich entfaltend, von triftigen Beispielen und Bildern belebt, mit einer freien, niemand aufgenötigten Aussicht auf die Fortdauer der Seele nach dem Leben ruhig geschlossen. Gleich die an die Spitze gestellten ennischen Verse:

O Tite, si quid ego adjuero curamve levasso,
Quae nunc te coquit et versat in pectore fixa,
Ecquid erit praemi?[1]

spreiten einen wohltuenden, anhaltenden Schimmer über die ganze Schrift, welche fortan mit diesen Anfangsworten „o Tite“ jedem deutlich bezeichnet werden durfte, wie sie Cicero auf seinen bewährten Freund Atticus, den er mit traulichem Vornamen an-

[1]) Epist. ad Att. 16, 3 und 11.
Wenn ich, o Titus, dir etwas helfe oder Sorge erleichtere,
Welche dich jetzt erhitzt und bewegt, im Herzen befestigt,
Wäre ein Lohn dafür?

zureden pflegte, schlagend anwendet. Nur in dieser Vorrede aber tritt er redend auf, das Buch selbst ist in einen Dialog zwischen Cato Major, Scipio und Laelius eingekleidet, wo jedoch, nachdem einige Reden gewechselt sind, der erstere bald allein das Wort führt, und desto schärfer ausfallen muß der Eindruck hier gesprochner Lehren und Mahnungen, als sie in eines der größten Römer Mund gelegt werden, der zur Zeit, wo Cicero sein Buch niederschrieb, bereits ein Jahrhundert in hohem Alter dahingeschieden war, aber noch bei allen Menschen im regsten, frischesten Andenken stand.

Vor Augen, gleichsam zu Vorbild hatte Cicero einen ähnlichen Dialog des Aristo Chius, eines Schülers von Zeno, περὶ γήρως,[1]) der nicht auf die Nachwelt gekommen ist, so daß sich auch keine Vergleichung anstellen läßt, wie viel oder wenig daraus geschöpft worden sein kann. Nur das zieht Cicero selbst hervor, daß in der griechischen Schrift Tithonus als redend auftritt. Dieser Tithonus war der Göttin Eos menschlicher Gemahl, für den sie sich Unsterblichkeit zu erbitten unterlassen hatte, und den sie, sobald sein Haare graue Spitzen zu zeigen begann, von ihrem Bett ausschloß, mitleidig aber in eine Kammer sperrte und bis an sein Ende mit Ambrosia fütterte. Allen Griechen galt er für einen abgelebten, hilflosen Greis, von dem sich eher jammervolle Klagen über das verwünschte Alter erwarten ließen, als eine sittliche

[1]) Über das Greisenalter.

Schutzrede, wie sie der hochaltrige, rüstige Cato liefert. An die Stelle des mythischen Interlokutors einen angesehnen, in der Geschichte festwurzelnden Römer zu setzen, war offenbar eine glückliche Wahl.

Zuvorderst hebt sich nun die Frage nach dem Zeitpunkt des eintretenden Alters, sowie nach den dadurch bedingten Abschnitten oder Stufen des Menschenlebens, und darüber begegnen bei den verschiednen Völkern abweichende Annahmen, obgleich sie in den Hauptergebnissen, eben weil diese die Natur selbst festgesetzt hat, dennoch wieder zusammentreffen. Um meiner Untersuchung Halt und einigen wissenschaftlichen Wert zu verleihn, sind in einem Anhang alle Wörter unserer und der verwandten Sprachen über die hier einschlagenden Vorstellungen jung und alt gesammelt und erörtert worden[1]: es kann nicht fehlen, daß die geheimnisvolle Sprache nicht zugleich Aufschlüsse des Gedankengangs der Begriffe gewährte.

Wie schon der Begriff einer aus dem Kindesalter allmählich aufsteigenden Jugend und Mannbarkeit mannigfach wechselt, nicht anders schwankt auch die Bestimmung des Mannes- und Greisenalters. Da wir im allgemeinen zwischen jung und alt scheiden, wird an sich schon oft der bloße Gegensatz von Jugend und Alter genügen, ungefähr wie bei den Jahreszeiten zwischen Sommer und Winter, wonach unsere Vorfahren den Verlauf der Zeit ausreichend berechneten. Nahe lag, das unaufhaltsam vorschreitende Alter gleich

[1]) Hier fortgelassen.

der Zeit an uns herantreten oder eintreten zu lassen, der Winter steht vor der Tür, das Alter steht vor der Tür, auf der Schwelle, nach dem griechischen Ausdruck *ἐπὶ οὐδῷ*.[1]) Sobald aber diese Stufen und Schwellen genauer angezeigt werden sollen, stellt sich eine Dreigliederung von Kind, Mann und Greis dar, wieder ähnlich der von Frühling, Sommer und Winter. Es ist bekannt, daß in der Anschauung vieler Völker ein Unterschied dreier Jahreszeiten ausreichte, daß aber bei andern der Herbst noch als besondere Epoche dazwischentrat, beinahe wie sich Kindheit, Jugend, Mannes- und Greisenalter trennen. Wenn die Römer bereits mit dem fünfzigsten Lebensjahre die senectus eintreten ließen, so sind nur zwei Glieder, pueritia und juventus, ihr als vorausgehend gedacht, also im zweiten Gliede Jugend und Mannheit zusammenrinnend, die Einteilung in pueros, juniores und seniores erschöpft alles. Werden aber vier Lebenseinschnitte aufgestellt, so treten Jugend und Virilität voneinander ab, und die Jugend wird als ein der Kindheit näherer Zustand, Mannesalter als zum Greisenalter neigend angesehn, Jugend ist volle Entfaltung der Blüte, Mannheit ist fruchtbare Zeit der Ernte. *Ἐπὶ γήραος οὐδῷ* (in limine senectutis)[2]) wird gewöhnlich vom Eintritt in das Greisenalter, zuweilen auch schon von dem höchsten Ziel, von der Schwelle, die das Leben vom Tode scheidet, verstanden.

[1]) Auf der Schwelle.

[2]) Auf der Schwelle des Greisenalters.

Das Greisenalter gleicht den abnehmenden Winter-
tagen, an welchen die Sonnenstrahlen schräg fallen,
dann aber oft noch einen fernen Schein über den
Himmel werfen, wie in unserm Landstrich wir
besonders an heitern Novembertagen gewahren.
Schwierig bleibt im Latein der Unterschied zwischen
adolescentia und juventus, den unsere eigne Sprache
vollends gar nicht erreicht; adolescens bezeichnet den
Aufwachsenden, juvenis, den Vollwüchsigen, doch ist
juvenis mehr als ἔφηβος, welches dem puber ent-
spricht, häufig fallen beide Ausdrücke adolescens und
juvenis zusammen. Wie Hippokrates insgemein die
Perioden des Lebens nach der Siebenzahl ermißt, hat
man, doch erst späterhin, auf das anschaulichste sieben
Stufen angesetzt, deren drei erste das aufsteigende
Alter, die drei letzten das absteigende darstellen: die
drei ersten sind 1 infans, 2 puer, 3 adolescens, die
drei letzten 5 vir, 6 senex, 7 silicernius, so daß den
vierten Platz oder Gipfel des Lebens der juvenis,
Jungmann, behauptet.

Eine hiervon wiederum unterschiedne, bei uns
Deutschen aber ehmals verbreitete Fassung nimmt zehn
Stufen an. In meiner Eltern Stube hing ein kunst-
loses Bild davon an der Wand, das sich meinem Ge-
dächtnis unauslöschlich einprägte: auf der ersten Stufe
stand die Wiege, aus der nur der Kopf des Kindes
hervorguckte. Die zweite Stufe betraten ein Knabe
und ein Mädchen, einander an der Hand fassend und
sich anlachend. Auf der dritten vorgebildet war ein

Jüngling und eine Jungfrau, die sich zwar Arm in Arm legen, jedes aber vor sich hinschaun. Oben in der Mitte an vierter Stelle befinden sich Jungmann und Jungfrau, d. i. Braut und Bräutigam, beide alleinstehend, er mit dem Hut in der Hand vor ihr, sie sich verneigend. Auf der fünften Stufe steigen ab Mann und Frau, frei einander führend, auf der sechsten alter Mann und alte Frau, sich noch die Arme reichend, schon ein wenig gebückt, auf der siebenten endlich wieder unten Greis und Greisin, jeder mit Stock und Krücke sich forthelfend, und vor ihren Schritten öffnet sich ein Grab. Die Notwendigkeit des Stabes auf der letzten Stufe mahnt an den bekannten Ausspruch, daß das Kind auf vier Beinen, der erwachsene Mensch auf zweien, der Greis auf dreien einhergehe. Mir zweifelt nicht, wollte ein großer Maler ein solches Bild reich auffassen und mit aller Lebensglut ausführen, es könnte eins der anmutigsten Kunstwerke entspringen. Statt der sieben werden aber auch zehn Stufen oder Alter aufgestellt und in Worten folgendermaßen erklärt: 10 Jahr ein Kind, 20 Jahr ein Jüngling, 30 Jahr ein Mann, 40 Jahr stillestahn, 50 Jahr geht Alter an, 60 Jahr ist wohlgetan, 70 Jahr ein Greis, 80 Jahr schneeweiß, 90 Jahr der Kinder Spott, 100 Jahr gnad dir Gott. Oder mit Abweichungen: 10 Jahr ein Kind, 20 ein Jüngling, 30 ein Mann, 40 stillstahn, 50 wohlgetan, 60 abgahn, 70 dein Seel bewahr, 80 der Welt Narr, 90 der Kinder Spott, 100 nun gnad dir Gott. Oder auch 40

wohlgetan, 50 stillestahn, 60 abelahn, 70 Greise, 80 aus der Weise, 90 der Leute Spott, 100 erbarm dich Gott. Diese Reime sind kaum über das 15. Jahrhundert hinauszurücken, was doch keineswegs ausschließt, daß nicht auch früher schon ähnliche in Umlauf gewesen sein sollten. Mit dem Stillstand im vierzigsten gegenüber dem dreißigsten Jahr scheint in der Tat die Schwebe zwischen Jünglings- und Mannesalter, ein Gipfel der Kraft gemeint, und im fünfzigsten hebt, wie bei den Römern, das Alter an, doch die letzte Fassung verlegt das Stillstehn erst in das fünfzigste Jahr. Die unbestimmte, bald auf 40, bald auf 50 und 60 erstreckte Bezeichnung „ist wohlgetan" scheint ein schon genügendes, genugsames Lebensziel auszudrücken. Die drei letzten führen das römische silicernium, d. i. das dem Leichenmahl nahestehende Greisenalter näher aus:

I sane. Ego te exercebo hodie, ut dignus es, silicernium,[1]) heißt es bei Terenz Adelphi IV 2, 48, nach dieser Schelte bildete sich ein adjektivischer silicernius, und der senex silicernius, decrepitus, senio combustus ist der wieder kindisch gewordne Greis, der auch gleich einem Kinde genährt, gleich jenem Tithonus von der Eos mit Ambrosia erhalten werden muß, dessen sich Gott erbarme und die Leute spotten. Ohne Zweifel ist die Vorstellung von sieben Stufen, auf deren erster und letzter Kind und Greis symmetrisch einander gegenüberstehn, gründlicher als

[1]) Geh' in der Tat. Ich werde dich heute hetzen, wie du es verdienst, Urgreis.

die nach der Hundertzahl erdachte von zehn Stufen, deren eigentlich elf anzunehmen wären, da dem Kind die erste gebührt, wie der Greis die letzte erfüllt. Ausnahmen eines über die Schnur streifenden Lebens sind der Natur nicht entgegen, die es liebt, hinter der Regel ihres Verlaufs noch Nachzügler erscheinen zu lassen, sie überschreiten doch das Normalalter, wie es unter allen der Psalmist am deutlichsten vorhält: unser Leben währt siebenzig Jahre, wenn es hoch kommt, so sind's achtzig Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen, denn es fähret schnell dahin, als flögen wir davon. Unter unsern Vorfahren hergebracht war eine zusagende, progressive Berechnung des Menschenalters, wie sie ein Hausvater den ihn zunächst umgebenden Gegenständen entnehmen konnte: ein Zaun währt drei Jahre, ein Hund erreicht drei Zaunes-Alter, ein Roß drei Hundes-Alter, ein Mann drei Rosses-Alter; hier stehn wir wieder am Ziel von einundachtzig Jahren. Es ist nicht anzunehmen, daß die ewigen Naturgesetze, deren Dauer und Ebenmaß sich bedingen, in bezug auf Alter und Wachstum der Menschen jemals abgewichen seien, und wie zu keiner Zeit ein anderes Grab als das siebenschuhige für uns Sterbliche erfordert wurde, ging auch das Alter niemals über jene großen Hauptstriche hinaus. Alle die zahlreichen Beispiele längerer Lebenszeit sind entweder einzelne, seltne Ausnahmen oder mythisch, unbeglaubigt und unglaubhaft. So berichtet die nordische Sage von einem König Ani, der

durch Hinopferung seiner Söhne ein höheres Alter errungen hatte, zuletzt wieder, einem Kinde gleich, Milch trinken und, weil er nicht mehr gehn konnte, im Bett getragen werden mußte: nach ihm hieß ein schmerzloses, gebrechliches Alter Ana sôtt, Anis Krankheit, und im Namen selbst scheint die Vorstellung von âi, Großvater oder Urgroßvater, gelegen. Doch nicht Opfer, nicht Gebete können das Alter fernhalten, wohl aber vermag ihm die stärkere und genährte oder die schwächere und verschwendete Lebenskraft jedes Menschen längeren oder nur kürzeren Widerstand zu leisten, und wie jene Stufen des Lebens herüber- und hinüberschwanken, ist kein Wunder, daß es im einzelnen Fall bald früher oder später eintritt. Nimmer aber bleibt es aus, kündigt sich durch Zeichen, gleichsam geheime Boten, unversehens an und läßt sich als unwillkommner, uneingeladner Gast zuletzt nicht mehr abweisen. Man sagt, es schleiche schneller heran, als einer gedacht hätte, obrepere eam citius ajunt quam putassent, wie die langsamen, aber unablässigen Schritte eines Wanderers plötzlich an der Schwelle stehn, und wie es Goethe ausmalt:

Das Alter ist ein höflich Mann,
Einmal über's andre klopft er an,
Aber nun sagt niemand herein,
Und vor der Türe will er nicht sein,
Da klinkt er auf, tritt ein so schnell,
Und nun heißt's, er sei ein grober Gesell.

Denn zu allen Zeiten haben die Menschen das nahende Alter übel empfangen, gehaßt, gescholten und verflucht, oder sind doch in Wehklage darüber ausgebrochen; vielleicht bei keinem andern Volke war es so in Abscheu, wie bei den an der Fülle des Lebens schwelgenden Griechen. Hesiod Theog. 225 das Alter personifizierend und als Tochter der Nacht aufführend, nennt es *Γῆρας οὐλόμενον,* das verderbliche, und Euripides im Hercules fur. 637

Αἴτνας σκοπέλων βαρύτερον,

schwerer als die Bergspitzen des Ätna, Sophokles O. C. 1237 *γῆρας ἄφιλον,*[1]) der Hymnus in Venerem 246

οὐλόμενον, καματηρὸν, ὅ τε στυγέουσί θεοί περ,

verderblich, lästig, den Göttern verhaßt; unser Wolfram Parz. 5, 13 sagt:

Jugent hât vil werdekeit,
daz alter siuften unde leit,
ez enwart nie niht als unfruot,
sô alter unde armuot,

unfruot ist hier unsælic. Solcher Stellen wären eine Menge anzuführen, aber auch leicht ihnen andere beizufügen, in welchen weise und erfahrne Männer das Alter günstig beurteilen und die von ihm abhängigen Vorteile ins Licht setzen. Man lese, was Plato zu Eingang der Republik ausgeführt hat.

[1]) Das freundlose Greisenalter.

Jener, man könnte sagen volksmäßige Widerwille und Abscheu vor dem Alter ist auch ungerecht, da es nicht wie der Tod Kinder, Jünglinge, Männer und Greise auswählend dahinrafft, sondern gleichmäßig und allmählich über das ganze Menschengeschlecht erst im letzten Ziel, folglich als allgemeine, unvermeidliche Notwendigkeit der verlaufenden Zeit eintritt, so daß Alter gleichviel mit Zeit bedeutet und wir die Abschnitte der Zeit selbst Zeitalter benennen. Es liegt ein Widerspruch darin, daß, während alle Menschen alt zu werden wünschen, sie doch nicht alt sein wollen. Der Greis sollte von Dank erfüllt fühlen, daß ihm zur letzten Lebensstufe vorzuschreiten vergönnt war; er hat nicht nötig zu jammern, wenn sie annaht, es ist ihm gestattet, mit stiller Wehmut hinter sich zu blicken und nach dem schwülen Tag in abendlicher, labender Kühle gleichsam auf der Bank vor seiner Haustür sitzend, sein verbrachtes Leben zu überschlagen. Solch ein Hochbejahrter, den das Schicksal aufgespart, dem Verwandte und Freunde vorausgestorben sind, nur noch deren Nachkommen zur Seite stehn, darf sich dann auch einsam und verlassen fühlen, Freude und Trauer mischen. Ich kann nicht umhin, eine Stelle Walthers von der Vogelweide hier auszuheben, worin mit tiefer Empfindung ausgesprochen wird, wie der nach langer Abwesenheit endlich in seine Heimat zurückkehrende Dichter alles, außer der Natur selbst, verändert findet, gleich den aus Zauberschlaf Erwachten, die eine Stunde geschlummert zu haben

meinen und hundert Jahre verschlafen haben, so daß niemand von den Leuten sie wiedererkennt. Das Lied geht sicher auf Walther selbst und ist sein schönstes, echtestes, obschon es Lachmann in das vierte Buch zweifelhafter Gedichte setzt; doch kann man sich den Platz am Schluß, wohin es schon an sich gehört, gefallen lassen; man vernehme die Worte in ihrer alten, von der heutigen nur wenig abstehenden Gestalt:

Owê war sind verswunden alliu mîniu jâr!
ist mir mîn leben getroumet oder ist ez wâr?
daz ich ie wânde daz iht wære, was daz iht?
dar nâch hân ich geslâfen und enweiz es niht.
nû bin ich erwaht und ist mir unbekant
daz mir hie vor was kündic als mîn ander hant.
liut und lant, dannen ich von kinde bin geborn,
die sint mir fremede reht als ob ez sî verlorn.
di mîne gespilen waren, die sint træge und alt,
bereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt,
wan daz das wazzer fliuzet als ez wîlent flôz,
für wâr ich wânde mîn ungelücke wurde grôz.
mich grüezet maneger trâge, der mich kande ê wol,
diu werlt ist allenthalben ungenâden vol.
als ich gedenke an manegen wünneclîchen tac,
die mir sint empfallen gar als in daz mer ein flac,
iemer mêre ouwê!

Kenner sehn, daß ich in dieser Strophe mehrfach von dem Lachmannischen Text abgehe, worüber sich meine Anmerkungen rechtfertigen. Hier sei zweierlei hervor-

gehoben. Die Worte „bereitet ist das velt“ ändert Lachmann gegen die Handschrift ohne allen Grund in „vereitet“, und recht erwogen, ist das widersinnig. Der Heimkehrende findet das Aussehn der Gegend von vormals verändert, was unangebautes Feld, also Wiesengrund war, ist jetzt „bereitet“, d. h. umgebrochen in Äcker, der Wald ist ausgehaun, das Wasser, worunter man sich zunächst den fränkischen Main in der Gegend von Würzburg zu denken hat, fließt noch wie ehedem. Wie sollte doch das Feld „vereitet“, d. i. verbrannt ausgesehn haben? Einen Wald kann der vorschreitende Landbau aushaun, reuten oder schwenden, nicht aber das Feld. Das Feld würde höchstens nach einem verheerenden Krieg verbrannt heißen können, Walther schildert aber, was die Zeit, nicht was ein Heerzug verändert hat. In der Schlußzeile nehmen alle neueren Herausgeber die falsche Lesart slac statt des allein richtigen der Pariser Handschrift auf. Nun ist allerdings das Wort „flac“, unser heutiges „Flagge“, in der alten Sprache sonst nicht aufzuweisen, was jedoch bei manchen andern Ausdrücken eintritt. Slac wurde geschrieben, weil allerdings gesagt wird „ein slac in den bach“ von einer vergeblichen, entschwindenden Sache; wenn man in einen Bach schlägt, so trübt sich dessen glatte Oberfläche, doch schnell verschwindet die Spur des Schlags, und die Glätte ist wiederhergestellt. Wer aber kann in das wogende Meer aus dem hohen Schiff einen Schlag tun? Das würde gar nichts in den Wellen

bewirken, und wie mag von einem solchen Schlag gesagt werden, daß er „entfalle"? Ausgezeichnet schön aber bleibt das Bild einer von dem Mast des segelnden Schiffs niederfallenden Flagge. Sie kann nicht wieder eingeholt werden, so wenig als die vergangnen Tage des Lebens.

Es ist nicht meine Absicht, in dieser Schilderung allgemeiner Eindrücke, die das Alter auf uns macht, fortzufahren, vielmehr will ich suchen, näher auszuführen, was im einzelnen zu seinen Gunsten oder Ungunsten behauptet werden kann.

Am schwersten wiegt aber die unmittelbare Schuld, die ihm gegeben wird, daß es Leib und Geist des Menschen schwäche, verwüste und dahinschwinden lasse; Hugo im Renner 23 030 sagt geradezu:

Alter nimt allen dingen ir kraft,

und von Aeson, den Medea verjüngen sollte, heißt es bei Konrad tr. Kr. 10 870:

Sîn dürrez alter hât gelôst
von sîme herzen blüende jugent,
ez ist an kreften und an tugent
verweiset und verarmet.

Wir tragen alle Vorstellungen des Wachstums und des Vergehens der Pflanzenwelt treffend auf die menschlichen Zustände über; wie Blätter gilben, Blumen welken, Bäume dorren, wird auch unserm Leib seine Frische und Grüne benommen; die Kraft, welche von

Kindesbeinen an sich erhoben, eine ganze Jugend hindurch sich erhöht, im Mannesalter ihren Gipfel erreicht hatte, beginnt von da an erst unmerklich und langsam, dann immer sichtbarer zu sinken. Der Leib verfällt oder fällt ein, der Rückgrat biegt oder krümmt sich unter der Jahre Last, den Gliedern entgeht Glanz, Gelenkigkeit, Stärke. Alle Sprachen besitzen eine Menge von natürlichen, althergebrachten Ausdrücken und Bildern, um diese leiblichen Erscheinungen zu bezeichnen, und zumal die lebendige Volksmundart versteht hier harmlosen Witz aufzuwenden für das fallende, erbleichende Haar, die geschlichteten, aufgelösten Locken, für die einschrumpfende Haut, die faltenziehende Stirne, für die in der Zahnreihe vorstehenden Lücken. In der Geschichte der Sprache und Poesie weiß man aus diesen Wörtern Gewinn zu ziehn, und eine kleine davon angelegte Sammlung, welche gegenwärtig mitzuteilen unpassend scheinen würde, bleibt in eine Beilage verwiesen.[1]) Mehr oder weniger pflegt die Abnahme leiblicher Schönheit oder Fülle ins Auge zu fallen, läßt sich aber geübtem Blick kaum verbergen: man sagt, daß vorzugsweise Frauen die Gabe eigen sei, auf alle Zeichen und Erscheinungen des leiblichen Verfalls zu achten und aus der äußern Bildung eines Menschen fast untrügliche Schlüsse auf sein Alter zu machen.

Noch bedeutsamer erscheint aber die den innern

[1]) Fehlt.

Sinnen durch Abnahme der äußern im Alter drohende Gefahr und der ihnen zustoßende Schade. Das Auge büßt seinen Glanz ein, dunkelt und trieft, oder beide Augen, deren Sehkraft nicht mehr genau zusammenstimmt, sehn in gewissen Wendungen unrichtig und doppelt. Das Ohr verliert seine feine Schärfe und empfindet Sausen oder Pfeifen; die Stimme wird dünn, heiser und rauh, sie mag nicht mehr lauter und rein aus der Brust gezogen werden. Jene Mängel des Gesichts und Gehörs können sich bis zu voller Blindheit und Taubheit steigern, wie die Steifheit der Glieder und des Gefühls übertreten in machtloses Zittern, wovon das höhere Greisenalter das zitternde, bebende genannt wird.

Es ist wahr und unwidersprochen, daß im Alter eine merkbare Minderung dieser leiblichen Vermögen erfolge, und daß zwar nicht schwere Krankheiten, dagegen die Menge von leichten es öfter heimsuchen als zur übrigen Lebenszeit. Doch gilt hier Einspruch und vielfache Beschwichtigung. Jene Abnahme ist noch keine Niederlage, oft nur ein neues Glühn und Auftauchen der Lebenskraft. Die meisten ungeleugneten Übel und Gebrechen des Alters treten dann als Einzelangriffe vor, die mit allem Gewinn einer glücklichen Verteidigung ganz oder teilweise abgeschlagen werden. Gibt doch die Natur keinen Menschen so preis, daß sie ihm alle Mittel der Gegenwehr alsbald entzöge und für erlittne Einbuße nicht auch mannigfache Vergütung bereit hielte. Nehmen wir die sinnlichen Ent-

behrungen zum Beispiel. Man sagt, im Blinden verfeinert sich das Gefühl nicht selten bis auf den Grad, daß er mit allen Fingerspitzen gleichsam sehe; bei tauben Leuten soll sich Geschmack und Geruch höher als sonst ausbilden, und bei Verwachsenen oder schon bei Hinkenden mag der auf ihre innere Gliederung durch das teilweise Hemmnis ausgeübte Druck wohl in Zusammenhang stehn mit einer angestrengten und gestärkten Geisteskraft, die sich häufig an ihnen gewahren läßt. Jedes Übel und Leiden führt leicht im stillen irgendeinen zugut kommenden Ersatz mit sich.

Man könnte also, ohne paradox zu sein, aufstellen, daß im Alter, so oft es die Gesundheit angreife und erschüttere, dazwischen ein Gefühl des Wohlseins reger walte, als in den vorausgegangnen Lebensstufen. Die Empfindung beiwohnender Kraft und Stärke ist auch, wenn sie ihrer unbewußt bleibt, köstlich; doch übertroffen wird sie noch von dem Eindruck der Erholung nach eingetretner Müde, von der Wonne der Herstellung oder des Genesens da, wo die Gesundheit einmal gewichen und ausgeblieben war. Ruhe ist durch vorausgegangnes Ermatten, Heilung durch Krankheit bedingt, und mitten in der Ruhe oder Genesung wirkt noch ein sie steigerndes Nachgefühl des müden und kranken Zustands. Kindern sagt man nach, daß sie in ihre Gesundheit toben, Jünglinge schlagen sie oft in die Schanze, und Männer haben nicht recht Zeit, ihrer zu gedenken.

So wie ein Mann, der durchaus bis zum innersten
Kerne gesund ist,
Nie der Gesundheit denkt, noch des Gangs ein rüstiger
Wandrer.

Voß 2, 193.

Den alten Wandrer labt es aber, über seinen vollbrachten Gang nachzudenken, und Greisen erhöht sich zusehends die Sorgfalt auf ihre Leibespflege. Sie lernen sich vor allem hüten, was ihnen Gefahr droht, und alle günstigen Einflüsse bringen ihnen Behagen.

Ich möchte vom Erblinden und Ertauben, die zwar in jeder Zeit des Lebens, doch meist gegen dessen Schluß stattfinden, etwas näher reden. Das Licht ist stärker, edler, schneller als der erst hinter ihm ausbrechende, ihm nachfolgende Schall. Das Auge ist ein Herr, das Ohr ein Knecht, jenes schaut um, wohin es will, dieses nimmt auf, was ihm zugeführt wird. Darum hat auch die Natur das Auge reicher ausgestattet und der Sehkraft viel größere Tragweite gegeben als der Hörkraft; ein Augenzeuge ersieht noch, was der Ohrenzeuge nicht mehr hört. Künstliche Hilfe kann dem Ohr nur geringe, dem Auge die bedeutsamste geleistet werden. Durch ein Fernrohr erblickst du auf entlegnem Pfade einen Wandersmann dahergehn, du vermagst seine Gesichtszüge und Gebärden zu unterscheiden, die Knöpfe seines Rockes zu zählen, aber was er spricht oder ruft, bleibt dir unvernehmbar. Dem Gesicht wird solche Macht zugegeben, dem Gehör ver-

sagt. Des Hörens bedürfen wir zu vielem, des Sehens fast zu allem. Wer will es leugnen, daß die Verhüllung des Auges ein schwereres Leiden sei als die Verdumpfung des Ohres, Blindheit den Menschen härter treffe als Taubheit. Wem das Gehör stockt, der kann, es ist wahr, nicht mehr die liebliche Stimme, die vertraute Anrede der Menschen vernehmen und meidet ihre Kreise; allein sein Auge schaut noch offen in die Welt wie zuvor, das Neugeschehende wird ihm heutzutage frisch auf der Stelle gedruckt zugetragen, und alles, was ihm bestimmt verkündigt werden soll, kann ihm ohne Beschwer schwarz auf weiß hinterbracht werden. Seine Kenntnisse, seine bisherigen Arbeiten lassen nicht nach, sondern haben einen desto ungestörteren Fortgang, als ihn überflüssige Rede, unnützes Geschwätz nicht mehr unterbricht. Ganz anders und weit stärker angegriffen stellt sich hingegen die gewohnte Wirksamkeit des Erblindenden dar. Mit einemmal sind ihm seine vorher gepflognen und betriebnen Geschäfte wie abgeschnitten, er darf nicht mehr den eignen, sondern muß fremden Augen trauen, die ihm aufschlagen sollen, der Stimme eines andern, der ihm vorliest, was er lieber im Buch sähe, um einhalten oder zweimal lesen zu können, wo er Lust dazu hat. Alle hergebrachte Leichtigkeit und Sicherheit seines Lebens ist dahingeschwunden; trauliche Bezüge seines Umgangs mögen unbenommen und unabgeändert fortbestehn, nur die freie Selbsttätigkeit wird ihm mit dem entzognen Augenlicht

wo nicht gehemmt, doch auf das schwerste beschränkt und verkümmert. Der Blinde vermag keine Blicke mehr, wohl aber die Worte mit andern zu tauschen, während dem Tauben die Gabe der Rede dauert und ihm Entgegnung bloß durch Gebärde und Zeichen zuteil wird.

Doch nirgends hat sich die Verschiedenheit des Altertums von unserer Gegenwart stärker ausgeprägt, als in den ganz abweichenden Richtungen, die den einfachsten Verhältnissen des Lebens durch neue, in ihrer fernen Wirkung unaufhaltbare Anstalten gegeben wurden. Die seit Erfindung der Druckerei bald allgemein durchgedrungne Verbreitung des Lesens, das dem Geist unablässige Nahrung zuführt, mußte hier zu innerst eingreifen. Im Altertume, dünkt mich, war das Los des Blinden günstiger, das des Ertaubten schwerer. Der Blinde, dem sein früheres Leben eine Menge von Bildern eingedrückt hatte, bewahrt sie treu im Gedächtnis, was brauchte er noch viel Neues zu sehen? Er zehrte am alten Gut, und aus dem Mund anderer wurde es ihm unaufhörlich gemehrt. Da die Kraft des Gedächtnisses durch innere Sammlung, unter Abgang des zerstreuenden Augenlichtes unglaublich steigt, so waren aufgeweckte Blinde vorzugsweise für den Gesang und das Hersagen der Volkslieder geeignet, und es ist kein bloßer Zufall, daß nicht nur unsern Vorfahren Blinde von dem hürnen Siegfried sangen, auch bei den Serben findet sich bis auf heute der Volksdichtung edelste Blüte eben

im Mund und Gedächtnis blinder Greise aufbewahrt. Nur ein Blinder vermag eigentlich die von der Volkspoesie, wie wir sie uns vorstellen, ausgehnden Strahlen in der Stille seiner Seele zu hegen und zu vereinbaren, wo sich hernach sehende Augen einmischen, verderben sie es leicht wieder. Wird nicht dem blinden Manne von Chios das größte Epos aller Zeiten, dem blinden Ossian das wundervolle Gewirk der kostbaren Lieder des schottischen Hochlands beigelegt? Der unvergängliche, diesen augenlosen Greisen zugefallne Ruhm offenbart sich in ihm nicht allein der hohe Wert des Alters selbst, sondern auch die allerreichste Vergeltung des verlornen äußern Lichts? Den blinden Rhapsoden umsteht ein bewegter Kreis, der ihm lauscht und den er befeuert; seine Lebenskraft hat sich nicht verringert, sondern gesteigert. Wir gewahren, erst dem höheren Alter war es beschieden, eine ewigjunge Dichtung hervorzubringen. Versetze ich aber einen seines Gehörs verlustig Gegangnen zurück in jene alte Zeit, so erscheint es mir fast als ein verlorner Mann, dessen eingeschränkte, freudenleere Tage sehnsüchtig dem Ende des Lebens entgegenschleichen mußten. Das alles hat sich in der gegenwärtigen Zeit umgedreht, und das Verhältnis der Blindheit zur Taubheit, kann man sagen, steht wieder auf dem der Natur angemessenen Fuß.

Wir haben die Schwächung oder Entziehung edler Sinne erwogen, von der vorzugsweise das Alter betroffen wird; unmittelbar an Glieder des Leibs ge-

bunden, greift sie doch wesentlich zugleich den Geist an. Es bleibt übrig, der eigentlich geistigen Nachteile zu gedenken, die dem Alter vorgehalten, der Vorteile, die ihm eingeräumt werden.

Um auch hier mit den Vorwürfen anzuheben, so erschöpfen sich alle Sprachen in Ausdrücken, die ungünstig lauten. Bei Cicero heißen Greise morosi, anxii, difficiles, iracundi, avari; amariorem me senectus facit, stomachor omnia.[1]) Aus einheimischen Schriftstellern ließe sich eine lange Reihe einstimmiger Beiwörter entnehmen; mürrisch, grämlich, eigensinnig, altfränkisch, ableibig, protzend, sauersehend, Karger, Knicker, Erbsenzähler, Filz, Unke, betrübte Hausunke,

Verzehren die Zeit einsam wie ein Unk.

Hans Sachs I, 370 b,

was zunächst auf einen harthörigen Stubenhocker geht; gleich altem Wein nehmen Greise auch Säure an, doch wird nicht jeder alternde Wein sauer. Altfränkisch, an Bräuchen und Gewohnheiten seines frühern Lebens festhangend, erklärt sich von selbst und ist auch nicht ohne guten, wahren Sinn, denn welchem Menschen erschienen nicht Erinnerungen aus seiner Jugend wert und höher beleuchtet? Welche Tracht hält er für kleidsamer, als die man in seinen Jünglingstagen trug?

---

[1]) Mürrisch, ängstlich, schwierig, zornig, geizig; das Alter macht mich bitterer, ich ärgere mich über alles.

Seltsamer und am gehässigsten lautet das Laster und der Schmutz des Geizes; Cato bei Cicero begreift ihn gar nicht, avaritia senilis, quid sibi velit, non intelligo,[1]) was könne törichter sein, als je weniger des Wegs übrigstehe, um desto größere Wegzehrung zu sorgen; einer, der weiß, daß er bald aus der Welt weichen muß, warum häuft er ängstlich Geld und Schätze, die nach seinem Ableben lachenden Erben zufallen? Dieser Zug und Trieb scheint aber fester gegründet, als daß ihm ein so allgemeiner Einwurf etwas anhaben könnte. In allen Lustspielen sind die Geizigen immer Greise, die Verschwender Jünglinge, welchen die Zeit lang wird, bis das zusammengescharrte Gut ihnen zuteil werde. Während fast alle andern Leidenschaften im Alter erblassen und sich abstumpfen, wächst die Habsucht und nimmt mit den Jahren zu, sie ist gerichtet auf einen Gegenstand, der sich im Liegen mehrt, d. h. durch unablässige Wachsamkeit verdoppelt oder verzehnfacht werden kann, woraus ein zwar ängstliches, aber behagendes Gefühl der Sicherheit in allen noch bevorstehenden Lebensverhältnissen entspringt. Der Geizige liegt auf seinem Gold einem hütenden Drachen gleich, wie der nordischen Sage zufolge Attila auf dem Nibelungenhort eingesperrt Hungers starb. Man erzählt von Sterbenden, die sich ihren Kasten voll Ringe und Geschmeide auf das Todesbett bringen ließen, um ihr brechendes Auge noch daran zu weiden und mit er-

[1]) Was der Geiz der Greise bezwecke, verstehe ich nicht.

starrenden Fingern darin zu wühlen, doch mögen mancherlei schwer erkennbare, verschiedenartigste Ursachen bei diesem unleugbaren Geiz des Alters mitwirken, und es verlohnt sich darüber nachzudenken. Unter dem Volk können abergläubische, fortüberlieferte Triebfedern in aller Stille festkleben oder nachzucken. Denn vollen Sinn hatte es, daß die Heiden in ihre Grabhügel Knechte, Rosse, Waffen, Ringe mit bestatten ließen, deren sie, im andern Leben angelangt, sich also gleich wieder bedienen könnten. Warum sollte einer nicht das beste seiner Habe aufsparen wollen, um es mit sich hinüberzunehmen? Athenäus p. 159 berichtet von einem Geizhals, der sich Geld in den Chiton einnähte und ausdrücklich weder ausgekleidet noch verbrannt sein wollte, damit sein Schatz nicht gefunden, noch von den Flammen ergriffen würde. Bis in unsere Tage tauchen hin und wieder Erzählungen auf von Leuten, die kostbare Ringe an ihrem Finger behalten wollten und Gold, ja Papiergeld in den Sarg bergen und einschließen ließen, sei es, um diese Habe mitzunehmen oder wenigstens sie verhaßten Erben zu entziehn. Von einer besseren, ohne Zweifel auch begründeteren Seite angesehn, läßt sich die Geldliebe des Alters am leichtesten so deuten, daß an strenge Ordnung in ihrem Haushalt gewöhnte Männer eine lobenswerte Genauigkeit allmählich in tadelhafte Kargheit übertreten lassen; der Alte, weil er selbst weniger braucht, bildet sich ein, daß auch Jüngere damit ausreichen müßten.

Doch ab von allen diesen leiblichen oder sittlichen Gebrechen und Fehlern, bei deren Betrachtung, wenn sie auch mildere Seiten darbot, immer eine empfindbare Herbe hinterblieb, richten wir den Blick auf Tugenden und Vorzüge, die das Alter mit andern Lebensstufen noch gemein hat, oder die ihm sogar als eigen zuerkannt werden mögen. Jene Vorstellung eines müden, ohnmächtigen, harten, unseligen Alters wird sich umbilden in ein Bild von Linde, Milde, Behagen, Mut und Arbeitslust, das ist die lenis, placida, fortis senectus.[1])

Und wie selbst einfallende Gesichtszüge sich noch veredeln, früher unbemerkte Ähnlichkeiten mit den Voreltern erst jetzt heraustreten lassen, weshalb es auch wohl heißt, daß alte Leute manchmal schöner werden, als sie vorher waren, ebenso müssen wir ihnen auch zugestehn, daß der lange Verkehr des durchlaufenen Lebens sie aufgeheitert, feiner gemacht, eine freundliche und liebreiche, keine verdrossene Stimmung der Seele hervorgebracht haben kann. Von unseren Nachbarn über dem Rhein gilt für ausgemacht, seien sie schon als junge Leute brausend, anmaßend und oft unleidlich, so gebe es doch keinen angenehmeren, liebenswürdigeren Gesellschafter als einen ins Alter eingetretnen Franzosen, der fortan unvergleichlichen Takt mit der gutmütigsten Aufmerksamkeit zu verbinden wisse und überall vergnügend anrege.

Vorhin schon wurde aufgestellt, daß im Alter mit

[1]) Das gelinde, ruhige, starke Greisenalter.

der sinkenden Lebenskraft sich zugleich die Empfindung der Gesundheit erhöhe, und das ist kein Widerspruch, da bei allem, was seinem Verlust entgegengeht, ein geheimer und glücklicher Trieb waltet, es bis zur letzten Frist zu sichern und aufrechtzuerhalten. Man darf weiter sagen, daß in Greisen das Gefühl für die Natur steige und vollkommener werde, als es im vorausgehenden Leben war, und daß alles sie zum sichern Verkehr mit dieser stillen und fesselnden Gewalt dränge oder anweise. Mit welcher Andacht schaut der Mensch im Alter empor zu den leuchtenden Sternen, die seit undenkbarer Zeit so gestanden haben, wie sie jetzt stehen, und die bald auch über seinem Grab glänzen werden. Wie schön begründet ist es, daß Greise die stärkende Gartenpflege und Bienenzucht gern übernehmen; ihr Impfen, Pfropfen geschieht alles nicht mehr für sie selbst, nur für die nachkommenden Geschlechter, die erst des Schattens der Neupflanzung froh werden können; was rührt mehr, als daß der heimkehrende Odysseus seinen von der Sehnsucht nach ihm verzehrten Vater Laertes mitten in der Gartenarbeit überrascht? Nicht gesagt zu werden braucht, daß Cicero den Cato, der uns selbst ein köstliches Buch über den Landbau hinterlassen hat, allen Greisen auch die Gärten ans Herz legen läßt.

Eins aber ist bis auf heute und solange die Welt stehn wird, recht für das Alter gemacht und wie geschaffen, der einsame Spaziergang. Schon der Knabe streift gern über Feld, suchend nach Vogelnestern und

Schmetterlingen, der Jüngling schweift durch Wald und Wiesen in seinen Träumen und Gedanken an die Geliebte, und der Mann, der findet am seltensten Muße, sich ins Freie zu ergehn, denn hundert Pläne und Geschäfte halten ihn in der Stadt zurück. Für den Greis hingegen wird jeder Spaziergang zum Lustwandel, diese Verdeutschung könnte steif aussehn, diesmal hat sie den Nagel auf den Kopf getroffen. Auf allen Schritten, die solch ein Lustwandelnder tut, bei jedem Atemzug aus der reinen Luft schöpft er sich Lebenskraft und Erholung; in jüngeren Jahren meint man wohl auch Zeit zu verlieren mit dem Spazieren, nunmehr bringt es keinen Verlust, sondern lauter Gewinn. Denn dazwischen gehn die eignen mit sich getragnen Gedanken ungestört und unbeeinträchtigt immer fort: ich habe es wohl an mir erfahren, daß, wenn entlegne Pfade mich über Flur und Äcker führten, selbst unter verdoppeltem Schritt, gute Einfälle mir zuflossen, waren irgendwo Zweifel zu Hause hängen geblieben, plötzlich wurden sie im peripatetischen Nachsinnen gelöst, und unterwegs einem lieben Bekannten zu begegnen! Wie freute ich mich innig, im Tiergarten auf meinen Bruder, wenn er plötzlich von der andern Seite herkam, zu stoßen; nickend und schweigend gingen wir nebeneinander vorüber, das kann nun nicht mehr geschehn.

Wenn zu beschaulichem Naturgenuß höchst aufgelegt, warum sollte das Alter strengen Arbeiten sich nicht mehr gewachsen fühlen, weshalb untaugend da-

für geworden sein? Seine Rüstkammern stehn ja angefüllt, an Erfahrungen hat es jahraus, jahrein immer mehr in sie eingetragen, soll sein gesammelter Schatz nur in fremde Hände fallen? Doch nicht bloß am Vorrat zehren will es, es hat auch unaufhörlich fortgesonnen und seine Ausbeute zu vertiefen getrachtet. Einer unserer ehrlichsten alten Dichter, Hugo von Trimberg, selbst ein hochbetagter Greis, spricht die schönen Worte:

Alters freude und âbentschîn
mügen wol gelîch einander sîn,
sie trœstent wol und varnt hin
als im regen ein müediu bin.

Renner 23 009.

Er vergleicht das Alter der tröstlichen Abendröte und einer im Regen heimfahrenden müden Biene, sie läßt nicht nach in ihrer Arbeitsamkeit, fällt ihr schon das Arbeiten schwerer. Junge Brut fliegt schnell aus und ein und wird nicht so leicht vom Wetter überrascht, die alte Biene kommt spät, aber sie kommt doch. In begabten, auserwählten Männern halten Kraft und Ausdauer fast ohne Abnutzung weit länger nach; welche Fülle ununterbrochner Tätigkeit und geistiger Gewalt hat ein Humboldt bis ins fernste Alter allen zu staunender Bewunderung kundgegeben, und die Herrschergabe des großen Königs, dessen ruhmvolles Andenken wir heute feiern, erschien sie nicht bis zum Schluß seines Daseins unermattet, unversiegt? An-

dern steigt der Mut über die Kraft hinaus. Es mag Arbeiten und Unternehmungen geben, die sich für das Alter besonders eignen, die emsig eingeholte Erfahrung voraussetzen und stillen, ruhigen Abschluß verlangen: ein Philolog durfte wagen, zuletzt an ein Wörterbuch die Hand zu legen, dessen fernliegendes, fast zurückweichendes Endziel in der engen Frist des ihm noch übrigen Lebens, wo die Regentropfen schon dichter fallen, leicht nicht mehr zu erreichen steht. Diese aus dem bescheidnen Gefühl menschlicher Unzulänglichkeit entsprungne Erwähnung wird nicht mißgedeutet werden.

Zu also ungetilgter Arbeitsfähigkeit und ungetrübter Forschungslust gesellt sich aber ein anderer und höherer Vorzug, der zusamt mit dem Alter wachsenden und gefestigten freien Gesinnung. In wem (und welchem Menschen sollte das versagt sein?) schon von früh an der Freiheit Keim lag, in wessen langem Leben die edle Pflanze fortgedieh, wie könnte anders geschehn, als daß sie im Herzen des Greises tief gewurzelt erschiene und ihn bis ans Ende begleitete? Je näher wir dem Rande des Grabs treten, desto ferner weichen von uns sollten Scheu und Bedenken, die wir früher hatten, die erkannte Wahrheit, da wo es an uns kommt, auch kühn zu bekennen. Auf ihrem Verleugnen beruht der Fortbestand und die Verbreitung schädlicher und großer Irrtümer. Nun ist uns in vielen Verhältnissen Gelegenheit geboten, eine freie Denkungsart zu bewähren, hauptsächlich aber zu

äußern hat sie sich in den beiden Lagen, wo das menschliche Leben am Innersten erregt und ergriffen ist, in der Beschaffenheit unsers Glaubens und der Einrichtung unsers öffentlichen Wesens. Einem freigesinnten alten Mann wird nur die Religion für die wahre gelten, welche mit Fortschaffung aller Wegsperre den endlosen Geheimnissen Gottes und der Natur immer näher zu rücken gestattet, ohne in den Wahn zu fallen, daß eine solche beseligende Näherung jemals vollständiger Abschluß werden könne, da wir dann aufhören würden Menschen zu sein. Wünschenswerteste Landesverfassung aber erschiene ihm, die es verstände, mit dem größten Schutz aller einen ungestörten und unantastbaren Spielraum für jeden einzelnen zu schaffen und zu vereinbaren. Sicher ist nun, daß hinter allen Wünschen die Wirklichkeit, an die wir zunächst gebunden sind, in unermessenem Abstande stehen bleibt; doch sollen uns jene Ideale vorschweben als Leitsterne, und wer wollte dem Alter den Wahn abschneiden, daß es sie schon am Rand des Horizonts aufschimmern sieht?

Bei den meisten Völkern stand das Alter in Ehren und bereits im Hirtenleben, dessen Häupter Väter und Greise waren, sein Ansehn begründet. Es war uralter Brauch, durch seinen Mund das Recht sprechen zu lassen und sich Rats bei ihm zu erholen; im Gericht und in allen Versammlungen gebührte ihm Vorsitz, süße Worte flossen von Nestors Lippen, und wer in grauer Vorzeit hätte Gesetze entworfen und Weis-

heit gelehrt, wenn nicht durch Weisheit und Gedanken-reichtum ausgerüstete Männer? Doch im Fortgang menschlicher Bildung liegt es unausbleiblich, daß allmählich Vorgewicht und Einfluß von dem bloßen Stand übergingen auf die, deren Geistesgaben und Tatkraft auch schon im Mannesalter vorragten, und es bezeichnet die Überlegenheit athenischer Zustände, daß sie dem Alter geringere Ehre erwiesen, als ihm in Sparta zuteil wurde. Genaue und ins einzelne gehende Darlegung der Verschiedenheiten, welche bei allen Völkern in bezug auf das dem Alter gewährte größere oder mindere Ansehn bestehn, müßte anziehende und belebende Ergebnisse liefern; es ist z. B. bezeichnend, daß die sonst allgemein eingeführte Rangbestimmung nach dem Alter heutzutage einer zwar leichteren, aber kälteren nach Folge des Alphabets zu weichen pflegt, doch nicht in unserer Akademie, die den Turnus ihrer Vorlesungen nach dem Alter des Eintritts ihrer Mitglieder regelt.

Ich nähere mich dem Schluß meiner Betrachtungen und glaube manches zur Stütze der Ansicht vorgebracht zu haben, daß das Alter nicht einen bloßen Niederfall der Virilität, vielmehr eine eigne Macht darstelle, die sich nach ihren besondern Gesetzen und Bedingungen entfalte; es ist die Zeit einer im vorausgegangnen Leben noch nicht so dagewesenen Ruhe und Befriedigung, an welchem Zustand dann auch eigentümliche Wirkungen vortreten müssen.

„Was man in der Jugend wünscht, hat man im

Alter die Fülle!" ruft uns ein großer Dichter zu, der selbst eins der reichsten, gesegnetsten Alter durchlebte. Der Jugend gehören die Wünsche, dem Alter fällt in vielem die Erfüllung zu. Wenn im Alter Wehklage und Sehnsucht nach dem Tod ertönt, so liegt, wie wir oben sahen, die Ursache weniger in dem Alter selbst als in herbeigeführten andern Verhältnissen, Laertes wünschte zu sterben, weil sein geliebter Sohn ausblieb, nicht wegen Hinfälligkeit des Leibs. Ein gesundes Alter ist zugleich lebensfroh. Selbstmord ist verabscheuungswürdig, gegen die menschliche Natur und wider den mächtigsten, im geringsten Tier regen Trieb des Lebens, denn kein Tier tut sich selbst ein Leid an. Gleichen Abscheu flößen uns ein die noch unausgerottete, ehmals weitverbreitete Witwenverbrennung, die Aussetzung der Kinder und die Tötung alter Greise, der wir selbst in der Vorzeit edler Völker begegnen und die uns wilde Stämme noch heute als einen Vorwurf wie im Spiegel vorhalten. Wahr ist, daß alte Greise heiter sich vom Felsen niederstürzten, Witwen freiwillig und freudig den Scheiterhaufen bestiegen; das war einer grausamen Sitte Wahn und ist rein menschlichen Begriffen von Grund aus widerstrebend.

Wie menschlich gedacht ist dagegen die äsopische Fabel vom Greis, der in den Wald ging Holz zu fällen, und nun von seiner Bürde überwältigt und den Tod herbeirufend sie hin zu Boden warf. Als der Tod schnell nahte, hatte der Greis nichts zu bitten, als daß er ihm die Last wieder auf die Schulter helfe.

Keinen Alten, sagt man, gibt es, der nicht noch ein Jahr zu leben gedächte. Einigemal findet sich der Widerwillen ausgedrückt, das vollbrachte Leben noch einmal durchzuführen, der Greis möchte nicht wieder ein Kind werden und in der Wiege schreien (repuerascere et in cunis vagire). Hugo ruft:

Got müeze mir ein sæligez ende geben,
Wan ich sô lenge niht wolde leben
Uf erden als ich gelebet hân.

Renner 21 297.

Das ist wahr empfunden, aber eitle Sorge, nimmer hat ein Greis zum zweitenmal gelebt. Kindisch werden mag er wohl, nicht wieder zum Kind.

Wir sind da angelangt, wo eingeräumt werden soll, was niemand leugnen mag. Das Alter liegt hart an des Lebens Grenze, und wenn der Tod in allen Altern eintreten oder ausbleiben darf, im Greisenalter muß er eintreten und kann nicht länger ausbleiben. Wir wissen, daß der Tod in den ersten Jahren ihres Lebens eine Menge unschuldiger Kinder wegrafft, doch er schont ihrer oft, des Greises schont er zuletzt nicht mehr. Alles was begonnen hat, muß auch aufhören, der Stab, den du oben fassest, unten geht er zu Ende. Die Natur, gütig und grausam zugleich, mit dem einen Auge scheint sie froh auf das neugeborne Kind niederzuschaun, mit dem andern unerbarmend auf die Leiche des alten Manns. Jede Abweichung von ihrem festen Gang brächte ihr Störung, wider den

Tod ist kein Kraut gewachsen. Was ist nun trauriger, eines Jünglings Tod oder des Greises? Jener ist nach Ciceros schönem Gleichnis, wie wenn man unreife Äpfel vom Baum abreißt, dieser, wie wenn sie reif vom Zweig selbst herunterfallen. Des Jünglings Tod, wie wenn du Wasser auf eine Flamme gießest und sie gewaltsam auslöschest, des Greises, wie wenn ein Feuer in sich verglimmt. Dies Verglimmen stimmt mit dem der Abendröte am Himmel, die wir schon einigemal zum Greisenalter hielten, nach ihr folgt düstere Dämmerung, und dann bricht Nacht ein. Senectus crepusculum est, quod longum esse non potest,[1]) sagte auch schon Fronto. Solange uns die Sonne leuchtet, ist Zeit des Wirkens, bis unsere Tage ausgelebt und wie einzelne Tropfen vom Dach niedergefallen sind. Wir treten auf die Erde und schreiten über den Grund hin, bis wir in den mütterlichen Schoß zurücksinken. Unsere heidnischen Voreltern legten einem Sterbenden die Worte in den Mund: Heute abend werde ich beim Wodan zu Gaste sein, und noch heute hat das Volk die derben, aber treffenden Redensarten: Sein letztes Brod ist ihm gebacken, sein letztes Kleid geschnitten. Goethe, mit einem heitern aber tiefsinnigen, Glück und Leben zusammenstellenden Euphemismus sagt:

Der Mensch erfährt, er sei nun wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

---

[1]) Das Alter ist eine Dämmerung, die nicht lang sein kann.

Über Schule, Universität, Akademie

Eine in der Akademie der Wissenschaften am 8. November 1849 gehaltne Vorlesung.

Dieser Tage trat, aus mehr als einer Ursache, es an mich nahe, einen die Genossenschaft, der wir zugehören, unmittelbar betreffenden, ohne Zweifel auch von vielen unter uns oft erwognen Gegenstand in neue Betrachtung zu ziehn. Rechenschaft geben wollte ich mir über das eigentliche Verhältnis der Akademie zu andern wissenschaftlichen Anstalten, über das was bei verschiednen Anlässen akademisch sei oder nicht. Auf unser Statut zurückgewiesen zu werden, besorge ich kaum, da dessen schon mehrmals (am letzten 1812 und 1838) eingetretne Änderung selbst dartut, wie wenig dieser Verein von gelehrten Männern für in sich abgeschlossen und fertig zu erachten oder gegen der Zeit und des allgemeinen menschlichen Fortgangs allmächtigen Einfluß unempfindlich sei. Das uns bei der Stiftung übergeworfne erste Kleid haben wir längst verwachsen, und die Muster, nach welchen es geschnitten wurde, gelten auch sonst nicht mehr, so wenig als für irgendeine der deutschen Universitäten die Heidelberger Satzung von 1346 maßgebend geblieben ist. Dennoch darf es ein Glück heißen und eine Wohltat, daß damals zu Berlin oder in der

Pfalz halb taktvoll, halb unbewußt, das Rechte und Angemessene getroffen wurde. Desto ruhiger abwarten oder im Geist vorausahnen dürfen wir, die Akademie werde über lang oder kurz sich zu verjüngen und erweitern alle Fähigkeit in sich tragen, und wohin mein Blick gerichtet sei, soll hernach unverhalten sein.

Wer über das Wesen der Akademie nachzusinnen beginnt, kann sich schon beim Klang ihres Namens an die Universität zu denken kaum entschlagen, welche gleichfalls Akademie zu heißen pflegt. Aber auch hier läßt sich noch nicht einhalten, da zwar keine Akademie, doch die Universität auf die Benennung einer hohen Schule Anspruch hat, so daß in den ganzen Kreis dieser Begriffe und Erörterungen nicht minder die Schule gezogen werden muß. Und wie solchergestalt die Verwandtschaft zwar notwendig geschiedner, aber ineinander übergreifender Behörden bereits in ihren Namen vorbricht, findet sie hier in Preußen dadurch ausdrückliche Bestätigung, daß nicht selten vorragende Lehrer an den Gymnasien zugleich als Professoren der Universität auftreten und alle Mitglieder der Akademie auf sämtlichen Landesuniversitäten Vorlesungen zu eröffnen berechtigt sind. Kann demnach an vielfacher, innerer wie äußerer Berührung dieser drei öffentlichen Anstalten im voraus nicht gezweifelt werden, so soll das Ergebnis meiner nachfolgenden Untersuchung darlegen, wie und auf welche Weise in ihren Mitteln und Erfolgen sie ganz voneinander abweichen, um so sicherer aber eine sich stützende stufenartige Tri-

logie bilden, welche, solange die Akademie ihr abging, unvollständig erfaßt war, man darf auch sagen, solange die Akademie ihrem Wesen nach unzureichend aufgestellt ist, immer noch mangelhaft begriffen wird.

Es braucht nicht zu verwundern, daß diese Anstalten insgesamt, deren entschiednes deutsches Gepräge bald ins Auge fällt, nur mit fremden Wörtern bezeichnet werden können und unsere jetzige Sprache für sie gar keine heimischen Ausdrücke darbietet. Denn gleich der Sache sind die Namen zwar zu sehr verschiedner, doch einer solchen Zeit, wo die in unserm Volk selbst gelegnen bildsamen Triebe zurückstanden, uns von Süden und Westen her über die Alpen und den Rhein zugebracht worden; wie es bei manchem andern von außen Aufgedrungnen der Fall war, haben wir ihren Begriff allmählich abgeklärt und vertieft, so daß nichts weiter an der ihnen ursprünglich zugestandnen oder im Verfolg anderswo beigemessenen Bedeutung gelegen scheint. Wir Deutschen, denen zu heiß drückender Schmach das ersehnteste Recht eines freien Volks, das seiner ungehemmten Einheit bisher noch vorenthalten wird, erblicken einem solchen Gebrechen gegenüber zwar geringfügigen, an sich dennoch großen Ersatz oder Trost dafür in dem anerkannten Ruf, daß, was auf Wissenschaft und deren Förderung bezogen werden kann, alles bei uns fast in höherem Grad vorhanden ist, als bei den mächtigsten, einsichtsvollsten Völkern der Gegenwart. Wieviel Unherstellbares in unserm öffentlichen Leben uns mißlungen,

wieviel auch des Gelingenden bald wieder verkommen und untergegangen sei, alles noch rettbare Gedeihn scheint sich nach einer Seite hin geflüchtet zu haben, und in den meisten der Wissenschaft gehörenden Einrichtungen die Gunst eines frohen und anhaltenden Fortschritts uns immer unversagt. Und vermag der Geist einen hinfälligen Leib aufrechtzuerhalten und zu fristen, so kann ohne Ruhmredigkeit behauptet werden, daß unsere Wissenschaft und errungne Literatur, das untilgbare Gefühl für Sprache und Poesie es gewesen sind, die in Zeiten härtester Trübsal und tiefster Ohnmacht des Deutschen Reichs das Volk gestärkt, innerlich angefacht und erhoben, ja — den sonst nichts hätte aufhalten mögen — vor Untergang uns bewahrt haben. Franzosen und Engländer, ihren Blick teilnahmlos und ungläubig von unserm politischen Ringen abwendend, wo nicht gar es höhnend, erkennen auf dem Feld der Wissenschaft uns als ihnen ebenbürtig oder selbst überlegen an; sie sind längst bestrebt, unsere Leistungen und Anstalten kennen zu lernen und vielleicht nachzuahmen. Was auch in ihren Augen und mit verzehnfachtem Selbstgefühl würden wir ausgerichtet haben, hätte aller unserer Wissenschaft, das heißt der Erhebung des Geistes auch ein stolzes Bewußtsein der Stärke und der Macht des Vaterlands, als eines Bodens, von dem der Geist sich schwingen, auf den er weilend sich niederlassen könne, zum Grund gelegen? oder welch unerfülltes, glänzenderes Geschick ruht für uns auf jetzt noch unnahbaren Knien der

Götter? Wem solch ein Lob zu voll, diese Hoffnungen maßlos und überspannt erscheinen, der möge hernach gewahren, daß ich herben Tadel unterzumischen und von den wissenschaftlichen Ansprüchen, zu denen wir befugt sein könnten, große Stücke abzuziehn nicht säumen werde. Von andern Seiten her erschallen ja Mißbehagen und Unzufriedenheit viel anhaltender und lauter. Es ist eine seltsame Erscheinung, daß gerade, was dem Ausland an den sonst um nichts Geneideten neidenswert vorkommt, unsere Schulen und Universitäten, bei Mitlebenden unter uns herabgesetzt und als wesentlicher Umwandlung bedürftig dargestellt zu werden pflegt. War jener Vorzug nur eingebildet, oder steht er so fest, daß alle gemachten Vorwürfe von ihm abgleiten? Niemand der gesundes Sinnes ist, wird frevelnden Neuerern das Wort reden, die jede gute Gewohnheit hergebrachter Sitte ruchlos untergraben möchten, niemand aber auch den auf ihren Zinnen über alle und jede Neuerung Zeter schreienden Zionswächtern sich beigesellen wollen.

Ich erbitte mir Nachsicht dafür, daß ich, wie man schon gewahren wird, mit anspruchsloser Offenheit keinem Anstoß oder Bedenken ausweichen will, was einige meiner Ansichten mit sich führen können; hinten zu halten und mich zu bergen war meine Sache nie.

Von der Wissenschaft hege ich die höchste Vorstellung. Alles Wissen hat eine elementarische Kraft und gleicht dem entsprungnen Wasser, das unablässig fortrinnt, der Flamme, die einmal geweckt, Ströme

von Licht und Wärme aus sich ergießt. Solange es Menschen gibt, kann dieser lechzende Durst nach Wissen, wie vielfach er gestillt wurde, nie völlig erlöschen. Eigenheit der Elemente ist es aber, aller Enden hin in ungemessene Weite zu wirken, und darum verdrießt es die Wissenschaft jeder ihr in den Weg gerückten Schranke, und sie findet sich nicht eher zufriedengestellt, bis sie eine nach der andern überstiegen hat. Ihrer Unermessenheit zufolge scheint sie notwendig unpraktisch in der Meinung, daß sie nicht auf irgendein bestimmtes Ziel einzuengen, sondern der guten Fabel ähnlich statt auf einzelne Nutzanwendungen vielmehr auf jeden Nutzen gerecht und bei aller Gelegenheit diensam ist. Dieser reiche, unabschließende Gehalt der Wissenschaft äußert sich auch darin, daß aus ihrem Schoß Zweige und Äste, wie aus der Pflanze entsprießen und treiben, die sich bald ihr neues Gesetz schreiben und dann gesondert als einzelne Wissenschaften neue Frucht bringen. Das Beispiel der vergleichenden Sprachforschung soll mir hier zustatten kommen, die in unsern Tagen, in Gegenwart und vor Augen dieser Akademie selbst, sich eignen Weg gebrochen hat, der zu ganz andern Ausgängen führt als den von der alten Philologie verfolgten. Denn während diese sich nur der klassischen Sprache bemächtigte und in deren Umfang Meisterin war, mußte die komparative Grammatik ebensowohl alle rohen, von jener über die Achsel angeblickten Idiome und alle halbgebildeten Sprachen in ihren

Kreis ziehn, wodurch sie zu Ergebnissen gelangte, von denen früher keine Ahnung war. Ich scheue mich nicht hinzuzufügen, daß in gleicher Weise dem Betrieb der klassischen Mythologie, die sich zur Seite unbeachtet liegen ließ, was von Mythen, Sagen und Bräuchen aus dem lebendigen Volksmunde des gesamten heutigen Europas im Überschwang zu sammeln steht, bald auch eine vergleichende Sagenforschung sich erzeugen werde, deren ernste Resultate nicht bloß einigen Regeln zum Korrektiv dienen können, die aus dem griechischen und römischen Altertum bisher geschöpft, und zwar reichströmend, doch allzu einseitig abgeleitet waren.

Fragt es sich nun aber im allgemeinen nach dem Boden, wo jede einzelne Wissenschaft wie alle zusammen wurzeln, was sie zeuge, nähre und sättige? so wird beständig auf eine innere und äußere Ursache zu weisen sein, die fast unzertrennlich ineinandergreifen und kaum ohne einander zu denken sind, ich meine den Trieb des Lernens und Lehrens. Auch sind beinah in allen Zungen bedeutsam die Wörter des Lernens und Lehrens (deren Sammlung ich anderswo mitteilen werde) unmittelbar voneinander gebildet, und entweder wird das Lehren als ein Übertragen des Gelernten, als ein Wissenmachen oder das Lernen als ein Gelehrtwerden und Sich-selbst-Lehren, überhaupt aber als ein Weise-und-Gewißwerden erfaßt. Wer nun wollte, sofern man beide Fähigkeiten getrennt abwägt, nicht dem Lernen den Rang lassen vor dem Lehren? Wie dem Hören ein innerer Sinn des Ver-

nehmens, dem Sprechen ein Denken, dem Singen ein Dichten, muß notwendig dem Lehren ein Lernen vorausgegangen sein. Im Lernen waltet unschuldiges Behagen und größere Freiheit; die Lehre erscheint im Geleite einer von ihr unzertrennlichen und dem freien Wissen Eintrag tuenden Autorität, je mehr der Mensch lernen kann, desto gelehrter mag er werden, nicht aber gilt das Umgedrehte, daß, je mehr er gelehrt werde, er desto mehr auch lerne, und bloßer Gelehrsamkeit haftet ein Nebenbegriff des Angelernten bei, während die eigentliche Wissenschaft vorzugsweise aus sich selbst hervorgestiegen ist. Das Lernen ist findend und schöpferisch, die Lehre nur festigend und gestaltend; nimmer würde sogar die trefflichste Lehre ihr Werk verrichten, träte ihr nicht aus dem Lernenden ein empfängliches und mitfruchtendes Verständnis gegenüber, was der Dichter in den schönen Worten anerkennt:

Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.[1])

Menschlich aber ist es, daß beide, Lernbegier und Lehre, in Wechselwirkung zusammentreten, und streng genommen gibt es darum weder Autodidakten, noch

[1]) Goethe, Xenie 58, wissenschaftliches Genie: Wird der Poet nur geboren? Der Philosoph wird's nicht minder. Alle Wahrheit zuletzt wird nur gebildet, geschaut. Aphorismen über Naturw. (Werke 3, 303): Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Betätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das im stillen längst ausgebildet

solche, die nur durch die Lehre wissend geworden wären. Wer sich in Waldeseinsamkeit von aller menschlichen Gesellschaft flüchtete, könnte immer nicht umhin, die ihm selbst durch die Sprache eingeimpften und vor der Zeit, wo er den Entschluß zur Absonderung faßte, gesognen Vorstellungen seinem beschaulichen Nachdenken unterzulegen, geschweige jeder andere, den Einflüssen seiner Mitlebenden willig hingegebne Mensch. Alle Mitteilung geschieht in zwiefacher Absicht, entweder will der Mitteilende Beifall oder Tadel über das Mitgeteilte vernehmen, oder er will es auf andere übertragen, und nur diese letzte Richtung heißt Lehre im eigentlichen Sinn. Im ersten Fall läßt er sein eignes Forschen eine Probe bestehn, die er selbst anzustellen nicht vermag; im andern Fall fühlt der Lernende sich von dem Lehrenden entzündet, der Lehrende durch das Entgegenkommen des Lernenden tiefer angeregt.

Ich kann jetzt die Anwendung machen auf unsere drei Anstalten. In zweien, der Schule und Universität, waltet die Lehre, die Akademie ist von ihr entbunden. Die Schule zeigt aber Lehrzwang, die Uni-

---

unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. In Wilh. Meister (Werke 1816. 4, 394): Neigung, Tätigkeit, Anlage, Instinkt sind das erste und letzte. Die geringste Fähigkeit ist uns angeboren. Die Erziehung macht uns ungewiß. Ein Kind, das auf eignem Wege irre geht, ist mir lieber als manche, die auf fremdem Wege recht wandeln.

versität Lehrfreiheit. Kein Schüler hat die Wahl der Lehre, er kann sich nicht aussuchen, was er lernen will, und der Lehrer soll lehren, was im Schulplan liegt. Der Student hingegen darf sich frei entscheiden für alles, wozu ihn innere Neigung trägt; was diese Freiheit einschränkt, ist vom Übel und verfälscht. Den Professor bindet bei seinen Vorlesungen eine notwendige Rücksicht, ihren Inhalt dem Lehrzweck und den Bedürfnissen der Zuhörer anzupassen, und die alljährliche, wenn auch noch so freie und unmechanische Wiederholung kann quälend werden oder Gefahr laufen sich abzustumpfen. In der Schule ist alles Praxis und zwischen Schüler und Meister eine große Kluft, es gibt nur Sachen, die jenem schwer, diesem leicht fallen. Auf der Universität hat sich der Abstand mehr ausgeglichen, die Fähigkeit des Lernenden erhöht und der des Lehrenden genähert, welcher um so geneigter wird, herabzusteigen und seiner Lehrgabe die eigne Lernbegierde unterzuordnen. Für den Akademiker ist, im Gegensatz zum Schulmeister und Professor, die volle Lust und Muße des Lernens hergestellt, er darf immer obenbleiben oder seine höchste Formel aussprechen, und nur das Beispiel legt ihm eine wohltätige Fessel an oder einen zugleich seine innerste Kraft stärkenden Zaum. Schon nach dieser allgemeinen Darlegung wird die Akademie oder der akademische Betrieb der Wissenschaft als Gipfel aller wissenschaftlichen Einrichtungen erscheinen und, wie die Universität über die Schule, ihrerseits über die Universität hinausragen.

Bevor jedoch zur näheren Entwicklung und Begründung meiner Sätze im einzelnen geschritten werden kann, ist erforderlich, erst einer andern bisher unerwähnten und großartigeren Erscheinung zu gedenken, als Schule, Universität und Akademie zusammengenommen sind, einer Anstalt, die zugleich über Lehre und Lernen ihre wiewohl erschütterte, immer noch ungebrochne Gewalt behauptet.

Das Christentum und die aus ihm hervorgegangne Kirche bezeichnen insgemein einen so durchdringenden Wendepunkt der Geschichte wie aller einzelnen Richtungen unsers Weltteils, daß auch die Fortpflanzung des menschlichen Wissens in allen seinen Fugen davon berührt werden mußte.

Der heidnische Glaube der alten Welt wurzelte volksmäßig,[1]) man könnte sagen durch eine stille Macht der Überlieferung in den Gemütern und bedurfte nicht für die große Masse, nur für Eingeweihtere der Lehre und des ausdrücklichen Bekenntnisses; alles andere Wissen wuchs neben ihm frei und unabhängig empor. Die christliche Kirche dagegen war von Anfang und zu allen Zeiten eine lehrende, die nicht bloß ihren Glauben fest einzuprägen, sondern auch jegliche Wissenschaft zuletzt auf ihn zu beziehn trachtete. Je straffer ihren Zügel sie anzog, desto strenger pflegte sie Erziehung und öffentlichen Unterricht zu leiten und auf allen Gebieten menschlicher Erkenntnis im Hintergrund eine Mauer zu errichten, vor welcher stillzu-

[1]) Plato de legib. 10 p. 887.

stehn geboten, die zu überschreiten untersagt war. Das Christentum tat durch seine milde Wärme dem innern Menschen Vorschub, machte ihn also für das Wissen an sich empfänglich; allein die Leiter der christlichen Gemeinde hemmten und beschränkten diese wohltätige Wirkung, sie führten eine Reihe dunkler Jahrhunderte herauf, in denen sich keine freiere Menschlichkeit entfaltete. Konnte auch im Geleit der Kirche und von ihr geschützt die Wissenschaft eine Strecke des Weges zurücklegen, allmählich begannen beide, sich zu scheiden und feindselig einander entgegenzusetzen. Die Wissenschaft will nur glauben, was sie weiß, die Kirche nur wissen, was sie glaubt.[1]) Nie hat es die Kirche gescheut und unterlassen, aus ihrer Geringschätzung alles menschlichen Erkennens gegenüber den von ihr verfolgten Zwecken ein Hehl zu machen, und mit solchem Ausspruch, wenn er gälte, fiele die Wissenschaft zu Boden. Dem Tode verfallen zu sein, ist unserm Leib, nach dem ewigen Grunde des Wissens zu dringen, ist unserm Geist vorausbestimmt. Die Kirche will aber allein beseligen und bietet der menschlichen, auf zahllosen Wegen zur Erkenntnis Gottes vorstrebenden Natur Trotz. Nach dieser durchgehends verfochtnen Ausschließlichkeit der Kirche mußten alle von den Heiden, die auch am Schleier gelüftet hatten, eingeschlagnen Mittel wo nicht verkehrt, doch unzulänglich befunden, jede Rückkehr zu den die

[1]) swer niht mêr glouben wil denne er weiz, der ist unwîse. David von Augsb. myst. 336, 20.

Vorwelt schon erregenden und befruchtenden Gedanken auf einem gewissen Punkt für Ketzerei verschrien werden, bis endlich eine solche Ketzerei zu ewiger Ehre unsers Vaterlandes durchschlug. Die Reformation verhält sich zur katholischen Kirche fast wie das Christentum seines Stifters und der Apostel zu dem Glauben der eifernden jüdischen Priester, und alle heilsamen Folgen der Glaubensreinigung mußten der ganzen Welt, ja wider ihren Willen und in weiterer Ferne selbst der alten Kirche zugute kommen. Diese ihrem Wesen nach unvollendete und unabgeschlossene Glaubensläuterung ist es, die auch, indem sie der Wissenschaft Ketten allmählich sprengte, dem Altertum der Griechen und Römer seinen lange verhaltnen Atemzug wieder löste. Man hat es ihr schwer aufgebürdet, mit einemmal die politische Einheit der Deutschen gebrochen und einen noch heute klaffenden Spalt zwischen Brüdern hervorgebracht zu haben. Wessen war aber die Schuld, der vorschreitenden Protestanten oder der zurückbleibenden Katholiken? Von jeher galt Fortgang für des Menschen würdiger als Stillstand, und es ist, wer genauer schaun und den Finger der Vorsehung erkennen will, ein in Deutschland vorher gestörtes Gleichgewicht eben dadurch auf andere Weise hergestellt worden. Da nämlich früher die Herrschaft der hochdeutschen, in Süddeutschland entsprungnen Sprache aus bekannten Ursachen auch über Norddeutschland erstreckt worden war, scheint durch ein nach der andern Seite fallendes Los die der südlichen

Hälfte unsers Vaterlandes mehr entzogne geistige Ausbildung deutscher Sprache und Dichtkunst eine Zeitlang der nördlichen überwiesen, damit auch für sie die Spracheigenheit selbst gerechtfertigt und erworben würde. Österreich und Bayern mußten nach der Glaubensverbesserung, an der sie sich nicht beteiligten, die früher bei ihnen zu Hause wohnende und erblühte Macht der Poesie in norddeutsche Landteile ausziehn sehn, von wannen erst nach und nach die Wirkung wieder auf sie zurückscheinen konnte. Die protestantische Kirche jedoch, deren größere Freiheit seit Luther der Sprache und Wissenschaft zu Gewinn ausschlug und ihnen beiden einen unverkennbar protestantischen Charakter aufdrückte, hat auch nach unerfreuenden Rückschritten jene wiewohl geminderte Opposition gegen die Wissenschaft nie ganz aufhören lassen. Wenn einmal die gesamte, katholische wie protestantische Kirche zu ruhigem Vollbesitz ihrer menschenbeglückenden Kraft gelangen, ihr Glaubens- und Sittengesetz auf eine geringe Zahl einfacher Gebote beschränken wollte und darüber hinaus jeden Menschen mit sich selbst und seinem Gewissen, wie es die duldsamen Alten taten, fertigwerden ließe, so brauchte sie nicht länger Proselyten zu werben, nicht mehr Liebe und Haß aus demselben Gefäß zu gießen, und wäre der in vielen Zeitaltern umsonst erschollnen, endlich abgenutzten Klage über die Sündhaftigkeit und den Verfall der Welt enthoben. Je mehr sie sich aber dieser wahrhaft menschlichen, jene Kluft allein heilenden

Richtung zukehrt, in demselben Maße werden sich auch einmal alle Fragen nach unserer besten Erziehung und Wissenschaft vereinfachen, alle Mittel dazu erleichtern. Jetzt deckt uns den Himmel noch ein großes Stück Gewölke.

Die Schule

Bei der Schule, von der ich nun anhebe, kann nicht umgangen werden eine niedere und höhere zu sondern, das Darreichen der ersten Milch alles Unterrichts von einer zubereiteten festeren Nahrung. Während die höhere unter uns in Blüte zu stehn und ihr rechtes Maß fast zu erfüllen scheint, erblicken wir den Stand der Elementarschule heutzutage sehr unbefriedigend und verworren.

Diese niedere Schule ist allgemeine Spenderin einer Lehre ohne Unterschied, die Heerstraße für alle Kinder, gleichsam das gröbste Sieb, durch welches deren frühste Anlagen gebeutelt werden.

Muß denn der Mensch zu Schule gehn? Das Insekt, sobald es aus der Larve geschloffen ist, reckt einige Augenblicke seine Flügel und schwingt sich dann leicht und gewandt in die Lüfte. Zwar heißt's, der Vogel lehre seine Jungen fliegen, der Adler führe sie der Sonne entgegen, was doch die Naturgeschichte unbestätigt läßt. Wer lauscht, wird gewahren, wie die flüggen, dem Flaum entwachsenen Nestlinge eigenmächtig ihr Gefieder rühren und nach geringem

Flattern mit den Alten um die Wette ihre Bahn durchschneiden. Dem anfangs unbeholfnen, langsam gedeihenden, zum Bewältiger aller Tiere und der ganzen Welt ausersehnen Menschen stärkt sich dennoch jede Leibeskraft von freien Stücken und bedarf nur selten des Gängelbandes. Einfache Speise bringt ihn empor, und fast mit der Füße erstem Treten auf den Boden beginnt ihm auch seine wunderbarste, dem Tier versagte, dem erwachenden Denkvermögen innig verwandte Fähigkeit, die der Sprache, wie anzuwachsen.[1]) Gleich dem vernommenen Wort haftet sodann in des Kindes reinem, unversehrtem Gedächtnis alles, was es Eltern, Geschwistern, Nachbarn abzusehn oder abzuhören vermag, mit der schnellen aber zähen Gewalt des Beispiels. Wie nun, seit das Kind den Tag von der Nacht, Gutes von Bösem unterscheidet, sollen sich ihm nicht auch Tugend und Sitte gleich Handgriffen einüben, die vor seinen Augen gemacht werden? Wie der Vater sein Söhnlein die rechte Hand gebrauchen lehrt, ihm die Zahlen an den Fingern vorsagt, wird er auf der Stelle Lüge und Ungehorsam an ihm strafen und ihm bei jedem Anlaß den Namen Gottes mit Ehrfurcht aussprechen. Des Lernens Kraft eilt auch hier schon der Lehre zuvor und reicht über sie hinaus,

[1]) Wenn das Kind laufen lernt, lacht es, wie die menschliche Natur überhaupt, sobald ihr Schweres gelungen ist, still lacht; zwischen dem Vermögen zu lachen und zu sprechen besteht aber Analogie, und beides ist den Tieren unverliehn.

dem Kind wächst die Seele von innen, der Leib von außen, und das ist die schönste, leichteste und sicherste Erziehung, die dem sich öffnenden und faltenden Verständnis und Fassungsvermögen des Kindes von Eltern und Hausgenossen unvermerkt und ungesucht dargeboten wird.

Der Ackermann nimmt seinen Sohn mit aufs Feld, der Schiffer aufs Wasser, der Hirt auf die Weide, und gibt ihm erst kleine Geschäfte auszurichten, über welchen allmählich er auch die schwereren lerne. Wo Stand und Lebensart sich wenig oder nicht verrücken, ist nichts natürlicher, als ein so unmittelbarer Übergang der Gaben von Vater auf Sohn, von Mutter auf Tochter, und den sich ablösenden Geschlechtern alle wesentliche Unterweisung dadurch gleichsam von selbst verliehn.

Laßt aus irgendwelchem Grunde ein Mädchen die Schule nicht besuchen, sondern daheim unter dem Eindruck der Eltern und ihres Umgangs aufwachsen, und seht zu, ob es nicht mutterwitzig, lebendiger Rede kundig, wohlgeartet und haushältig werde vor allen Schülerinnen, die sich mit manchem geplagt haben, was sie ohne Schaden wieder vergessen können.

Hiermit aber soll bloß der eingebornen Anlage des menschlichen Geistes, die es allen Vorbereitungen beinah gleich tun und sie sogar überholen kann, ihr Recht geschehn, keineswegs die Heilsamkeit oder das Bedürfnis der Schule unter gesitteten und gebildeten Völkern, die der einfachen Lebensweise ihrer Vorzeit längst entrückt in gemischte und vielfach verwickelte

Verhältnisse der Gesellschaft eingetreten sind, verabredet werden.

Es ist für Eltern wie für Kinder unentbehrliche Wohltat, daß öffentliche Anstalten bestehn, denen mit vollem Vertraun ein großer Teil der Erziehung überlassen werden könne. Nicht allein entfernen die Eltern den Lärm und die Unstille der in die Schule abgegebnen Kinder dadurch aus dem Haus, sei es auch nur um Stunden und halbe Tage lang, wie Mütter sagen, die Mühle abzuschützen und auf das Geräusch Ruhe eintreten zu lassen, deren sie für ihre Geschäfte und Verrichtungen bedürftig sind; der Hauptgrund und der Natur der Dinge gemäß ist es, daß gleichfalls das Kind aus dem weiteren Kreise des zerstreuenden Hauses mit andern Gespielen in engere, stillere, fruchtbar zum Eifer weckende Gemeinschaft unter Aufsicht eines Lehrers gesammelt werde, der die angefangne und daneben waltende Hauszucht in geregelter Ordnung fortsetze und erhöhe. Welch süßer Lohn für ihn, alle Keime und Knospen der unschuldig vordringenden Kinderseelen in ihrer mannigfaltigsten Gabe vor sich auf der Bank zu haben, zu betrachten und liebreich zu heben.

Solch ein Lehrer, wie die Amme ihre Brust dem Säugling hinhält, flößt dem Knaben die noch leichte Speise des ersten Wissens ein, nährt, erzieht, baut auf und meistert ihn in allen Dingen.[1])

---

[1]) Daher erziehn, unterrichten, instruere. Daß erziehn von der Amme entnommen wurde, lehrt eine Stelle

Nichts besser zustatten kommt ihm dabei, als die unersättliche Wißbegier der an des Meisters Munde hängenden, ihn einem Könige gleich hochhaltenden Jugend selbst; doch hat diese freudige Lernfähigkeit auch ihre Schranke, die eingehalten sein will. So unverdrossen der Schüler lernt, ersehnt er zugleich die ausschlagende, ihn der vier engen Wände entlassende und zur freien Luft fördernde Stunde. Mit welcher Empfindung das Kind seine Bürde auf und ab lade, sagt in einer unnachahmlichen Stelle, wo er die Lust der Knaben, in die Schule und aus ihr zu gehn, der Lust Liebender von- und zueinander zu gehn, treffend entgegensetzt, Shakespeare:

love goes toward love as schoolboys from their books,
but love from love, toward school with heavy looks.

Und von Tristan redend, der aus der Freiheit seiner aufblühenden Jahre in des Meisters Hand gegeben wurde, hat schon Gotfried 54, 4 dasselbe Gefühl in den Worten ausgedrückt:

der buoche lêre und ir getwanc
was sîner sorgen anevanc.

Varros bei Nonius 5, 105: educit obstetrix, educat nutrix, instituit paedagogus, docet magister. Auch praecipere gilt von diesem ersten Unterricht. Unsere alte Sprache nannte den Lehrer magazoho d. i. qui filium educat. meizoge jüngl. 41. 746. 1188. 1205; zuhtmeister jüngl. 1226. Otte mit dem B. 98.

Eines Schulmeisters Leben, wenn er genügsam sich bescheidet, nicht über seinen Stand hinausstrebt, könnte das friedlichste und glücklichste von der Welt sein. Jahraus, jahrein unterweist er in hergebrachtem Geleise, sieht immer frische Gesichter um sich versammelt und waltet in deren Mitte beinahe unumschränkt, denn in keiner andern Lage des Lebens wird dem Vorgesetzten von seinen Untergebnen so viel williger und unterwürfiger Gehorsam bewiesen, wie ihm von den Schülern. Nur mäßig angestrengt sind dabei seine Kräfte, und überall vermag er mit unbefangenster Sicherheit aufzutreten. Wie manche seiner Zöglinge schon nach wenigen Jahren ihm entschieden überlegen sein werden, jetzt steht er ihnen allen noch riesengroß und Vorbild gebend. Jene beständige Wiederholung und der langsame Schritt seines Unterrichts gleichen der Geduld des Landmanns, der viele Sonnen wiederkehren sieht, bevor die Saat zur Ernte reift, aber sie festigen ihm auch alles, was er weiß, und das bekannte docendo discimus lautet auf deutsch sinnlicher ausgedrückt: ein Tag ist des andern Schulknabe. Stunden zur Erholung, Ruhe, ja innern Ausbildung, wenn sie in ihm auftaucht, bleiben dem Schulmeister genug vergönnt; aber Zufriedenheit mit seinem stillen Los muß ihm eigen, alles Sichüberheben, aller Aufwand fremd sein.

Das Mittelalter hatte die ganze Schule in die Hand der Kirche gelegt, und nur zu den Geistlichen, oder wo es Klöster gab, zu den Mönchen gingen die Knaben,

zu den Nonnen die Mädchen in Unterricht. Mädchen empfingen fast nur im Glauben und in weiblicher Handarbeit Unterweisung, Knaben ward eine Reihe von Jahren hierdurch das sogenannte Trivium pedantisch eingeübt, denn auf diesem Boden gerade ist eines Begriffs Ursprung zu suchen, über den ich mich bei anderer Gelegenheit hier ausgelassen habe. Hauptanliegen war, daß man die Knaben alle Glaubensartikel, ein dichtes Bündel von Gebeten (deren Nachplappern auch den Erwachsenen das ganze Leben hindurch auferlegt blieb), etwas Gesang und einzelne kirchliche Dienstleistungen lehrte; zum Lesen oder Schreiben brachten es nur weiter Vorgeschrittene, ja verschiedentlich scheint diese Kunst vorzugsweise Frauen mitgeteilt worden zu sein. Damals konnte die Schule überhaupt nichts anderes als ein Abbild, einen geschwächten Wiederabdruck der Geistlichkeit darstellen und hätte schon darum alles, was die Kirche von sich wies, ängstlich meiden müssen. Doch ist hervorzuheben, daß die Bettelmönche, wie sie insgemein auf das Volk näher einzuwirken trachteten, auch von der Kirche unabhängigere, wenigstens unbewußt nach dieser Unabhängigkeit strebende Volksschulen förderten und stifteten. Weil aber keine Zeit ganz ohne Freiheit und Licht sein kann und die der menschlichen Natur innewohnende Liebe selbst Unbeholfnen die Hand leitet, wird es auch im Mittelalter an freudigen Schulmeistern und Erziehern nicht gemangelt haben, die es verstanden, das schlummernde Talent der Kinder zu

wecken und zu leiten, ich verweise nur auf die Schilderung der Erziehung Tristans oder des Findlings Gregorius bei Gotfried und Hartmann.

Aller Beschränktheit und Geistesarmut der Schule steuerte endlich zwar die Reformation, indem sie an den Platz des mönchischen Quadriviums sogenannte Humaniora (statt des stärkeren Positivs humana) einsetzte, die das klassische Altertum neben der christlichen Glaubenslehre aufrichteten. Nur in den Ersatz des freilich allzuwenig enthaltenden Triviums wurde nunmehr allzuviel gelegt und ein nüchtern überladner Elementarunterricht gegründet, der seinen pedantischen Anstrich steigernd zugleich die Strenge der Zucht schärfte. Nach wie vor blieb er dann halbgebildeten Kirchendienern, Küstern und Kantoren anvertraut, die, wie man sich denken kann, nichts von dem erließen, was in die Zuziehung der Knaben beim Gesang und bei jeder andern öffentlichen Gelegenheit ihres Amtes einschlug, so daß in gewissem Sinne auch die evangelischen Schüler fortwährend Chorknaben, Akoluthen und Psalmisten der Kirche waren, welcher Brauch doch allmählich ermäßigt und heute beinahe erloschen ist. Übung der Musik und des Gesangs mußte zugleich die Herbe der Schule mildern und erheitern.

Wenn im Mittelalter diese Elementarschulen der Regierung des Landes gar keine Ausgabe verursachten, kosteten sie auch in den nächsten Jahrhunderten nach der Reformation noch nicht viel. Den meisten ländlichen Ämtern pflegte vor alters ihr Gehalt fast nur

in Naturalien ausgesetzt zu sein, die die Gemeinde lieferte, und am längsten konnte dieser Gebrauch sich bei Pfarrern und Schulmeistern fortpflanzen. Zu der ständigen, meistenteils geringen Besoldung des Schulmeisters traten die Schulgelder und andere von den Eltern der Kinder entrichtete Beiträge; wenn der Vater seinen Sohn dem Lehrer zuführte, brachte er ihm auch eine Gabe von Lebensmitteln. Ich entsinne mich, in der Schule, wo ich selbst den ersten Unterricht empfangen habe,[1]) und gewiß damals noch in vielen andern,[2]) nahm jeder Schüler des Morgens ein Scheit Brennholz für den Ofen mit und warf es auf den Haufen, wie bis auf heute in Irland beim täglichen Schulgang jedes Kind sein Stück Torf unterm Arm trägt, das es zum Vorrat des Lehrers hinbringt.[3]) Wer alle Schulbräuche der Vorzeit, die Feste und Freuden der Kinder, aber auch die für sie bereitgehaltnen Strafen sammeln wollte, könnte ein anziehendes Buch davon schreiben. Ich wünsche dem Volk möglichst geringe Abgaben, doch wie Almosen dem Einschuß in Armenkassen, sind auch Schulgelder und Kollegienhonorare der ihres Abgangs wegen nötig

---

[1]) Zu Steinau, in der hanauischen Obergrafschaft. Der Präzeptor hieß Zinkhahn.

[2]) Um 1835 noch in den Dörfern des elsässischen Sundgaus, in der Gegend von Pfirt, warf jeder Knabe sein Spältle in der Schule ab.

[3]) Irische Sagen und Märchen, zweiter Teil. Stuttgart 1849. S. 461.

werdenden Erhöhung der Besoldung für Schulmeister und Professoren aus Staatsmitteln vorzuziehn, schon aus dem natürlichen Grund, weil die unmittelbar bezahlte Schule und Vorlesung immer fleißiger besucht zu werden pflegt. Wer sich ein Buch gekauft hat, liest es weit genauer, als der es leihn kann.

An der einfachen althergebrachten Stellung der Landschulmeister haben die Einflüsse der neueren Zeit viel gerüttelt und manches verdorben, nicht ohne Mißgriffe der ihnen vorgesetzten Behörden, die mehr aus der Schule machen wollten, als ihr zu sein gebührte. Der erste Jugendunterricht ist von Natur so beschaffen, daß er einen niedern Stand halten muß und sich nicht gewaltsam in die Höhe schrauben läßt; über das Maß gehende Ansprüche schaden hier nicht bloß den Schülern, sondern auch den Lehrern. Soviel man nun für sie bedacht gewesen ist, waltet nirgends tieferes Mißbehagen als gerade unter unsern Schulmeistern, wie sie nicht einmal gern heißen mögen; sie ziehn dem mehrsagenden alten Namen den weniger enthaltenden vor. Die Frankfurter Nationalversammlung sah sich mit Bittschriften und Anträgen der Schullehrer fast überflutet, die höher und unabhängiger gestellt zu werden forderten und gern das ganze unentworfne Reich in ein Schulregiment umgewandelt hätten. Es ist auch nicht unbekannt, welcher Zusammenhang zwischen unruhigen Schullehrern, Kommunisten und Proletariern fast durchgehends stattfand und nicht ohne Gefahr für die Gemeinde bleiben konnte; den

schlüpfrigen Abweg selbst betretend trugen sie eifrig dazu bei, das Volk auf ihn zu verleiten. Dem großen Haufen pflegt ein Grund, dessen sie zu Geltendmachung ihres Verlangens sich bedienen, scheinbar einzuleuchten. Da ihnen, sagen sie, das edelste, kostbarste Gut aller Menschen, die Kinder und deren geistige Entfaltung empfohlen sei, könne man sie nicht gering wie Handwerker setzen, die nur dem leiblichen Wohl frönen, vielmehr Amt und Beruf müsse ihnen die Ansprüche wahrer Staatsdiener auf anständiges Auskommen, genügende Versorgung im Alter und Witwengehalte sichern. Hier aber wird offenbar der Wert dessen, dem man einen Dienst leistet, mit dem Wert des Dienstes selbst verwechselt; es ist nicht abzusehn, warum wir Milch und Brot für die Kinder teurer einkaufen sollen, als sie jedem Alter gelten oder so teuer wie andere schwere Speisen. Die Fähigkeit, die wir vom Schullehrer fordern, und die er uns aufwendet, scheint mir an sich unter der eines ausgezeichneten, sinnreichen Handwerkers zu stehen, der in seiner Art das Höchste hervorbringt, während der Lehrer ein fast jedem zugängliches Mittelgut darreicht und sein Talent leicht überboten werden kann. Wir sehn nicht selten Männer, die in andern Ständen verunglücken, sich hinterdrein dem Lehrgeschäft als einer ihnen noch gebliebnen Zuflucht widmen, ungefähr wie alte Jungfern, die nicht geheiratet haben, zu Kleinkinderbewahranstalten übertreten. Dies soll keine Herabsetzung des Lehramts ausdrücken, sondern klarmachen,

wie es durch eine verhältnismäßig niedere Kraft bedingt sei. Man hat auch geringere Leistungen zu achten, die aus reinem Willen hervorgehn, und wird sie doppelt hoch anschlagen, wenn sie für einen uns teuern Gegenstand erfolgten.

Das heute oft und mit heiserm Schrei erschallende Begehren voller Freiheit des Unterrichts, die vielen zur Freiheit ausschlagen würde, nicht zu unterrichten noch unterrichtet zu werden, ist so vieldeutig, daß ihm wieder alle eigentliche Bedeutung entgeht. Wird es von einer Kirchenpartei erhoben, die herrschen möchte da, wo sie über Druck klagt, so kann sie sich in der Elementarschule am leichtesten beruhigen, falls sie nur die natürliche Schranke in Glaubenssachen einhält. Zu wünschen aber, daß die Lehrgegenstände eher verringert als ausgedehnt werden mögen, wäre nicht unbillig und bezeichnete keinen Rückschritt. Die Wahl der Lehrer würde ich den Umständen nach bald vom Staat, bald von der Kirche, bald von der Gemeinde ausgehn lassen. Was ich von den bestehenden Schulseminarien in Erfahrung gebracht habe, macht mir ihren Nutzen mehr als zweifelhaft, sie erfüllen den angehenden Lehrer mit Kenntnissen, die ihm in der Schule hernach nicht frommen; ist es Milch und Brot des Glaubens und der Vaterlandsliebe, was dieser nottut, so werde auch nicht viel anderes daruntergegossen. Über die Notwendigkeit des Lesens und Schreibens für alle Kinder ohne Ausnahme ist freilich längst nicht mehr hinwegzukommen, auch wenn man

einsieht, wieviel die angeborne Sprachregel unter dem Schreiben in der Schule verdorben wird.

Deutschland ist ein wahres Land der Schulmeister, etwa wie Italien und Spanien das Land der Geistlichen. Rechnet man für ganz Preußen auf 15 Millionen Menschen 30 000 Schulmeister, so kommt einer auf 500 Einwohner, unter welchen im Durchschnitt 50 schulbesuchende Kinder vorauszusetzen sind. Wenn nun die übrigen deutschen Länder fast noch einmal soviel annehmen lassen, entspringt ein Heer von 50 000 bis 60 000 Lehrern, dem schwerlich ein gleich großes in andern Ländern derselben Bevölkerung zur Seite treten kann und dessen Sold den Staatshaushalt mächtig belastet. In dieser Menge ist sicher auch eine große Zahl von Männern, die ihren Beruf getreu erfüllen und die ihnen aufgetragne Erziehung der Jugend gewissenhaft leiten; als Nebengeschäfte für sie eignen sich vorzugsweise Musik, Gartenbau, Veredlung des Obstes und Bienenzucht, aus welchen allen sie treffende Gleichnisse und Bilder für das Gelingen ihrer Hauptarbeit schöpfen mögen. Zu gewissen, in der gegenwärtigen Lage unserer Literatur unumgänglichen Nachforschungen, ich meine das Sammeln der Sprache und Sage des gemeinen Volkes, welche vertrauten Umgang mit diesem und völlige Eingewohnheit im Lande voraussetzen, taugte niemand besser als verständige Schulmeister.

Fast aller Tadel, der an den niedern Schulen, wie sie heute beschaffen sind, haftet, schlägt um in Lob,

wenn ich auf die höheren, heißen sie nun Gymnasien, Lyzeen oder noch anders, zu sprechen komme. Vorzugsweise zwar für weiterschreitende, aus dem großen Haufen bereits geschiedne Jünger der Wissenschaft gegründet, werden sie doch auch noch von andern Schülern, die demnächst in das Gewerbe oder den Kriegerstand eintreten, vorteilhaft durchlaufen. Hier atmet nun das meiste seit der Kirchenverbesserung klassisches Altertum, und nicht bloß bei den Protestanten, auch den Katholiken, die offner Nachahmung ausweichend, ganz in der Stille sich manche Einrichtungen unserer Gymnasien löblich angeeignet haben.

Ich darf mich darüber kurz fassen, da die Art und Weise dieser höheren Unterrichtsanstalten vielseitig und mit befriedigender Klarheit auseinandergesetzt worden ist. Unserm Volk, das aus ihnen große Vorteile gezogen und tüchtige Männer in Menge gewonnen hat, sind sie ein gerechter und bleibender Stolz.

Doch fallen mir unter meinem Gesichtskreis einige drohende Anzeichen ins Auge, die sich gegen den unveränderten Bestand dieser Schulen aus der Ferne erheben. Unterliegen ja, den Umständen nach, alle irdischen Dinge dem Wechsel.

Ein wahres Unheil scheint hier die immer steigende Verlegenheit bringende Überfülle der Lehrgegenstände, da sich in allen Wissenschaften Stoffe sowohl als Einsichten und Ergebnisse häufen. Wieviel weniger von der Geschichte hatte noch im 16. Jahrhundert ein Jüng-

ling zu erfassen. Er lernte die hergebrachten vier Monarchien, und brauchte eigentlich nur in der römischen, allenfalls griechischen Geschichte auf genaue Kunde bedacht zu sein. In die Nebel der einheimischen alten drang er gar noch nicht ein, wieviel Neues, Welthistorisches hat sich seitdem zugetragen und ist, bei Erleichterung aller Mittel des Aufbewahrens, bis ins einzelne auf das reichste verzeichnet worden; von Geschichte der Literatur und Dichtkunst, wie sie gegenwärtig angebaut werden, hatte man ehmals nicht die Ahnung. Auf dem Felde der Philologie war der lernbegierigen Jugend außer den beiden klassischen Sprachen nur noch die hebräische dargeboten, aber Auskunft über die neueren und vollends die Muttersprache trat erst viel später hinzu, geschweige daß auch die Kenntnis jener klassischen sich beständig vertiefte und in ihnen nun ein ungleich ansehnlicheres Material zu bewältigen bleibt. Nicht anders hat die Fülle geographischer Entdeckungen zugenommen, und die Naturwissenschaften, deren Eingänge schon in der Schule aufgetan werden sollen, breiten allenthalben das weiteste Feld aus. Wie natürlich, daß ehmals alle Kraft unzersplittert dem klassischen Studium zustatten kommen und alle Praxis in ihm gefördert sein konnte.

Will oder muß man, da die Zeit der Lehre wie des Lebens immer kurz gespannt ist, dem klassischen Altertum einen noch größeren Teil des bisher innegehabten Raumes abdringen, als unvermerkt schon geschehn ist, und dem neuen Wissen eingeben? Es kann von

einsichtigen, redlichen Lehrern bezweifelt werden, ob der erlittne Verlust durch Gewinne auf der andern Seite sich ausgleiche.

Wir haben uns alle lang in das Altertum eingelebt und sind mehr, als wir selbst wissen, mit ihm verwachsen, so daß beim Losreißen von ihm Stücke der eignen Haut mit abgehn würden. Es war uns stets ein weiser und sicherer Führer, an dessen starkem Arm wir uns aus der eignen Barbarei emporgewunden haben. Die klassischen Sprachen sind uns Mittel und Handhabe für Unzähliges, fast Unberechenbares geworden, sie wecken Sinn, Geist und Herz zusammen und flößen uns Kraft und Tugend in ihren reichen Denkmälern ein. Was soll außer ihnen gelesen werden? Gewährt halben, um nicht zu sagen vollen Ersatz ihrer Natur, Frische und Würde irgendeine der neuern Sprachen? In dieser klassischen Literatur ist uns Vernunft, Freiheit und Poesie gegeben. Beide, die lateinische, noch mehr die griechische Sprache gelangten zu hoher Ausbildung und Festigung, als ihre Form noch sinnlich stark und unabgeschliffen war, so daß leibliches und geistiges Element auf das günstigste einander vermittelten und erhöhten. Die Gewalt reizender Formen erzeigt sich in einer Blüte der Dichtkunst und Stärke der Prosa, wie sie nur aus der ungehemmtesten Natur des Volkes hervorgehn konnten. Wir Deutschen, um der edlen, reichen Form auch unserer Zunge zu gewahren, müssen immer erst in den eng ausgebauten Schacht unserer Geschichte fahren.

Unser heutiger Sprachstand kündigt uns lauter Verluste an, und der bildende Wurf war ihm nur in zwei Absätzen, das letztemal allzuspät gelungen. Man sagt, daß deutsche Sprachregel nicht überall nach lateinischer zu ermessen sei; gleich wahr ist, daß wir selbst Feinheiten unserer eignen Sprache erst an den klassischen fühlen und erkennen lernen. Wie aber mit der Form, ist es auch mit dem ganzen Gehalt dieser alten Sprachen beschaffen, und wo wir eine neue Untersuchung in ihnen anheben, oder eine längst begonnene tieferdringend wiederholen, öffnet sich alsbald ein weiter Kreis und großer Zusammenhang, während in unserer deutschen einheimischen die meisten Verhältnisse schmäler gezogen, die Ergebnisse darum sparsamer und trockener bleiben.

Allein abgesehn von diesem Gegensatz des klassischen Wissens zu dem unklassischen, ja trotz ihm, beginnt dennoch das Volksgefühl immer unverhaltner und unverhaltbarer sich zu regen. Man steigere alles, was sich zugunsten des klassischen Studiums sagen läßt, noch höher, ein Zug von Unnatur liegt darin, daß ein vaterlandliebendes, ich will hoffen einmal stolzeres Volk seine erste Anschauung und späteste Weisheit aus dem Gefäß einer fremden Sprache, und sei sie die herrlichste, schöpfen solle.[1]) Selbst den Römern schlug es nicht zum Vorteil aus, daß der Er-

[1]) C'est un bel et grand adgencement sans doubte que le grec et latin, mais on l'achete trop cher. Montaigne essais, 1, 25.

ziehung ihrer höheren Stände wenigstens griechische Unterlage gegeben und Jahrhunderte hindurch griechische neben römischen Werken zu Rom geschrieben wurden, welche Ausbreitung griechischer Sprache und Denkweise sicher auch den Auszug des Reiches nach Byzanz, wo nicht herbeigeführt, wesentlich erleichtert und beschönigt hat. Nimmermehr wird sich in der Welt das Wunder wiederholen, daß die Sprache eines untergegangnen Volkes wie des römischen (dessen Nachfolger man in den romanischen keineswegs erblicken darf) sich zum zweitenmal ergossen habe und als tote Sprache fortherrsche. Ich lese lateinisch geschriebne Reden lebender Gelehrten mit der Empfindung, daß keine andre Zunge der Erde sich zu so bemessenem, gedrungnem und wohllautendem Ausdruck hergäbe, daß nirgends sonst so anständig, reingewaschen und wohlgefällig einhergeschritten werden könnte, doch zugleich mit dem Gefühl, gewisse Stellen und Wendungen würde die heimische immer mit größerer Wärme und Wahrheit ausstatten, weil sie bei jedem Zug sich ihrer lebendiger bewußt bleibt und dies Bewußtsein in Anwendung eines fremden Idioms unausbleiblich sich erkältet. Ein heutzutage Latein Schreibender oder Redender ist in Gefahr, gerade da aus dem Ton zu fallen, wo ihm die sichtbarste Fülle klassischer Redensarten fließt und zu Gebot steht.

Wir gewahren nicht einmal, sondern zehnmal, daß alle Erfolge, auch in der Literatur, am Ende doch nur

mit eignen Waffen erfochten sein wollen, und führt uns etwas diese Wahrheit zu Gemüt, so ist es die Geschichte der deutschen Dichtkunst seit hundert Jahren. Kein Zweifel, daß, als eine frischere Bewegung sich zu äußern anfing, sie damals von deutschen Hellenisten und Romanisten am lautesten in Zweifel gezogen und verspottet wurde. Vor ihren Augen lag neben jener Klassizität die einheimische Barbarei so dicht, daß ihnen bei der ehrlichsten Meinung im voraus Anstoß geben mußte, was nicht lange hernach glänzend sich bewährte. Jetzt besitzen wir Gedichte von Goethe, deren Gehalt wie Form in einer lateinischen oder griechischen Übertragung ungefähr ebenso unterginge oder geschwächt erschiene, wie die eines klassischen Gedichtes in jeder Verdeutschung, weil nur ein in der Dichterseele selbst aufgestiegnes Original originell zu bleiben und allen Gedanken und Worten freie Gewähr und vollen Einklang zu lassen vermag. Das ist der auf allem Vaterländischen ruhende Segen, daß man mit ihm Großes ausrichten kann, wie beschränkt seine Mittel scheinen oder gar seien; ein Stück hausbacknen Brots ist uns gesünder als der fremde Fladen. Darum hatten begabte Dichter des 16. Jahrhunderts, z. B. Eobanus Hessus, ihre Kraft vergeudet, als sie zur lateinischen Sprache griffen und ihre ungebildete heimische zu bilden verschmähten; deutsche Verse von ihm würde man noch heute lesen, seine sylvae, bucolica und heroides liegen in Vergessenheit. Zuletzt wird jeden Dichter und jedes Volk die Ge-

schichte nicht danach beurteilen, was sie sich von andern anzueignen, nur danach, was sie selbst hervorzubringen imstand waren.

Wende ich diese Gedankenfolge an auf die uns vorliegende Frage, so wird zu antworten sein, daß die Zeit zwar uneingetreten scheint, in welcher die klassischen Sprachen auf der Schule da weichen müssen, wo die einheimische vorrückt, einzelne Vorboten diesen Rückzug gleichwohl ankündigen, wohin die öffentlichen deutschen Reden auf der Universität bedeutsam gehören. Entscheiden wird ihn erst, daß es unserm Volk künftig gelinge, eins und mächtig zu werden und der deutschen Poesie ein ins Volk gedrungnes Drama zuteil geworden sei, wodurch allein wir einen Hinterhalt erlangen können, wie die Engländer an ihrem Shakespeare, selbst die Franzosen an ihren sogenannten Klassikern haben. Dann, glaube ich, wird der Augenblick herannahn, daß auch die deutsche Sprache dem ganzen Volke zu Fleisch und Blut gehn und nicht länger nur verstohlen und matten Niederschlags, sondern mit vollem Segel in alle unsere Bildungsanstalten bleibend einziehn darf. Dann kann jeder praktische Gebrauch der klassischen Sprachen und alle Zurüstung darauf erlassen bleiben, ihr historisches Studium desto angestrengter und sozusagen uneigennütziger betrieben werden; wie sollte es je erlöschen? Bevor aber jene mächtigen Ursachen eingreifen, mögen unsere dieser Neuerung abholden Schulmänner ihre Furcht sinken lassen. Nur daß die

auch ihnen durch noch geschlossene Türen fühlbare Erhöhung des nationalen Elements gegenwärtig schon den Gewinn getragen hat, uns der geschrobnen, dem klassischen Stil nachgeahmten Phrasen in deutscher Schreibart beinah zu entheben: was lateinischem oder griechischem Mund und der reichen Flexionsfähigkeit dieser Sprachen gemäß ist, klingt bei Abgang solcher Redefugen dem Deutschen unnatürlich und gezwungen.

Eine weitere, wiewohl auch auf andere Wissenschaften gerechte Wahrnehmung hat sich mir doch an der Philologie zunächst aufgedrängt. Bei dem blühenden Zustand aller philologischen Disziplinen in Deutschland und bei der großen Zahl befähigter, aus den höheren Schulen vollgerüstet entlassener Jünglinge muß befremden, daß mit dieser gelungnen Anstrengung der entspringende wissenschaftliche Vorteil außer Verhältnis zu stehn scheint. Unsere Gymnasien, wofern mir der Vergleich nicht übel ausgelegt wird, erziehn schönes, glänzendes Laub in Fülle, lange nicht soviel Früchte, als dies Laub neben sich tragen könnte. Die meisten Philologen erzeigen sich so vorbereitet, daß man darauf gefaßt sein sollte, aus ihrer Hand nun die wichtigsten Bereicherungen der Grammatik, Kritik und Geschichte hervorgehn zu sehn; allein was leisten sie hernach? In der Mehrheit werden sie brauchbare, aber bei der mittleren Stufe beharrende Lehrer, denen es fast genügt, die Wissenschaft auf dem Standpunkt zu erhalten und fortzuüber-

liefern, auf welchem sie ihnen zugeliefert wurde. Auch diese Überlieferung hat ihren großen Wert, ist aber nicht unser letztes Ziel. Ich möchte unsere Statistiker, die für ratsam erachten, alle Dinge zu zählen, einmal auffordern, in dürren Zahlen zu ermitteln, wieviel tüchtige Gelehrte aus Schulen von großem, oder denen von geringem Ruf, aus den leuchtenden Anstalten unserer Gegenwart oder manchen dunklen vergangner Zeit hervorgegangen sind. Auch hier, dünkt mich, würde mein Glaube sich bewähren, daß der Trieb des Lernens heftiger und wirksamer sei als der Erfolg der Lehre. Man hat aber die reiche, an und für sich voll genügende Privatgelehrsamkeit ausgezeichneter Lehrer zu unterscheiden von einer auf die Gymnasiasten entweder nicht angewandten oder an ihnen verschwendeten. Ist es nun undenkbar, daß die hohe Begabtheit eines Meisters keine Funken schlage an den Schülern, die er behandelt, so erkläre ich mir das Ausbleiben nachhaltiger Wirkungen bei der größten Zahl derselben aus einem Stillstehnbleiben vor der allzu gewaltig aufgetretnen Lehre und aus einem mehr begeistert scheinenden als begeisterten Schwören in die Worte. Ich halte den wahren Enthusiasmus hoch, wo er nur herrscht, doch das stille Wachstum des Lernens, das Gefühl innerer Fortschritte scheint vorzugsweise abhängig von einem anspruchslosen Zuschnitt der Lehrgegenstände, wodurch ich mir wenigstens deutlich zu machen suche, daß aus geringen Gymnasien wie aus kleinen Universitäten eine gleich an-

sehnliche, wo nicht stärkere Zahl gelehrter Männer geschritten sei. Denn beiderlei Anstalten gewähren alle Grade des Wissens, deren ein Lernender bedarf, und aus der Finstere bricht das Licht hervor.

Es sei noch eine Bemerkung über die klassischen Philologen hier nicht zurückgehalten. Vermöge ihrer Vertrautheit mit dem Altertum der Freiheit und einer unbevorzugten Stellung der Menschen an sich zugetan, sind sie gewiß keine Verteidiger des heute unbeliebten, und es scheint fast entbehrlich gewordnen Adelsstands. Wie geschieht es, daß sie so gern einen philologischen Stolz zeigen, der bessern Grund hat als Adelsstolz, aber ihm doch vergleichbar ist? Keine unter allen Wissenschaften ist hochmütiger, vornehmer, streitsüchtiger als die Philologie und gegen Fehler unbarmherziger. Den Maßstab der Schule, auf welcher grammatische Verstöße für die schimpflichsten gelten und in andern Aufgaben zurückzubleiben Entschuldigung findet, rät uns der Zweck des eigentlichen Lebens an, beiseite zu legen und nach einer gleichmäßigen Gerechtigkeit und Milde in allen Dingen zu streben.

Die Universität

Von der niedern zur höhern Schule besteht ein oft unmerklicher Übergang, vom Gymnasium zur Universität kein Fortgang, sondern ein Sprung. Beide Anstalten sind fast in allem anders, und nicht zu ge-

ringem Schaden ausgeschlagen ist es immer den Gymnasien, wenn man sie zu universitätisch, den Universitäten, wenn man sie zu gymnastisch einrichten wollte.

Natur und Wesen der Universität sind in geistreichen Abhandlungen wiederholt erörtert und so treffend beleuchtet worden, daß ich mich auch hier kurz fassen will und nur einzelne Beobachtungen zufüge. Die Geschichte der letzten fünfzig Jahre wird bezeugen, daß die Universitäten immer ein heiliger Herd der Vaterlandsliebe wie deutscher Gesinnung waren und blieben; wenn unsere Feinde ihren Ärger ausschütten wollen, so schelten sie unser edelstes Streben Professorenpolitik und Studentenrenommisterei, wir aber kümmern uns ihrer nicht und weichen keinen Schritt vom rechten Weg. Das geschieht oft in der Welt, daß die aus Erkenntnis hervorgehende, den Nichtwissenden unglaubliche Willenskraft Unglimpf erleide.

Die Universität hat ihren ersten im Mittelalter empfangnen Zuschnitt oder Anstrich viel weniger verwunden, als das Gymnasium seinen scholastischen, von ihrer Grundeinrichtung in Fakultäten an bis auf die allerjüngst, unbillig und dem Zeitgeist zum Ärger aus der Plunderkammer hervorgelangte Professorentracht.

Doch das meiste von diesem Altfränkischen ist äußerlich und wird bald einmal ganz abgeworfen sein. Innerlich haben sich die deutschen Universitäten den fremden gegenüber frisch und in so sichtbarem Fortschritt erhalten, daß jene Nebendinge ihnen keinen Ab-

bruch tun, und sie aus sich selbst immer neue Kraft und Lebensfähigkeit gewinnen.

Die Universität, wenn schon zuerst entlehnt, ist eine eigentümlich deutsche Pflanzung geworden, die auf fremdem Boden nicht mehr so gedeiht. Hier treffen alle Kennzeichen der deutschen Volksart zusammen, innere Lust zur Wissenschaft, eifriges Beharren, unmittelbares, nie ermüdendes Streben nach dem Ziel mit Hintansetzung eitler Nebenrücksichten, treues Erfassen, unvergleichliche Kombinationsgabe. Aller andern Lust vergessend, sitzt der deutsche Gelehrte froh über seiner Arbeit, daß ihm die Augen sich röten und die Knie schlottern;[1] dem Studenten ist dieselbe Weise wie angeboren, und es bedarf für ihn keines andern Antriebs.

Dieser anregenden und empfänglichen Universitätszeit, gleich als hörten sie nachher auf und dauerten nicht über das ganze Leben hin, werden vorzugsweise Studien beigelegt. Gegen das alte Wort Student verhält sich aber das neue Studierender fast wie zu Schulmeister Schullehrer.[2]

[1] Studierte, daz ime daz gebeine slotterte in sîner hût. Myst. 210, 7. Do macht ich mir ein Sitz in eim Winkel nit wit von des Schulmeister Stul und gedacht, in dem Winkel wilt studieren oder sterben. Plater 36.

[2] Ist doch Student ein so deutliches Partizipium von studere wie Studierender von studieren, und niemand sucht für Dozent, Praktikant, Soldat ein vornehmeres Dozierender, Praktizierender, Exerzierender.

Die Flut und Ebbe der Studenten auf der Universität ist doch etwas anderes als der Schülerzu- und -abgang auf dem Gymnasium. Das halb unfreiwillige Beugen unter die Zucht des Lehrers hat sich umgewandelt in ein gewählteres Verhältnis, das auf beiden Seiten entweder näher anziehn oder ferner abstoßen kann.

Mit Wonne räumt der Student die enge Schulluft und tritt in sorglose, fast ungezügelte Gesellenschaft, heimlich ahnend, daß hernach im Leben dieser Lust ein Ende sei. Die damals, gleich denen auf der Schulbank, geschlossenen Freundesbünde überdauern alle späteren, wie das Gedächtnis des Alters am festesten und liebsten haftet an dieser Zeit.

Solche Lust aber, solche Aufheiterung brüderlichen Zusammenwohnens, scheint es mir, herrschte vorzugsweise auf kleineren Universitäten und hat sich auf den großen schon gedämpft oder entfärbt, obschon hier andere, nicht gering anzuschlagende Vorteile entsprungen und zeitgemäß gesichert worden sind.

Der studierende Jüngling fühlt sich plötzlich erstarkt und aller Geisteskräfte mächtig. Sein Verstand und Scharfsinn sind um kein Haar anders, als der des Mannes und Greises; was ihm an Übung abgeht und an Erfahrenheit, vergüten heiterer Sinn und Frische der Gedanken in reichem Ersatz. Mit der *ἡλικία γάμου* hat sich auch eine *ἥβη νοῦ*, die zu Mannestaten befähigt, voll eingefunden. Erstaunenswert, daß der Mensch zwanzig Jahre, nachdem er in die Welt ge-

boren wurde, den Gesetzen des Geistes und Lebens nachzuspüren und die uralten Bahnen der Gestirne zu überrechnen vermag.

Mich hat, als ich jung war, manchmal verletzt, wenn man der erwachsenen Jugend an ihrem Recht abziehn wollte, und nun ins Alter getreten, fühle ich noch mit jugendlicher Heftigkeit. Diese Jugend wird in allmählichem Erwerb sich eine Fülle von Kenntnissen erringen und nachholen, an sich aber ist sie schon zu allen Entschlüssen des Willens, zu allen Schlüssen der Vernunft ausgestattet. Ich weiß, daß die Spartaner erst mit dem dreißigsten Jahr auserzogen, und daß nach einem Volksscherz die Schwaben gar im vierzigsten volle Klugheit erlangten.

Mißtrauische Vorsicht in Dingen, die von Natur freien Lauf haben sollen, erreicht selten ihren Zweck. Ein Grundübel unserer Zeit scheint mir das Anhäufen wiederholter endloser Prüfungen, wodurch sich der Staat gegen den Andrang der Unwissenheit zu sichern und überall des Besten habhaft zu werden glaubt. Das erschwerte Spiel macht er sich damit doch zu leicht.

Auf der Schule mag man in bestimmten Fristen die Kraft der Schüler öffentlich versuchen, weil daraus edler Wetteifer entspringt und der Knabe gewöhnt wird, hervorzutreten und Gewandtheit der Rede sich anzueignen. Sein Talent zu wägen, ist der Lehrer fortwährend imstand, und man kann sagen, daß dieser beständig die ungezwungensten Messungen mit ihm anstelle.

Verwerflicher scheint das den Eingang der Uni-

versität bedingende und erschwerende Abiturientenexamen.[1]) Der Gymnasiast muß befugt sein, endlich die Schule zu verlassen, von seinem Abgang an lösen sich zwischen ihr und ihm die Bande, und welchen Weg er nun einschlagen will, steht in seiner Wahl. Wie Kirche und Schauspiel dem Eintretenden offengehalten sind, sollte jedem Jüngling das Tor der Universität aufgetan und ihm selbst überlassen sein, allen Nachteil zu empfinden und zu tragen, wenn er unausgerüstet in diese Hallen getreten ist. Denn die Befähigung der Menschen hat ihre eignen, stillen Gänge und tut unerwartet Sprünge; wie sollten alle gleichen Schritt halten, den der Prüfung zwängendes Maß fordert? Den schlummernden Funken kann die erste gehörte Vorlesung oder eine der folgenden plötzlich wecken, und der bisher scheu und verschlossen gewesene tut es nun auf einmal denen weit zuvor, die ihn anfangs übertroffen hatten.

Vorausgesetzt werden muß aber, wenn alles so beschaffen ist, wie es sein sollte, daß jeder aus innerm Trieb und für seine eigne Ausbildung studiere, nicht um dadurch ein Amt zu erwerben. Dringt einmal diese würdigere Ansicht der Studien und des Lebens durch, so wird der Staat selbst zuletzt seine ungebührlich vielen Dienste verringern dürfen und der Wissenschaft ihre ganze Uneigennützigkeit zurückgegeben wer-

[1]) Erste Spur der Maturitätsprüfung, Rommel 6, 594. Merkwürdige Äußerung daselbst 593 in Landgraf Morizens Schulordnung von 1618.

den. Bei der Anmeldung zum Amt mag die ernsteste Prüfung den Ausschlag tun, der Durchfallende aber desto leichter eine andere Lebensart ergreifen, als er sich den des Dienstes überhaupt nicht Begehrenden anreihen kann. Mit der einen Prüfung sollte es jedoch sein Bewenden haben und nicht, wie zu Priestergraden, eine zweite und dritte, immer unöffentlich unter vier Wänden erfolgende nachverlangt werden, die nur erhitzte Vorbereitungen und Treibhausfrüchte zu erzeugen pflegt, welche unreif abfallen, nachdem das Examen bestanden ist, also der innern echten Triebkraft unvermerkten Abbruch tun.

Unschädlicher, allein fast zwecklos, sind die im Lauf der Studienzeit geforderten Zeugnisse über Besuch der Vorlesungen, verderblich alle erteilten Vorschriften über den Besuch unumgänglicher Vorlesungen, wodurch die andern zu gleichgültigen oder unnötigen herabgesetzt werden, denn nichts Wissenschaftliches ist an seiner rechten Stelle ohne innere Notwendigkeit, und die Auswahl muß den Studierenden, oder dem Beispiel und einer sich von selbst einfindenden, nicht zu greifenden, aber zu fühlenden Autorität der Lehrer in bezug auf die Güte ihrer Vorträge ruhig überlassen bleiben. Der Mensch hat auch ein Recht darauf, mitunter faul zu sein oder zu scheinen und sich, wie er will, gehn zu lassen, oder über die Wahl eines Lehrers oder seine eigene Neigung gänzlich zu täuschen. Das alles ist seine Sache, nicht die anderer, und soll ihm nicht nachgetragen werden.

Der Professor mag beim Bestimmen seiner Vorlesungen an eine Abrede mit seinen Genossen, oder einen hergebrachten Wechsel gebunden sein; ihr Inneres wird er frei und unabhängig nach seinem Gutdünken gestalten.

Was wollen hier alle engherzigen Gesetze? Sie meinen, das Schlechte auszuscheiden, begünstigen eigentlich nur das Mittelgut und sperren dem Höheren oft ohne Not und ärgerlich den Weg. Das Genie sprudelt wie ein Brünnlein an verborgner Stelle, und seine Niedergänge und Steige weiß doch niemand.

Zum Wesen der Universitäten gehört, daß auf ihnen alle Wissenschaften zulässig seien,[1]) was durch die vier Fakultäten freilich nur unvollständig bezeichnet werden kann. Offenbar ist solches Nebeneinanderwirken der Wissenschaften ungemein belebend und für Professoren wie Studenten höchst fördersam; unerwartete Berührungen brechen daraus von allen Seiten hervor und können allsogleich verfolgt werden. Universitäten, die wie in Frankreich einzelne Zweige der Wissenschaft ausschließen, arten in bloße Sorbonnen, Rechtsschulen, Arzneischulen aus.

Unter den Fakultäten wies das Mittelalter, wie sich von selbst versteht, der theologischen den ersten Rang an, welchen sie auch bei den Protestanten nicht ohne Versuch einer Oberaufsicht über die andern fortbehauptete. Noch ist auf katholischen Universitäten

[1]) Dat mene studium. Detmar 2, 506. Eigentlich ist universitas Gemeinde, Korporation. Zarncke, Leipzig S. 512.

diese Stellung und damit eine gewisse Herrschaft der Kirche unbeseitigt. Allen zeitgemäßen Umwandlungen der Universitäten in England stemmt sich die theologische Fakultät immer hartnäckig entgegen.

In jeder der drei ersten Fakultäten tauchen praktische Zwecke auf, die der vierten, und darum wissenschaftlich mächtigsten, fremd bleiben, in welchen Vorzug ich nachher noch näher eingehn werde. Theologische Professoren können zugleich einem Predigtamt in der Kirche vorstehn, die juristische Fakultät faßt in schwebenden Rechtsstreiten ihre vor Gericht gültigen Urteile ab, und noch deutlicher tritt in der medizinischen eine praktische Bestimmung auf, da alle Professoren auch Kranke heilen dürfen, was wörtlich praktizieren heißt. Daß einzelne Übertritte ausgezeichneter Gymnasiallehrer zur Universität stattfinden, ist vielleicht nichts als bequemer Mißbrauch. Entweder sollten diese Männer von hervorleuchtendem Talent der Universität ganz gewonnen und aller Last der Schule entbunden, oder des gelockerten Schulverbandes dadurch nicht ungewohnt und überdrüssig werden, daß sie auch die größere Unabhängigkeit der Universität schmecken.

Fruchtbringend und glücklich scheint die Einrichtung der Privatdozentenschaft, ein freier Eingang zur Professur, wodurch junge Männer sich vortrefflich bilden, erzeigen und auszeichnen können. Sollte der Staat seine Professoren bloß aus Schriftstellern, die in der Lehre vielleicht ganz ungeübt sind, wählen, er

würde oft in Verlegenheit geraten und straucheln. Der Privatdozent ist ein selbstwachsender Professor, und nicht übel wäre, daß auch in andern Ämtern beständiger Nachwuchs junger Leute unverhinderten Zutritt fände, ohne daß die schwächeren und unanstelligen unter ihnen befördert zu werden brauchten.

Die Wahl der Professoren überhaupt hat aber der Staat nicht aus seiner Hand zu lassen, da kollegialischen, von der Fakultät vorgenommenen Wahlen die allermeiste Erfahrung widerstreitet. Selbst über reingestimmte, redliche Männer äußert die Scheu vor Nebenbuhlern im Amt eine gewisse Gewalt. Die Universitäten haben sich unter Kuratelen oft ausgezeichnet wohl, unter dem Einfluß anwesender Regierungsbevollmächtigter immer übel befunden. Auswärtige Gelehrte und Professoren können sich ohne Gefahr dem Kurator melden, wogegen jeder Antrag bei wahlberechtigten Fakultäten bedenklich erschiene.

Auf Universitäten weht durchgehends gelehrte Luft, eine dünnere, als in der es einsamen und stillen Dienern der Wissenschaft wohl wird, an die man sich doch bald, nicht ohne das Gefühl innerer Stärkung, gewöhnt. Es herrscht da eine ansehnliche Buchgelehrsamkeit, die sich hebt und fortträgt, aber ungewöhnliche Arbeiten, ehe sie Geltung erlangt haben, vorläufig abweist. Universitäten sind Gartenanlagen, die ungern etwas wild wachsen lassen. Unter diesem Gesichtspunkt sagen sie der Regierung aufs höchste zu, und es wird ihnen, wie begünstigten Kindern, oft

durch die Finger gesehn, nur nicht die jüngste Zeit her.

In unsern Tagen sind die großen Universitäten den Akademien in einige Hauptstädte nachgezogen und haben eine engere Verknüpfung beider Anstalten entweder schon hervorgebracht, oder lassen sie voraussehn; doch steht zu hoffen, daß auch die kleinen halbländlichen Universitäten sich daneben behaupten werden. An dieser Stelle lenkt sich meine Betrachtung unmittelbar auf ihren dritten Gegenstand.

Die Akademie

Das Wesen der Akademie, glaube ich, hat sich, und man begreift warum, erst viel unvollständiger entfaltet, als das jener andern wissenschaftlichen Anstalten, es wird sich, trügen die Zeichen nicht, in der Zukunft mehr Luft machen.

Ihr Name reicht auf die Griechen zurück, ist aber nicht von diesen selbst entlehnt, sondern aus Italien und Frankreich her uns überliefert worden und bezeichnet auch eine ganz andere Vorstellung, als die man zu Platons Zeit damit verband. Zwar hatte gerade unter dem Namen einer platonischen Akademie schon im 15. Jahrhundert Cosmo von Medici zu Florenz eine geistige Anstalt eröffnet, deren Wirkungen nicht von Dauer waren, als Italien aufhörte, Mittelpunkt der Gelehrsamkeit zu sein, und die große Kirchen-

bewegung Frankreich und Deutschland in den Vordergrund rückte. Die im Lauf des 17. Jahrhunderts auftauchenden, von jenem Muster ganz abgefallnen italienischen Akademien regten auch anderwärts nur zu geistlosen, mit der Gelehrsamkeit spielenden Gesellschaften voll tödlicher Langeweile an, bis endlich Ludwig des XIV. (von Richelieu 1635 gestiftete, schon seit 1629 als Privatverein hervorgegangne) Akademie besser und stärker anschlug, denn nun wollten gleich ihm andere Fürsten und Könige ihre Akademien einführen und unterhalten. Alle deutschen Akademien haben höfischen Ursprung und französischen Zuschnitt, während jene nach italienischem Muster vorausgegangnen nur Privatgesellschaften, wiewohl vorherrschend der gebildeten und vornehmen Welt waren. Allmählich haben die Höfe, der Gelehrten überdrüssig, den Geschmack an der Akademie wieder verloren, wofür sich ein nationales, ihre Fortdauer verbürgendes Element in ihnen kundtat. Den Akademien kommt zustatten, daß sich der Zeitgeist längst und immer stärker zu Vereinen hinneigt, deren unmittelbare Tätigkeit von Natur wärmer ist, als sie der Staat aus seinen Mitteln anzufachen oder zu nähren vermag oder auch immer Lust hat. Spanien und Frankreich ertragen nur eine einzige Akademie, wir infolge unserer Zerrissenheit und Italien aus gleicher Ursache besitzen ihrer eine ziemliche und fast überflüssige Anzahl.

Man muß es eingestehn, daß auch auf der Höhe

nationaler Akademien tonangebend immer noch die französische stehe und unter allen die einflußreichste sei; niemand in Frankreich wird ihr einen Rang streitig machen, der sie über alle französischen Universitäten erhebt. In England dagegen hat die akademische Tätigkeit weniger tief gewurzelt und die Universität mehr Ansehn behauptet.

Ich wende meinen Blick auch hier von allen fremden Vorbildern ab und suche in das innere Wesen der Akademien, wie es sich nun in Deutschland klarer bestimmt und festgesetzt hat, zu dringen.

Sie sind freie, unabhängig gestellte Vereine von gelehrten Männern an der Spitze der Wissenschaft; über ihnen schweben kann nur die unmeßbare Geistesgröße einzelner, auch im Wissen und in der Erkenntnis vorangehender Menschen.

Schon weil jüngerer Stiftung, sind sie kirchlichem Einfluß selbst in katholischen Ländern entzogen, welche Versuche auch gemacht worden seien, ihm Geltung zu bereiten. Doch getraue ich mir in einem Punkt, über welchen hinaus das Gleichnis alsbald hinken würde, sie mit einer Richtung des kirchlichen Lebens selbst zu vergleichen. Es zieht an, unter den verschiedensten Umständen, ja ohne irgend nachweisbaren Zusammenhang zu gewahren, wie sich das geistige Bedürfnis der Menschen auf seinen Wegen dennoch begegnet.

Jede Akademie ohne Zweifel wird eine Zahl von amtlosen Männern aufzuweisen haben, die nicht des Lernens, vielleicht der Lehre müde in sie, wie in einen

Hafen eingelaufen sind. So nahm im Mittelalter auch die klösterliche Mauer Mönche auf, die dort in Geselligkeit ihrer innern Pflicht ernster und strenger oblagen, als sie es außerhalb im Gewühl der Welt gekonnt hätten. Die geringere Zahl der Klosterleute steht der Menge anderer Kleriker, die in der Kirche praktisch unterweisen, gegenüber; die größere Wirksamkeit der Weltgeistlichen und Bischöfe gleicht also einigermaßen der der Schullehrer und Professoren. Doch die Wissenschaft jener Zeit hatte ihren Hauptsitz im Kloster aufgeschlagen. Mit dieser Ähnlichkeit will ich weder die Akademiker ihrer Weltkindschaft entheben, noch die Wissenschaft irgend in die Akademie einschränken.

Die Akademie hat einen Turnus, keinen Kursus, eine freie Reihenfolge, keinen unaussetzbaren Lehrgang, und ist der zwar festigenden und anregenden Wiederholung überhoben, die, wie ich schon oben sagte, zur Last werden und zu pedantischem Mechanismus sich ertöten kann. Ein Lesender oder Lernender tut es aus innerm Trieb und Bedürfnis, daß er mehr als einmal lese; das lectio lecta placet, decies repetita placebit[1]) ist auf ihn gerecht, weniger auf den Lehrenden. Des Schulmeisters halbjährliche Rückkehr immer zu demselben Gegenstand bleibt, weil er auf den ihm aufsagenden und antwortenden Schüler alsbald einwirkt, insofern lebendiger als des Professors

[1]) Die (einmal) gelesene Vorlesung gefällt, die zehnmal wiederholte wird gefallen.

Vortrag auf den stumm hörenden Studenten; gleichwohl besteht zwischen beiden die Analogie einer auf Ansehn ausgehenden und sich beim Schüler oder Studenten geltend machenden Autorität.[1]) Der Akademiker hingegen, wie jedesmal er selbst anderes vorträgt, hört auch nur immer anderes vortragen, das nie als Lehre, nur als Mitteilung auf ihn eindringt; dem Wesen der Akademie nach wird Wissenschaftliches frei gegeben, frei genommen.

Aller auffallendste Eigenheit der Akademien scheint mir der drei ersten Fakultäten Ausschluß, nur die Wissenschaften vierter Fakultät gehören ihnen an. Vorhin wurde die Allgemeinheit der Universitäten ihrem vollen Wert nach anerkannt, und auf den ersten Blick erscheint der Abgang der drei ersten Fakultäten in der Akademie ein Nachteil; er wird sich bei genauerer Betrachtung als ein Vorzug erweisen.

Wenn unser Statut die Akademie verweist auf „die allgemeinen Wissenschaften", so will das nichts anderes bedeuten als jene Beschränkung. Mir entgeht, ob dieser Ausdruck, wie ich vermute, einem „sciences universelles" abgeborgt ist, man hätte die älteren règlements de l'academie nachzuschlagen. Doch das jetzt

---

[1]) Der alte Reuß zu Göttingen pflegte seiner Kollegen, die sich wegen zu haltender Vorlesungen teilweise der Bibliothek entzogen, zu spotten und zu sagen, daß sie den Schulmeister machen wollten; er selbst hatte nie vor Studenten gestanden, noch wäre er dazu fähig gewesen.

gültige Pariser meidet ihn und zählt deutlicher alle einzelnen, der Akademie zuständigen Wissenschaften auf, unter welchen nicht das geringste von Theologie, Jurisprudenz und Medizin erwähnt wird. Auch in allen übrigen mir bekannten Akademien, den jüngst-gestifteten zumal, finden sich diese drei Wissenschaften nie als Bestandteil genannt.

Ihre Absonderung kann nicht so gemeint sein, daß Theologen, Juristen, Ärzte persönlich ausgeschlossen seien; in unserm Kreis gerade verehren wir vor-ragende Männer dieser drei ersten Fakultäten als höchst tätige Mitglieder. Bloß ihre Fakultätswissen-schaft als solche ist es, die unakademisch erscheint. Wir besitzen eine physikalisch-mathematische und philoso-phisch-historische Klasse, keine theologische, juristische, medizinische. In unsern Denkschriften gibt es nur physikalische, mathematische, philologisch-historische Ab-handlungen; von Ausbildung der Philologie war un-mittelbar auch die französische Akademie ausgegangen, und andere Wissenschaften hatten sich allmählich an-gereiht.

Es leuchtet ein, daß jene drei Fakultätswissen-schaften keine sind noch sein können im Sinne der akademischen. Entkleidet man sie dessen, was in ihnen schon andern Wissenschaften angehört, so bleibt ihnen eine feste, unbewegliche Satzung zurück, die bei noch so hohem Werte wissenschaftliches Gehalts ermangelt. Man nehme der Theologie Kirchengeschichte, orien-talische und klassische Sprachstudien und Moral, welche

bereits Stücke der Historie, Philologie und Philosophie sind, oder der Jurisprudenz ihre überreiche Rechtsgeschichte, die einen glänzenden Teil aller und jeder Geschichtsforschung bildet, und deren Gegensatz das Naturrecht, so sieht sich der Theologe auf sein Dogma, der Rechtsgelehrte auf sein ständiges Gesetzbuch gewiesen, denen sie beide Geltung verschaffen möchten, und die nur der Lehre, nicht mehr des unendlichen Forschens bedürfen. Die Heilkunde fordert zur Erkenntnis der Krankheiten und Arzneien umfassende Studien in der Naturgeschichte und Chemie; allein der sie ausübende Arzt unterscheidet sich von dem wissenschaftlichen Naturforscher, wie das Studium der Anatomie weit über den Bedarf des Chirurgen hinaus zu hohen Ergebnissen führt. Die Ergründung der gestörten Gesundheit und die Kunst, sie herzustellen, ist durch jene Wissenschaften bedingt, ungefähr wie die Kriegskunst in Mathematik, Geographie und Geschichte, die Politik in Philosophie und Geschichte schöpfen. Hieraus folgt, daß die drei ersten Fakultäten keine neuen wissenschaftlichen Gesetze entfalten, nur die geltenden anwenden.

Das Forschen nannte ich ein unendliches, es muß so endlos sein, wie der sich über uns dehnende Raum, in dessen unermessene Fernen wir immer weiter vordringen. Jede Wissenschaft ist ein sich wölbender Tempel, am Giebel aber bleibt eine Öffnung, die nicht kann zugemauert werden, gleichsam ein Anblick des menschlichen Augen undurchdringbaren Himmels.

Man könnte der Philosophie, die kühne Bauten aufführt, vorhalten, daß sie, der Theologie nachgebend, jenes Giebelloch öfter, als es ihr frommte, zu schließen unternommen hat. In keiner einzigen Wissenschaft stimmen Theorie und Praxis so edel und sicher zusammen wie in der Astronomie und Mathematik; die Philologie ist fast nur Theorie, ohne lebendige Praxis, womit bloß eine wissenschaftliche, nicht eine solche gemeint sein kann, die beim Lehren und Lernen alter oder neuer Sprachen gewöhnlich stattfindet und sich oft eine große Fertigkeit zu eigen gemacht haben mag.

Gehe ich nun auf die akademischen Obliegenheiten und Leistungen näher ein, so kann wesentliche Aufgabe und Zweck der Akademie kein anderer sein, als, wie ein mächtiges Schiff die hohe See, die Höhe der Wissenschaft zu halten und in tonangebenden, schöpferischen Vorträgen und Mitteilungen alle auftauchenden Spitzen der Forschung neu und frisch hervorzuheben und weiterzuverbreiten. Da keine Wissenschaft erschöpft oder erschöpflich ist, so wird an jeder Stelle, wo man in sie eindringe, Gewinn aus ihr erbeutet werden, wie aus dem Boden, wo man in ihn senke, quellendes Wasser zu ziehn ist. Bei jedem wissenschaftlich Arbeitenden soll sich aber ein untrügliches Gefühl einfinden für die Unterscheidung dessen, was abgetan und erledigt sei von dem, was sich vorbereitet habe und in raschen Angriff genommen werden müsse: hier und nicht dort ist die Kraft anzusetzen.

Nach einer wohltätig zwingenden Reihe, die doch

nie so feststeht, daß nicht Änderungen verabredet werden könnten, sieht jedes Mitglied der Akademie im voraus langsam den Tag nahn, an welchem ihm einmal, höchstens zweimal jährlich auferlegt ist, eine umfassendere Abhandlung vorzutragen, während ihm unbenommen bleibt, mit minder ausgearbeiteten kleineren in jeder wöchentlichen Zusammenkunft aufzutreten. Allen Abhandlungen aber, da sie gar nicht lehrhaft und populär sein sollen, gebührt streng wissenschaftliche Form, wobei nicht einmal auf Verständlichmachung der Gegenstände für die verschiednen Klassen der Akademie selbst Bedacht zu nehmen ist. Zu ihrem nicht geringen Nutzen erfahren nämlich die Mitglieder, daß auch an fremdliegenden Stoffen mindestens durch das Beispiel der Behandlung zu lernen sei und allenthalben früher nicht geahnte Analogien sich ergeben können. Vorträge, die unter den Gefrierpunkt der Aufmerksamkeit fielen, sind darum fast nicht denkbar, oder es wäre ein Zeichen, daß sie völlig fehlgegriffen hätten. Keinen bestimmten akademischen Stil gibt es, nur einen solchen, der in die Sache dringt, und alles Rhetorische wird eben dadurch ferngehalten, daß ein ruhiges Vorlesen beinahe druckfertiger Abhandlungen wenigstens die Regel bildet.

Als die gelungensten erscheinen solche Vorlesungen, welche nicht in ein bereits ausgedachtes Werk sich fügen, oder ein schon bekanntgemachtes bloß ergänzen, vielmehr Keime neuer, künftiger Werke in sich tragen oder reiches Material zu wissenschaftlichem Gebrauch

fruchtbar darlegen. Unakademisch hingegen würde es sein, als Beitrag zu entrichten, was ohnehin in fertigen Büchern bald herauszukommen bestimmt ist, es sei denn, daß durch dessen Vorlage einzelne erhebliche Betrachtungen auf die Wage gelegt oder geschärft werden sollen.

Sich wenigstens wöchentlich zu versammeln, hat sich als notwendig bewährt, damit die Teilnahme in längeren Fristen nicht erkalte und Raum für die Mannigfaltigkeit der Vorträge gewonnen werde, die bei selteneren Zusammenkünften zurückstehn oder allzulangen Aufschub erfahren müßten.

Aus derselben Ursache und um mit dem Publikum in regere Berührung zu treten oder die schon eingetretne für die Akademie selbst nicht veralten zu lassen, scheint auch eine unausgesetzte schnelle Herausgabe der akademischen Abhandlungen wünschenswert; daß sie in dem Jahr, wo sie gelesen werden, erfolgen kann, zeigt uns England. Unabhängig von der bleibenden Güte solcher Abhandlungen steigt in ihnen wie bei eingegossenem Getränk ein augenblicklicher Schaum ihrer geistigsten Bestandteile auf, den es zu kosten freut, und der nach einiger Zeit schon verflogen ist. Meinem Gefühl nach dürfte ihrer Bekanntmachung nicht die leiseste, immer verletzende Zensur vorausgehn, sondern jeder Akademiker darauf ein Recht haben, eine vorgelesene Arbeit, wenn er will und es nicht für gut findet, sie bei sich zu halten, in den Denkschriften der Akademie erscheinen zu lassen. Dadurch, daß die

Akademie den einzelnen in ihren Schoß wählte, drückt sie zugleich ein unbegrenztes Vertrauen in seine Befähigung aus, das durch jene Aufsicht geschmälert oder versehrt erschiene. Schwächere oder unreife Arbeiten werden von selbst darauf bedacht sein, sich zurückzuziehn. Noch nachteiliger wirkt jede Rücksicht der Einschränkung jährlich zu veröffentlichender Vorträge auf die bestimmte Stärke eines zu füllenden Bandes; denn ist Stoff zu mehr Bänden vorhanden, desto besser, und der dadurch erhöhte Aufwand kann nicht in Betracht kommen, weil es sich hier um den wesentlichen Zweck der Akademie handelt, von dem ihre Wirksamkeit hauptsächlich abhängt.

Den Verkehr unterhalten monatliche Berichte desto sicherer, wenn ihnen gleichmäßige Teilnahme von allen Seiten der Akademie zustatten kommt und nicht eine oder die andere Richtung darin überwiegt. Auch diese Berichte könnten vorteilhaft auf mehrere Bände im Jahrgang erhöht werden, und das rechte Verhältnis zwischen dem, was ihnen oder den Abhandlungen gebührt, muß sich von selbst ergeben, sobald letztere rascher herauskommen.

Ohne Zweifel wäre den meisten Mitgliedern willkommen, daß jedesmal acht Tage vorher im Sitzungssaal angeschlagen würde, wer wirklich vorlesen wird und über welchen Gegenstand. Es ist angenehm, einen Vortrag zu hören, auf den man sich zugerüstet hat, oder ihm, wenn er uns gar nichts verspricht, auszuweichen. Auch können sich dann leicht Erörterungen entspinnen,

die unvorbereitet in der Regel abgeschnitten sind. Nachlässiger Besuch, so wenig das Ausbleiben an sich gehindert sein soll, bringt dem akademischen Leben immer Schaden, weil darunter die lebendige Teilnahme leidet und aller Zusammenhang unterbrochen wird.

Löblich wäre die Nachahmung der französischen Gewohnheit, das Andenken an verstorbne Mitglieder feierlicher zu begehn, als es in unsern öffentlichen Sitzungen zu geschehn pflegt, da durch langjährigen Verkehr mit denselben die Akademie leichter als andere in den Stand gesetzt ist, Nachrichten zu erkunden, die sonst untergehn. Doch ist uns dafür, wie die Vorzeit ewige Leuchten über Gräbern stiftete, alljährlich auferlegt, einen großen Mann und einen großen König zu feiern, deren Werke und Taten unversiegenden Grund des Preises darbieten.

Mit Recht sind diese Festtage öffentlich, denn außerdem soll und kann die Akademie nicht populär werden in dem Sinn, daß sie die feinsten Spitzen ihrer Untersuchung abzubrechen hätte, einem gemischten und mittlern Verständnis zu gefallen, das ohne innern Beruf vorlaut sich gern herandrängt. Die Wissenschaft hat kein Geheimnis und doch ihre Heimlichkeit, sie mag nicht oft auf der großen Heerstraße weilen, sondern lieber sich in alle Wege, Pfade und Steige ausdehnen, die ihr neue Aussichten öffnen, wo ihr jedes Geleit zur Last wird. In der Ebene treibt sich das Gewühl der Menge, Anhöhen und Berge werden

immer nur von wenigen erklommen. Erfolglos haben wir darum, wie mich bedünkt, einem unbefugten Verlangen stattgegeben und Stühle gestellt, auf welche der Staub sich niedersetzen kann, weil sie von niemandem eingenommen werden. In die Hörsäle der Universität mag jeder Gast unangemeldet eintreten, der akademischen Beschäftigung sollten nur die jedesmal Eingeführten dürfen beiwohnen. Dagegen unterscheidet von der Universität die Akademie sich auch darin, daß sie mit dem entlegensten Ausland fördernden Verkehr und Austausch unterhält, zumal sind es Astronomie und Naturforschung, die so weit in die Ferne reichen müssen, daß sie das Vaterland ganz aus dem Auge verlieren, Geschichte und Philologie, obschon auch ausholend, versäumen die Heimat am wenigsten.

Hiermit ist die eigentliche und innere Tätigkeit der Akademie an sich selbst umschrieben; es pflegen aber noch zwei andere Wirksamkeiten vorzugsweise von ihr auszugehn, denen ein ausgezeichneter Wert nicht abgesprochen werden kann. Einmal werden wissenschaftliche Reisen oder kostspielige größere Werke einzelner Gelehrten durch ihre Geldmittel unterstützt und herausgegeben, dann aber über schwierige Fragen der Wissenschaft Preise gestellt und den siegreichen Bewerbern zuerkannt. Es scheint an sich angemessen und ist auch althergebracht, durch solche Preise die Aufmerksamkeit auf unerhellte und mühsam erforschbare Punkte der einzelnen Wissenschaften zu leiten und deren Beseitigung zu veranlassen. Man wird gleich-

wohl akademische strengwissenschaftliche Preisaufgaben unterscheiden müssen von den auch auf der Universität dem Wetteifer der Jünglinge ausgesetzten, bei welchen es noch mehr auf deren Übung als auf den Gegenstand selbst abgesehn ist, wenn schon diesem dadurch oft ein unerwarteter Dienst geleistet wird. Preisfragen der zweiten Art mögen es auch an Zweckmäßigkeit und wahren Nutzen den akademischen zuvortun, wider welche sich manches Bedenken aussprechen läßt. Ungeübten Jünglingen ziemt es, nach einem äußern Lohn zu ringen, dagegen hat es etwas Niederschlagendes, sich der Lösung einer weittragenden Aufgabe erst dann und nur darum zu unterziehn, wenn ein Gewinn daran geknüpft ist. Der wahre Entschluß zu ihr sollte von innen aufgestiegen sein und würde, einmal zu fruchtbaren Ergebnissen gelangt, diesen auf den vielfachen, unserer Literatur nunmehr offenstehenden Wegen auch Luft gemacht haben. Überall ist es leichter zu fragen als zu antworten, und die der Preisaufgabe beigefügte Richtschnur scheint, wie geschickt erwogen, wie fein überlegt sie sei, dennoch fähig, die freie unbefangne Untersuchung mehr zu fesseln und zu hemmen, als förderlich zu erleichtern. Der Eigentümlichkeit des Bewerbers hätte es etwa zugesagt, einige Seiten des Gegenstands, die hervorgehoben sind, liegenzulassen oder liegengelassene hervorzuheben, und dieser Zwang hat auf seine ganze Arbeit nachteiligen Einfluß. So geschieht es denn oft, daß entweder zuviel aufgegeben oder von der Aufgabe die wahre Endweite der For-

schung, die erst aus dieser selbst erwachsen kann, unerkannt geblieben ist. Für das Urteil, zumal ein kollegialisches Urteil über die eingelaufne Werbeschrift, entspringen aber eigentümliche Verlegenheiten. Sie geht zu Ende der gesetzten Frist plötzlich ein und überfällt den mitten in andern Arbeiten steckenden Aufgabesteller, der sie nun zu begutachten und seine Entscheidung den übrigen Mitgliedern vorzulegen hat, die ihr in gleicher Unmuße meistens beipflichten, so daß einzelne Abweichungen des Urteils durch die Mehrheit im voraus abgestimmt und verworfen sind. Auf die Entscheidung selbst pflegt aber höchst menschlich nicht nur ein Gefühl des Schonens für das Dargebrachte einzufließen und die gute Absicht, den Bewerber, der nicht ohne einige vorteilhafte Seiten erscheinen wird, zu ermuntern, sondern auch die unangenehme Empfindung einer sonst unangerührt bleibenden Aufgabe, wie man dem Handwerker eine bestellte Arbeit abnimmt, die man von freien Stücken nie gekauft hätte. Dazu kommt endlich, daß ein angewiesener Fonds vorrätig liegt, den man nicht unverwandt lassen und los sein möchte. Überlege ich uneingenommen alle diese freilich hier grell zusammengestellten und im besondern Fall vielfach gemilderten Übelstände, so ergibt sich mir die Ansicht, daß akademische Preisaufgaben aufgehört haben, zeitgemäß zu sein, und an ihre Stelle wohl etwas Heilsameres treten könnte. Weit schöner und edler scheint es, einen Lohn zu empfangen, um den man nicht geworben,

als um den man geworben hat. Triftige und geistvolle Forschungen treten schon, ohne daß es nötig wäre, sie vorher zu locken, von selbst ans Licht, und die Akademie kann nicht umhin, ihrer bald zu gewahren. Erkenne sie von Zeit zu Zeit, ohne durch bestimmte Fristen dabei sich Zwang anzulegen, in besonnener, gerechter Würdigung des sich kundgebenden Verdienstes munera, nicht mehr pretia, ehrende Zeichen ihres Anerkenntnisses, die wie ein leuchtender Strahl auf das Haupt des Ausgezeichneten sich niedersenken, und auch ihr eignes Ansehen wird durch solche Aussprüche vor der gelehrten Welt und dem Volke dauernd steigen, während die Erinnerung zuerkannter Preise schnell vergeht.

Es bleibt mir übrig, die wichtigste, ich gestehe auch schwierigste Angelegenheit der Akademie, ohne Rückhalt, zur Sprache zu bringen, die der Erneuerung und Ergänzung ihrer Abgänge, worauf nicht allein ihre ganze Zukunft, sondern eben auch ein erhöhter und fortschreitender Wachstum beruhn muß. Ist es unleugbar, daß die Akademien im Stand ihrer gegenwärtigen Entfaltung noch nicht wirksam genug sind, gleichwohl alle Keime einer zweiten oder dritten Wiedergeburt in sich tragen, um desto offenbarer ihre gebührende und heilsame Stelle an der Spitze der Wissenschaft einzunehmen, so fällt in die Augen, dieser größere Zweck müsse und könne weniger durch ihre zum Beispiel und zur Bürgschaft gereichende Tätigkeit, als durch die freie und ungehemmte Wahl

neu zutretender Mitglieder erreicht werden. An den höhern Schulen und Universitäten sahen wir die beste und tauglichste Ergänzung durch den Staat selbst geschehn, der leicht ein sicheres Augenmerk für die Ersatzmänner gewinnt und selbst auf erfolgende Anmeldungen einzugehn sich bewogen finden wird. Die gesamte Stellung der Akademie hingegen gründet sich wesentlich und unerläßlich auf gesellschaftliche Wahl, die, wenn sie im weiten Kreise umschaun kann, fast nicht irregeht. Diese Wahl ist ein aus schwankender Meinungsverschiedenheit zur Einstimmung der Mehrheit durchgedrungnes Erbieten, das den Gewählten gleich einer angetanen Ehre überraschen, gleich einem unerwarteten Gruß erfreun muß. Anträge und Meldungen von seiten des Kandidaten, wie sie zu Paris stattfinden oder in Österreich für einige Ordensverleihungen, scheinen unangemessen: sie heben die Wohltat ganz freier Ernennungen auf, hinterlassen dem Durchgefallnen Verdruß oder können auf die Unparteilichkeit der Handlung nachteilig wirken, weil eine Ablehnung des Antrags als Härte, der man gern ausweicht, erscheinen würde. Keine bedeutende Fähigkeit wird dem geschärften Blicke vieler und kundiger Wähler entgehn; daß wir in unserer Akademie bei Vornahme der Wahlen ordentlicher Mitglieder auf die Hauptstadt und die Nähe Berlins beengt sind, muß für einen empfindlichen Übelstand gelten, den die uneingeschränkte Wahl auswärtiger Mitglieder und Korrespondenten lange nicht aufwiegt. Unter ört-

lichen Rücksichten oder landschaftlichen Bedingungen mögen besondere Gesellschaften nicht verkümmern, sogar gedeihn; einer Akademie der Wissenschaften schadet, daß ihre freie Wahl nicht einmal auf alle Preußen, geschweige auf alle Deutschen gehn kann, wie es doch längst hergebracht und bewährt ist, Lücken der Universität aus dem gesamten Deutschland her zu füllen. Erforderlich aber wäre, daß dann auch die Mittel der Akademie ausreichten, um allen Erwählten, ohne den Zwischentritt anderer zugleich übernommener Ämter ihre äußere Stellung und die ganze Ruhe der Arbeit zu sichern.

Daß einmal solche Schranke falle, hat der Verlauf der Zeit im stillen, die anders gewordne öffentliche Stimmung durch mehr als ein lautes Zeichen schon eingeleitet. Wenn, was niemand leugnet, die Wissenschaft selbst allen Deutschen gemeinschaftlich ist, wie sollten deren Vertreter es nicht sein? Würde jede wissenschaftliche Akademie des ihr anklebenden Örtlichen ledig, so könnte sie die Anhänglichkeit an unser großes, aus langen Geburtswehen, wie alle Guten hoffen, endlich erstehendes Vaterland wärmer hegen und nähren. Erst eine deutsche Akademie, dann das reinste Bild unserer Wissenschaft, würde mit ganz anderm Gewicht einer fremden Nationalakademie gegenüberstehn, als jetzt unsere, gleich uns selbst, zersprengten Akademien miteinander.

In der menschlichen Seele glimmen alle Wissenschaften und können unmittelbar aus ihr zur Flamme

aufschlagen. Aber der genügsamen Anschaulichkeit indischer Waldeinsiedler, auf deren stillhaltendem Haupt Vögel ihre Nester baun, hat sich die Welt längst entrückt und unablässig gestrebt, ein aus der Vorfahren Hand empfangnes, in sich wucherndes Erbe der Hand der Nachkommen zu überliefern, wie es nur durch eine frei und unabhängig waltende, vollkommen tolerante, gesellige Doktrin und Selbstleitung geschieht, möge sie Akademie zu heißen fortfahren, oder zu höherer Entfaltung ihrer Ziele emporgetragen auch einen neuen Namen finden.

Die Gedanken des Verfassers, wie man erwarten kann, diesmal zunächst bei der Akademie stehend, mußten von ihr auf die Universität, von der Universität auf die Schule zurückgleiten, haben sich jedoch in umgedrehter Ordnung entwickelt. Er bescheidet sich, sie unbefangen, ohne alle Absicht auf den Bestand der Gegenwart irgendwie einwirken zu wollen, mitgeteilt zu haben und stellt sie künftigen und spätern Lesern sogar lieber als heutigen anheim. Auch ist in der kurzen Zeit, daß er diese Worte gesprochen hat und nun zu Druck gibt, unsere öffentliche Lage noch schlimmer und düsterer geworden, und selbst dem an ihr nicht Verzweifelnden müssen die nächsten Forderungen und Begehren der Wissenschaft jetzt als Wünsche in die Ferne treten.

Über den Ursprung der Sprache

Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 9. Januar 1851.

Von dem großen Weltweisen in unserer Mitte ist die Frage, deren Gegenstand ich eben bezeichnet habe, und die schon vor achtzig Jahren unter uns zum Preis gestellt war, jüngst bei der philosophisch-historischen Klasse zweimal angeregt worden. Herr von Schelling machte nämlich den Vorschlag, eine solche Aufgabe jetzt zu wiederholen, zog ihn aber unmittelbar darauf zurück. Bald hernach gab er in einer eignen Vorlesung einige Auskunft über die Unzufriedenheit, welche Hamann gegen Herders damals von der Akademie gekrönte Preisschrift an den Tag gelegt hatte,[1]) sowie Proben eines lateinischen Gedichts von noch unbekanntem Verfasser über der Sprache Ursprung. Hoch zu bedauern ist, daß er selbst dabei nirgend seine eigne Ansicht kundgeben oder erraten lassen wollte; an jener neuen Preisaufgabe, wenn sie festgehalten und näher entfaltet worden wäre, würde man darüber wohl manches haben entnehmen können, da es kaum möglich scheint, einen solchen Vorschlag anschaulich zu machen, ohne daß zugleich im Entwurf selbst des Preisstellers, und eines solchen Preisstellers, Meinung bestimmend durchbräche. Nur

[1]) Goethe (26, 108) besaß den Aufsatz.

das eine dürfen wir als unzweifelhaft voraussetzen, daß ihm die herderische Lösung wenigstens für unsere Zeit keineswegs genug tut, denn sonst wäre überflüssig gewesen, sie neuerdings auf die Bahn zu bringen.

Wie man aber auch den im Jahr 1770 erlangten und erlangbaren Ergebnissen zugetan oder ungeneigt sei, das läßt sich gar nicht in Abrede stellen, daß seitdem die Lage der Sprachforschung wesentlich oder gänzlich verändert worden ist, und darum schon ein Versuch, was sie uns gegenwärtig biete, auf jene Frage in erneuter Antwort anzuwenden wünschenswert erscheinen mag, da auf jedweden in philosophische oder historische Betrachtung zu ziehenden Gegenstand die ihm gewordne größre Pflege und feinere Ausbildung günstig einwirken muß. Alle Sprachstudien finden sich nun heutzutage ungleich vorteilhafter gestellt und ausgerüstet, als zu jener Zeit, ja sie sind, kann man sagen, erst in unserm Jahrhundert zur wahren Wissenschaft gediehn. Die Art und Weise, nach welcher die klassischen Sprachen ehdem betrieben wurden und in Wahrheit immer noch angebaut zu werden pflegen (wie es auch den von mir gewiß hochgestellten übrigen Zwecken der Philologie nicht unangemessen ist), führte nie oder bloß zufällig zu allgemeinen und entscheidenden Aufschlüssen über das Verhältnis der Sprachen untereinander. Man mühte sich, in das Wesen der lateinischen oder griechischen Zunge einzudringen, soweit es nötig war, um den

Geist kostbarer, für alle Zeiten bewundernswerter Denkmale zu erfassen, die sie hervorgebracht und auf uns überliefert hatten, und dieses Geistes habhaft zu werden, dazu gehört unermeßlich viel. Solchem Ziel gegenüber verhielt sich der Sprache noch so gewaltige äußere Erscheinung und Form dienend; wahrzunehmen, was in ihr über den Redebrauch, über die Technik der Dichter und den Inhalt der Werke hinausging, war der klassischen Philologie gewissermaßen gleichgültig, und von allen feiner eingehenden Beobachtungen schienen ihr fast nur solche wertvoll, welche der Textkritik zu festeren Regeln irgend verhelfen konnten. Für sich selbst zog das innere Gewebe der Sprache wenig an und wurde in seiner Schönheit und Fülle gleichsam vorausgesetzt, weshalb auch die auffallendsten Worterscheinungen, wo sie ihrem Begriff nach klar sich darstellten, meistens unerwogen blieben. Etwa wie der seine Sprache fertig handhabende, in ihr waltende Dichter fast keiner Kunde ihres innern Baus, noch minder ihrer geschichtlichen Veränderungen bedarf und nur hin und wieder ein seltnes Wort aufsucht, dem er eine gelegne Stelle zu geben hat, war der Grammatiker auch bloß ausnahmsweise irgendeiner ihm anstößigen Wortgestalt der Wurzel auf der Spur, an welcher er seine Kunst zu üben trachtete. So erklärt sich, warum lange Jahrhunderte hindurch die unablässig fortgesetzte, aufmerksame Behandlung lateinischer und griechischer Sprache auf der Schule wie in den Stuben der Gelehrten mit der

einfachen Formlehre am wenigsten vorrückte und fast nur für die halb schon außerhalb der Grammatik liegende Syntax Früchte trug. Weder verstand man, wozu diese beiden klassischen Sprachen gerade mächtig reizen mußten, ihre Gestalten scharf aneinander zu halten und wechselsweise jede mit gleicher Berechtigung aus der andern zu erörtern, da man fehlerhaft die lateinische als unterwürfige Tochter der griechischen ansah, noch weniger unserer Muttersprache aufzuhelfen, die in der Schule allenthalben Frondienste eines unbefugten Handlangers zu leisten hatte, geschweige ihr den dritten Hauptplatz einzuräumen, obgleich, wie aus drei gegebnen Punkten eine Figur zu bilden, aus den Verhältnissen dreier unter sich verwandter Sprachen ihr lebendiges Gesetz zu finden ist.

Man hat das Sprachstudium vielfach und auch nicht ohne Grund dem der Naturgeschichte an die Seite gestellt; sie gleichen einander sogar in der Art und Weise ihres mangelhaften oder bessern Betriebs. Denn ins Auge springt, daß gerade, wie jene Philologen die klassischen Sprachdenkmäler, um ihnen kritische Regeln für die Emendation beschädigter und verderbter Texte abzugewinnen, erforschten, so auch die Botaniker ihre Wissenschaft ursprünglich darauf anlegten in einzelnen Kräutern heilsame Kräfte zu entdecken, die Anatomen in die Leiber schnitten, um des innern Baus sicher zu werden, auf dessen Erkenntnis nun die Herstellung der gestörten Gesundheit gestützt werden könnte. Die Stoffe zogen als ein Mittel, nicht

für sich selbst an. Allmählich aber bereitete sich eine Änderung der Ansicht und des Verfahrens vor. Da es natürlich ist und durch alle Erfahrung bestätigt wird, daß die Menschen an dem Einheimischen, ihren Augen täglich Dargebotnen vorübergehend vom Fremden und Neuen stärker berührt und zur Betrachtung gereizt werden, so darf man wohl behaupten, daß durch Reisen ins Ausland, wie durch Zufuhr fremder, seltner Pflanzen in unsere Gärten, die Übersiedlung vielfacher Tiergestalten aus fernen Weltteilen nach Europa den Wissenschaften ein anderes Gepräge aufgedrückt wurde und bei Erforschung der Gegenstände sie von jenen praktischen Zwecken gleichsam abstanden und sich auf unbefangnere, darum wissenschaftlichere Untersuchungen einließen. Denn das ist eben wahres Zeichen der Wissenschaft, daß sie ihr Netz auswerfe nach allseitigen Ergebnissen und jede wahrnehmbare Eigenheit der Dinge hasche, hinstelle und der zähesten Prüfung unterwerfe, gleichviel was zuletzt daraus hervorgehe. Die Sprachwissenschaft, wie mich dünkt, hat auf demselben Weg, dessen Betreten die Pflanzen- und Tierzergliederung ihrem engern Standpunkt entrückte und zu einer vergleichenden Botanik und Anatomie erhob, endlich ebenso durchgreifende Umwälzung erfahren. Ohne Zweifel wurde durch das von der Kaiserin Katharina in den Jahren 1787—1790 veranstaltete Petersburger Wörterbuch, wenn es auch auf noch sehr ungenügenden Grundlagen aufgerichtet war, Sprachvergleichung überhaupt wirksam ange-

regt und gefördert. Allein weit größeren Einfluß auf sie hatte die in allen Weltteilen, hauptsächlich in Indien befestigte Herrschaft der Briten, durch welche das genaue Verständnis einer der reinsten und ehrwürdigsten Sprachen der ganzen Welt, die man früher beinahe gar nicht gekannt hatte, erweckt, gesichert und verbreitet wurde. Die Vollkommenheit und gewaltige Regel des Sanskrit mußte, obschon auch den Weg bahnend zu einer der ältesten und reichsten Poesien, recht dazu einladen, sich mit ihr um ihrer selbst willen vertraut zu machen, und hat, nachdem das Eis einmal gebrochen und gleichsam ein Magnet gefunden war, zu welchem die auf dem Sprachenozean Schiffenden hinschaun konnten, auf die weit erstreckte Reihe der mit der indischen unmittelbar zusammenhängenden und verwandten Sprachen ein so erhellendes, sonst ungeahntes Licht fallen lassen, daß daraus eine wahrhafte Geschichte aller dieser Sprachen, wie sie noch nie vor eines Sprachforschers Auge gestanden hatte, mit tief eindringenden und überraschenden Resultaten teils schon hervorgegangen, teils eingeleitet worden ist. Und da um dieselbe Zeit man zugleich bemüht gewesen war, das bisher unbegreiflich gering geachtete Gesetz unserer eignen deutschen Sprache historisch zu entfalten, wie der Naturforscher in den Halmen und Knoten einheimischer Gräser dieselben wunderbaren Triebe erkennen muß, die er an ausländischen Pflanzen wahrnahm, so konnte nicht fehlen, daß von unserm eigensten und unmittelbarsten Standpunkt aus zu-

gleich der Blick auf die uns benachbarten slavischen, littauischen und keltischen Sprachen lebhafter geworfen wurde, welchen allmählich allen die nämliche geschichtliche Bedeutung und Betrachtung zuteil geworden ist oder zweifelsohne werden wird. Auf solche Weise haben sich, wo nicht alle, doch die meisten Glieder einer großen, fast unabsehbaren Sprachkette gefunden, die in ihren Wurzeln und Flexionen aus Asien bis her zu uns reicht, beinahe ganz Europa erfüllt und schon jetzt die mächtigste Zunge des Erdbodens genannt werden darf, auf welchem sie unaufhaltsam weiter fortschreitet, den sie einmal überall erfüllen wird. Diese indogermanische Sprache muß nun zugleich durch ihren innern Bau, der sich an ihr in unendlichen Abstufungen klar verfolgen läßt, wenn es irgendeine andere Sprache imstand ist, auch über den allgemeinen Gang und Verlauf der menschlichen Sprache, vielleicht über deren Ursprung die ergiebigsten Aufschlüsse darreichen.

Ich bin befugt, die Tunlichkeit dieser Untersuchung über den Ursprung der Sprache als bloßes Problem hinzustellen, dessen Gelingen noch von vielen darf in Zweifel gezogen werden. Sollte es sich lösen können, mögen solche Zweifler einwenden, so hätten unsere Sprachen und unsere Geschichte viel weiter als sie tun zurückzureichen, denn es ist glaublich, vielmehr es ist schon ausgemacht, daß die ältesten Denkmäler der Sanskrit- oder Zendsprache, gleich den hebräischen oder was sonst man für die frühste Sprache ausgeben wolle,

um lange Zeit, um viel Jahrtausende von dem wirklichen Ursprung der Sprache oder der Schöpfung des Menschengeschlechts auf Erden abstehn. Wie kann über eine solche Kluft hinweg ein Anfang der Sprache ermessen werden? Fällt die gesamte Frage nicht in die Reihe der Unmöglichkeiten?

Dies Bedenken scheint aber noch stärker einzuleuchten, wenn wir die Lage und den Gegenstand der Naturforschung, die, wie eben erhellte, sich zur Sprachforschung ähnlich verhält, erwägen. Jene Forscher streben, in die Geheimnisse des Naturlebens zu dringen, d. h. die Gesetze der Zeugung und Fortdauer der Tiere, des Keims und Wachstums der Pflanzen zu ergründen. Nie habe ich vernommen, daß darüber hinaus ein seiner Aufgabe sich bewußter Anatom oder Botaniker auch die Erschaffung der Tiere und Pflanzen hätte wollen nachweisen; höchstens kann ihm klar werden, daß einzelne Tiere oder Kräuter, um ihren Zweck vollständig zu erreichen, an bestimmter Stelle zuerst erscheinen und geschaffen sein mußten. Wenn sodann Analogie obwaltet zwischen Schöpfung und Zeugung, sind doch beide als ein erster und zweiter Akt wesentlich verschieden voneinander. Die ewig sich erneuende Forterzeugung erfolgt vermöge einer in das erschaffne Wesen gelegten Kraft, während die erste Schöpfung durch eine außerhalb dem Erschaffnen waltende Macht geschah. Die Zeugung ruft, wie das Schlagen des Stahls an den Stein schlafenden Funken weckt, neues Dasein hervor, dessen Bedingung und

Gesetz bereits dem Zeugenden anerschaffen war. Hier aber scheint für den genau Überlegenden in der Tat ein Wendepunkt zu liegen, wo Naturforschung und Sprachforschung wesentlich sich voneinander scheiden, und alles Folgende wird gerade davon abhängen, ob wir die Sprache als ein Erschaffnes oder Unerschaffnes anerkennen. War sie erschaffen, so bleibt ihr erster Ursprung unsern Blicken ebenso undurchbringbar, als der des zuerst erschaffnen Tiers oder Baums. Falls sie aber unerschaffen, d. h. nicht unmittelbar durch göttliche Macht, sondern durch die Freiheit des Menschen selbst hervorgebracht wurde und gebildet, so mag sie nach diesem Gesetz ermessen, ja von dem, was uns ihre Geschichte bis zum ältesten Stamm hinauf ergibt, darf über jenen unerfüllten Abgrund von Jahrtausenden zurückgeschritten und in Gedanken auch am Ufer ihres Ursprungs gelandet werden. Der Sprachforscher braucht also nicht die Hand abzulegen, sondern kann weitergehn als der Naturforscher, weil er ein menschliches, in unserer Geschichte und Freiheit beruhendes, nicht plötzlich, sondern stufenweise zustand gebrachtes Werk seiner Betrachtung unterwirft, da im Gegenteil alle erschaffnen unfreien Wesen gar keine Geschichte kennen und bis auf heute beinah noch ebenso sich verhalten, wie sie aus des Schöpfers Hand hervorgegangen sind.

Hiermit ist im voraus freilich schon ausgesprochen, was ich als möglichen Erfolg meiner ganzen angestellten Untersuchung betrachtet wissen will; gleichwohl

müssen für sie eine Reihe einzelner Gründe in Anschlag gebracht werden, und es wird außerdem nicht ungeraten sein, diesen erst noch vorangehn zu lassen, was zugunsten eines unmittelbar von der Gottheit ausgegangnen Ursprungs der Sprache könnte gesagt werden. Weil nun ein solcher noch auf doppelte Weise denkbar wäre, insofern nämlich Gott die Sprache den Menschen anerschaffen oder erst nach der Schöpfung selbst offenbart hätte, so soll zuvörderst von einer geschaffnen, dann von einer offenbarten Sprache gehandelt und näher dargetan werden, warum keine von beiden anzunehmen sei. —

Eine geschaffne, naturwüchsige Menschensprache vorauszusetzen, mahnt von der Oberfläche her angesehn nicht weniges. Vergegenwärtigen wir uns ihre Schönheit, Macht und Mannigfaltigkeit, wie sie sich über den ganzen Boden der Erde erstreckt, so erscheint in ihr etwas fast Übermenschliches, kaum vom Menschen selbst Ausgegangnes, vielmehr unter dessen Händen hier und da Verderbtes und in seiner Vollkommenheit Angetastetes. Gleichen die Geschlechter der Sprachen nicht den Geschlechtern der Pflanzen, Tiere, ja der Menschen selbst in aller beinah endlosen Vielheit ihrer wechselnden Gestalt? Erblüht nicht die Sprache in günstiger Lage wie ein Baum, dem nichts den Weg sperrt, und der sich frei nach allen Seiten ausbreiten kann, und wird unentfaltet, versäumt und absterbend sie nicht einem Gewächs ähnlich, das bei Mangel an Licht oder Erde schmachten und dorren

mußte? Auch die erstaunende Heilkraft der Sprache, womit erlittnen Schaden sie schnell verwächst und neu ausgleicht, scheint die der mächtigen Natur überhaupt; und nicht anders als diese, versteht sich die Sprache darauf mit geringen Mitteln auszureichen und volles Haus zu halten: denn sie spart, ohne zu geizen, sie gibt reichlich aus und vergeudet nie.

Treten wir aber dem eignen Element der Sprache näher. Fast die ganze Natur ist Lauts und Klangs erfüllt, wie sollte er ihrem edelsten Geschöpfe, dem Menschen, nicht in der Schöpfung erteilt worden sein? Machen die Tiere mit ihrer der Menschensprache gleich endlos verschiednen Stimme sich nicht untereinander verständlich, erschallt der Vögel mannigfalter Gesang nicht durch alle Lüfte? Menschliche Einbildung hat den Tieren wirkliche Sprache beigelegt. Die Sage meldet sogar, daß im goldnen Zeitalter alle Tiere noch mit den Menschen traulich gesprochen hätten, daß sie seitdem ihre Sprache nur verhielten, aber im Augenblick des Dranges ausbrechen ließen, wie Bileams Eselin, als ihr Unrecht widerfahren und der Engel des Herrn erschienen war, das Wort erhob. Diese redete in Menschenweise, andere Tiere sollen in ihrer eignen Sprache, oder wie es zu heißen pflegt, in ihrem Welsch und Latein sich vernünftig unterreden, was hören und verstehn könne, wer durch Genuß einer weißen Schlange oder eines Drachenherzens Kunde davon sich erworben habe. So sangen dem Sigurd, nachdem er Fafni erlegt und seine Finger-

spitzen in dessen Herzblut getaucht hatte, die Vögel auf den Ästen, was ihm noch zu tun übrig sei.

Wir unterscheiden die gesamte Natur in eine tote und lebendige, womit nicht zusammenfällt, daß sie stumm oder laut sei. Unter den Elementen stumm ist nur die träge Erde, denn die Luft saust und heult, das Feuer sprüht, knistert, prasselt, dem Meer legen wir Rauschen bei, dem Bach Klingeln, Murmeln, Plätschern, ja sein Geriesel dünkt uns ein Schwatzen und Plaudern (garrulus rivus).[1] Gleich der Erde geben die starren Steine keinen Laut von sich, auch den lebendigen, an den Boden gefesselten, Gangs unfähigen Pflanzen wurde er nicht verliehn: wenn Baumblätter flüstern, ist's der Wind, der sie von außen rührt. Allen Tieren dagegen ist Bewegung und Gefühl verliehn, nicht allen Stimme, denn die Fische bleiben lautlos, von den Insekten machen sich nur hörbar, die schwirrend im Flug durch ihre Atemlöcher Luft stoßen oder harte Flügeldecken aneinanderreiben; aus ihrem Innersten durch ihren Mund geht keine Stimme. Aber jedem vollkommeneren, warmblutigen Tier, Vögeln wie Säugenden, ist immer ein ganz besondrer Laut eigen, mit welchem es seine Empfindungen wechselsweise des Behagens, der Lust und des Schmerzes lockend oder scheuchend kundtun kann; einigen unter ihnen, und zwar nicht den uns

[1]) Selbst das Geklapper des Mühlrads legt man in Worte aus. Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum 4, 511.

sonst verwandteren vierfüßigen Tieren, sondern voraus dem Gevögel wurde ein klangvoller, meistens anmutiger und herzerfreuender Gesang zugeteilt. Stehn alle Tierlaute nicht der Menschensprache zur Seite? Hat man doch heisere, rauhe, harte Menschensprache dem Gekrächze der Raben, Quaken der Frösche, Bellen der Hunde und Wiehern der Rosse verglichen.

Diese tierische, in ihrer Äußerung gleich der Tiergestalt selbst mannigfaltigste Stimme ist aber sichtbar von Natur in jedes Tier geprägt und wird von ihm hervorgebracht, ohne sie erlernt zu haben. Laßt ein eben ausgeschloffnes Vöglein, dem Nest entnommen, von Menschenhand aufgefüttert werden, es wird dennoch aller Laute mächtig sein, die seinesgleichen, unter welchen es sich niemals befand, eigen sind. Darum bleibt die jeder Tierart angewiesene Stimme immer einförmig und unveränderlich: ein Hund bellt noch heute, wie er zu Anfang der Schöpfung boll, und mit demselben Tirilieren schwingt die Lerche sich auf, wie sie vor vielen tausend Jahren tat. Das Angeschaffne hat, weil es angeschaffen ist, unvertilgbaren Charakter.

Alle Tiere leben und handeln also nach einem in sie gelegten, dunkeln Trieb, der an sich gar keiner Steigerung fähig von Anfang schon seine natürliche, dem Menschen manchmal unerreichbare Vollkommenheit mit sich trug. Das Spinngewebe ist so zart und regelrecht vom Tierlein aus seinem Leib gezogen und ausgespannt wie im Laubblatt die selbstgewachsenen

Rippen. Die Biene wirkt ihre kunstmäßige Sechseckenzelle ein wie das andere Mal, ohne haarbreit je von dem ihr vorgeordneten Muster und Bauplan abzuweichen. Dennoch wohnt den Tieren mehr oder minder außer dem in ihnen herrschenden Instinkt der Notwendigkeit ein Analogon von Freiheit bei, die sie leise anfliegt, aus der sie unmittelbar wieder in ihre Natur zurücktreten. Wenn Bienen ausgeflogen sind, um Honigstoff einzuholen, und sich auf eine Heide niederlassen, von welcher sie immer zu rechter Zeit und sicher den Heimweg nach ihrem Stock nicht verfehlen, mag es einzelne unter dem Schwarm geben, die sich ein paar hundert Schritte abwärts verfliegen und in der Irre zugrund gehn: ihnen ist die kleine Freiheit verderblich geworden. Es gibt gelehrige Tiere, die der Mensch für seine Zwecke abrichtet, und leicht ist wahrzunehmen, daß, je ausgebildeter jener Kunsttrieb sich entfaltete, desto weniger solches Abrichten vonstatten geht. Die Biene oder Ameise wären für alle menschliche Lehre unempfänglich, aber Hund, Pferd, Rind, Falke nehmen sie bis auf einen gewissen Grad an und ergeben sich dem Willen des Menschen. Alle jedoch, erließe man sie dessen, würden gern in ihre natürliche Ungezwungenheit zurückkehren und das Angelernte vergessen. Das ganze Tierleben scheint eine Notwendigkeit, aus der zuckende Richtungen oder Blicke der Freiheit sie nicht vermögen loszureißen; entgehn wir freien Menschen selbst zuletzt nicht dieser Not.

Die Stimme, mit welcher die Tierwelt für alle ein-

zelnen Geschlechter einförmig und unabänderlich ausgestattet wurde, steht demnach in unmittelbarem Gegensatz zur menschlichen Sprache, die immer abänderlich ist, unter den Geschlechtern wechselt und stets erlernt werden muß. Was der Mensch nicht zu lernen braucht und alsobald in das Leben tretend von selbst kann, das bei allen Völkern sich gleichbleibende Wimmern, Weinen und Stöhnen oder jede andern Ausbrüche leiblicher Empfindung, das allein könnte dem Schrei der tierischen Stimme mit Recht an die Seite gesetzt werden. Das gehört aber auch zur Menschensprache nicht und läßt mit deren Werkzeugen sich ebensowenig als der Tierlaut genau ausdrücken, nicht einmal vollständig nachahmen.

Wir wollen dem für des Naturlauts Unverrückbarkeit beigebrachten Fall einen andern für das Unangeborensein der Menschensprache gegenüber halten und einmal setzen, daß auf einem Schlachtfeld das neugeborne Kind einer französischen oder russischen Mutter aufgenommen und mitten in Deutschland erzogen würde; es wird nicht französisch, nicht russisch, sondern gleich allen andern Kindern, unter welchen es erwächst, deutsch zu sprechen anheben. Seine Sprache war ihm nicht angeboren.

Dieselben gleichgearteten Menschen, die heute uns geboren, bald alle Laute und Eigenheiten unserer jetzigen Sprache sich erwerben, würden; vor fünfhundert oder tausend Jahren zur Welt gebracht, ebenso leicht und unvermerkt in den Besitz alles dessen gelangt

sein, was unserer Vorfahren Sprache von der heutigen unterscheidet. Die Besonderheit jeder einzelnen Sprache ist also abhängig von dem Raum und der Zeit, in welcher die sie Übenden geboren und erzogen werden, Raum und Zeit sind Anlaß aller Veränderungen der Menschensprache, aus ihnen allein läßt sich die Mannigfaltigkeit und Abweichung der einem Quell entstammenden Völker begreifen. Der heutige Tiroler und Friese werden einander gegenüber ihre Rede zu verstehn Mühe haben, obgleich ihre Urväter näher zusammengestanden, einem und demselben Volksschlag angehört haben müssen. Auch unter einander verstehenden, ungeschieden lebenden Menschen pflegen je nach Geschlecht und Individuum dennoch Eigenheiten und Abstände der Sprache einzutreten, die bald einen größern Umfang und Vorrat von Wörtern, bald Armut oder Mangel daran wahrnehmen lassen, so daß ihnen insgesamt ihre Sprache zwar als Gemeinbesitztum, zugleich aber einzelnen als besonders zuständige Ausdrucksweise erscheinen muß, die von jener Einförmigkeit tierischer Stimmbegabung himmelweit fern ist.

Nein, die Sprache ist dem Menschen weder angeboren noch anerschaffen, und in allen ihren Leistungen wie Erfolgen kann sie mit der Tierstimme nicht gleichgesetzt werden; nur eins müssen beide miteinander einigermaßen gemein haben, die ihnen unterliegende, notwendig durch den erschaffnen Leib bedingte Grundlage. —

Jeder Laut geht hervor durch eine Bewegung und Erschütterung der Luft, selbst jenes elementarische Rauschen des Wassers oder Knistern des Feuers war im gewaltsamen Aneinanderschlagen der Wellen, die ihren Druck auf die Luft übten, oder im Verzehren der Brennstoffe, welche die Luft erregten, bedingt. Dem Tier wie dem Menschen sind Stimmwerkzeuge von Natur eigen, mittelst welcher sie in mannigfacher Weise Eindrücke auf die Luft bewirken können, deren unmittelbare Folge ein regelrechter, gleichartig wirkender Schall ist. Das Tier bringt damit einzelne ähnliche Laute wie der Mensch hervor, dieser vermag sie weit reicher und allseitiger zu entfalten. Das geordnete Entfalten der Laute heißt uns Gliedern, Artikulieren, und die Menschensprache erscheint eine gegliederte, womit das homerische Beiwort der Menschen *οἱ μέροπες, μέροπες ἄνθρωποι* oder *βροτοί* zusammentrifft, von *μείρομαι* oder *μερίζω,* die ihre Stimme Teilenden, Gliedernden. Wesentlich hängt aber diese Lautgliederung ab von dem aufrechten Gang und Stand der Menschen,[1]) vermöge dessen sie die einzelnen Laute ruhig und gemessen vernehmen lassen können, während die Tiere zur Erde gebückt sind:

---

[1]) Selbst *ἄνθρωπος*, Mannes Gesicht oder Aussehn habend, weist nach dieser aufrechten Stellung des Antlitzes. Der erste Teil des Wortes nimmt durch Einfluß des *P* ein *Θ* statt *Δ* an und gehört zu *ἀνήρ ἀνδρός* = skr. nṛi und nara vir, homo. Andere dachten an *ἄνω ἀθρεῖν*, aufwärts schaun.

pronaque quum spectent animalia caetera terram,
os homini sublime dedit caelumque tueri
jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.[1])

Die notwendige Reihe und das Maß dieser Laute und Schälle ist natürlich bedingt, wie die Tonleiter in der Musik oder die Folge und Abstufung der Farben, ihrem Gesetz kann nichts hinzugetan werden. Denn außer den sieben Grundfarben, die unendliche Mischung dargeben, sind keine andern denkbar, und ebensowenig läßt sich den drei Vokalen a i u, aus welchen e und o samt allen übrigen Diphthongen und deren Verdichtung zur bloßen Länge entspringen, das geringste zufügen, noch die Ordnung der Halbvokale und Konsonanten, die sich in zahlloser Mannigfaltigkeit der Verbindungen erzeigen, dem Grunde nach erweitern. Diese Urlaute sind uns angeboren, da sie durch Organe unsers Leibs bedingt, entweder aus voller Brust und Kehle gestoßen und gehaucht, oder mit Hilfe des Gaumens, der Zunge, Zähne und Lippen hervorgebracht werden. Einige ihrer Bedingungen sind auch so greif- oder faßbar, daß es nicht völlig mißlingen konnte, sie durch künstliche, mecha-

[1]) Ovid. Met. 1, 84.
Während die andern Tiere vorgeneigt die Erde betrachten,
Gab sie (die Natur) dem Menschen das erhabne Antlitz,
und den Himmel anzuschaun
Gebot sie ihm, und das aufgerichtete Gesicht zu den
Gestirnen emporzuheben.

nische Vorrichtungen bis auf einen gewissen Grad nachzuahmen und scheinbar darzustellen. Da nun aber die Leibesorgane mehrerer Tierarten den menschlichen gleichen, so darf nicht befremden, daß gerade unter den Vögeln, deren sonstiger Bau weiter als der der Säugetiere von uns absteht, die uns aber in aufrechter Haltung des Halses näherkommen, darum auch wohllautige Gesangstimmen haben, daß vorzugsweise Papageien, Raben, Stare, Elstern, Spechte[1]) imstand sind, menschliche Wörter fast vollkommen zu erfassen und nachzusprechen. Von den Säugetieren dagegen vermag das kein einziges, zumal nicht die in andern Stücken uns zum Erschrecken ähnlichen Affen, welche, obgleich sie uns manche Gebärden abzusehn suchen, nie darauf verfallen, unsere Sprache nachzuäffen. Man sollte denken, den Affenarten, welche aufrecht zu gehn lernen, müßte es gelingen, Vokale, Zungen- und Zahnlaute zu erreichen, wenn ihnen auch Lippenlaute, weil ihre Zähne blecken, unmöglich fielen: aber keine Spur, daß sie sich Sprechens unterfangen.

Johannes Müller hat uns neulich die Kehlen einiger Singvögel scharf untersucht und darin nach-

[1]) Der Specht (wörtlich der spähende, weissagende Vogel) hieß darum μέροψ, gleich dem Menschen, und in altrömischer wie in altdeutscher Sage verweben sich Pikus und Bienenwolf mit Heldengeschlechtern. Bemerkenswert scheint, daß Papageien und Raben auch die Höhe des Menschenalters erlangen.

gewiesen, was ihren Gesang hebe und zeuge. Ich weiß nicht, ob es möglich wäre, daß die Zergliederung auch in den ausgebildeten Kehlen menschlicher Sänger Eindrücke gewahrte, die eine große Entwicklung der Gesangsfähigkeit verkündigten; oder um noch stärkeres zu fragen, ob es dem Anatom gelänge, in den Sprachorganen solcher Völker, die entschieden harter Gutturale pflegen oder, wie die Slaven, schwere Zischlautverbindungen eingeübt haben, äußere Spuren davon aufzuweisen. Wäre das der Fall, so würde ich nicht abgeneigt sein, weil solche Eigentümlichkeiten sich vererben können, wie einzelne Gebärden und Schulterdrehungen unbewußt vom Vater auf den Sohn übergehn oder Geschwister häufig dieselbe Anlage zum Gesang empfangen haben;[1]) ich würde also geneigt sein, schon in den Kinderkehlen einzelner Völker eingeprägte Anlage für die Aussprache eigner Lautbestimmungen vorhanden zu glauben, so daß jenem in Deutschland zur Welt gekommenen Russen- oder Franzosenkind immer noch einige unserer Laute schwergefallen wären. Dies ergäbe das Gegenstück zur tierischen Beschränkung der Notwendigkeit durch die Freiheit, insofern hier umgekehrt die menschliche Sprachfreiheit durch einen Zug der Notwendigkeit beeinträchtigt schiene, den sie doch leicht überwindet. Die Anatomie wird noch lange zu lernen haben, ehe sie die Sprachwerkzeuge eines auf der Ebene eingewohnten

[1]) Man nimmt selbst wahr, daß Geschwister ähnlich niesen.

Norddeutschen von denen eines süddeutschen Alpenhirten unterscheidet. Unserm Hauptergebnis aber, daß die menschliche Sprache unangeboren sei, wird nichts dadurch benommen. Die natürliche Lautgrundlage, deren sie gleich der tierischen Stimme bedarf und die sie voraussetzt, wie unsere Seele den menschlichen Schädelbau, ist nichts als das Instrument, auf dem die Sprache gespielt wird, und dies Spiel erzeigt sich beim Menschen in einer Mannigfaltigkeit, die den unveränderbaren Tierlauten völlig entgegensteht. Den Physiologen wird doch mehr das Instrument selbst, den Philologen das Spiel darauf anziehn.

Nun aber wurde außer der eben verworfnen Angeborenheit der Sprache noch eine andere Annahme als denkbar vorausgesetzt, daß sie von des Menschengeschlechts Urheber diesem zwar nicht unmittelbar im Akt der Schöpfung, vielmehr nach der Schöpfung mitgeteilt, durch das menschliche Gedächtnis aufgefaßt und dann von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt und ausgearbeitet worden sei, mit allem Wechsel und aller Verderbnis, die sie unter des Menschen Hand habe erfahren müssen. Jene göttliche Mitteilung oder Offenbarung der Sprache, vergleichbar der eines göttlichen Gesetzes, müßte dennoch früher als dieses fast allsogleich nach vollbrachter Schöpfung des ersten Menschenpaares eingetreten sein, weil ein solches der Sprache beinah keinen Augenblick hätte entraten können und mit der schöpferischen Allmacht unvereinbar schiene, daß ihrer fertigen, edelsten Kreatur im

Anfang gebrochen habe, was ihr später zuteil werden sollte.

Diese Auffassung würde von der im Verfolg entgegenzusetzenden eines menschlichen Ursprungs der Sprache sich zwar in der Grundlage wesentlich, in bezug auf die Fortpflanzung einer so kostbaren Gabe scheinbar wenig unterscheiden. Eine solche Fortpflanzung erfolgt von Geschlecht auf Geschlecht, da niemals alle Menschen zugleich sterben, wie sie allmählich zur Welt kommen, folglich die Überlebenden den Nachlebenden hinterlassen, was sie selbst von ihren Vorfahren empfangen hatten, gleichviel ob eine von Gott offenbarte oder von den ersten Menschen frei erworbne Sprache weitergetragen worden sei. Die Offenbarung brauchte nur einmal erfolgt zu sein, vorausgesetzt, daß sie nie wieder ganz erloschen war, sondern ihren Schein immer, wenn auch schwächer, von sich geworfen hätte; die Menschenerfindung könnte sich öfter wiederholt haben. Im Fall der offenbarten Sprache wäre gleichwohl anzunehmen, daß die ersten ihr nähergestandnen Menschen gegenüber den späteren von der göttlichen Macht bevorzugt, diese nachteiliger gestellt worden seien, was Gottes Gerechtigkeit widerstritte.

Die Vorstellung einer offenbarten Sprache, dünkt mich, muß denen willkommen sein, welche in den Anfang aller menschlichen Geschichte einen Stand paradiesischer Unschuld setzen, hernach durch den Sündenfall die edelsten Gaben und Fähigkeiten des Menschen

zerrüttet werden, folglich auch die gottähnliche Sprache von ihrem Gipfel herabsinken und dann nur geschwächt den Nachkommen zustehn lassen mögen. Solch eine Ansicht könnte zusagen und Halt gewinnen, weil die ganze Geschichte der Sprache, soweit wir in sie gedrungen sind, in der Tat ihren Abfall von einer vollendeten Gestalt zur minder vollkommenen zu verraten, somit anzudeuten scheint, daß auch für die Sprache wie für die gesamte menschliche Natur eine Herstellung und Erlösung eintreten und nach dem verlornen Zustand anfänglicher Vollkommenheit und Reinheit auf geistigem Wege allmählich müsse zurückgekehrt werden.

Dennoch finden wir diese Deutung schon im Widerspruch mit den Urkunden unserer Heiligen Schrift, welche einer stattgefundnen göttlichen Offenbarung der Sprache an den Menschen nirgends gedenkt, vielmehr das von ihr selbst unerklärt gelassene Dasein der Sprache voraussetzt und deren Verwirrung erst lange Zeit nach dem Sündenfall eintreten läßt. Sinnreich und ergreifend wird aller Sprachenzwiespalt aus einem gewaltsamen Frevel übermütiger Menschen abgeleitet, die den Himmel stürmenden Titanen des griechischen Mythus ähnlich der Gottheit durch einen törichten Turmbau näherzurücken wähnten und darüber die Einfachheit ihrer Sprache verloren, welche sie nun von dieser Stätte verworren in alle Teile des Erdbodens austrugen. Neulich hat ein gewandter Maler in reicher Komposition diese vielleicht aus bloßem Miß-

verstand des hebräischen Wortes babal, welches vermischen, mengen bezeichnet, erwachsene Sage veranschaulichen wollen. Hier aber kann die Kunst nur spielen, nichts ausrichten; da die Zersplitterung der Sprache über die ganze Erde und ihre endlose Mannigfaltigkeit[1]) höchst naturgemäß war und die größten Zwecke der Menschheit förderte, darf sie bloß wohltätig und notwendig, keineswegs verwirrend heißen und ist sicher auf ganz andere Weise erfolgt, als uns diese einem lauten Einspruch der Sprachgeschichte überhaupt ausgesetzte Erzählung zu verstehn gibt.

Hier reicht meine Untersuchung an einen theologischen Standpunkt, vor dem sie nicht zu erschrecken braucht.

Unter Offenbarung denken wir uns eine Kundtuung oder Manifestation, die Griechen nennen sie *ἀποκάλυψις* Enthüllung, die Römer revelatio Entschleierung, und diese Wörter alle laufen auf denselben Begriff hinaus, das Offengemachte war vorher verschlossen, das Enthüllte bedeckt oder verschleiert. Niemand kann bezweifeln, daß eine schaffende Urkraft unablässig auch ihr Werk fortdurchdringe und

[1]) Die auch im Mittelalter angenommen wurde, das sich oft auf 72 Sprachen einschränkt, Parz. 736. 28 von einem heidnischen König:

er hete fünf und zweinzec her,
der neheinez sandern rede vernam.
(Übers.: Er hatte fünf und zwanzig Heere,
Deren keines des andern Rede verstand.)

forterhalte: das Wunder der Weltdauer kommt dem ihrer Schöpfung vollkommen gleich. Diese sich unausgesetzt kundtuende göttliche Kraft ist keinem als dem Verstehenden eine kennbare Offenbarung. Da sie die gesamte Natur durchdringt und in allen Dingen enthalten ist, liegt sie zugleich offen und verborgen da und mag bloß durch das Mittel der Dinge selbst erforscht werden. Denn sie ist in allen Dingen, eben darum nicht außer ihnen. Unverstanden redet die Natur, solange der Suchende nicht auf ihre Spur kommt und sie ihm verständlich wird.

Des Altertums kindliche Vorstellung pflegte aber unmittelbaren Verkehr der Gottheit mit den Menschen anzunehmen, dessen Wirklichkeit unserer Vernunft unbegreiflich und so unzulässig ist, wie die der meisten andern Mythen. Denn hat die Gottheit anfangs sichtbar sich gezeigt, warum sollte sie je nachher aufgehört haben es zu tun? Dies ist dem ihr notwendig beiwohnenden Begriff der Stetigkeit entgegen; das Unerschaffne kann keine Geschichte haben, muß sich ewig gleichbleiben. Man fühlt sich in einen Kreis von Widersprüchen gebannt, die, wenn überall vortretend, kaum irgend greller obwalten, als wo ein göttlicher Ursprung der Sprache behauptet werden soll.

Der griechischen Poesie verursacht es nicht den mindesten Anstoß, daß die Götter erscheinen und in der Sprache des Landes reden, so wenig es heute auf unserer Schaubühne befremdet, daß Helden und Männer aller Länder sich einstimmig in der jetzigen

Sprache ausdrücken, da sie nur durch das Mittel unserer eignen Vorstellungen uns anschaubar werden. Es muß aber ein Grund vorhanden gewesen sein, warum bei Homer wie noch bei den Tragikern zwar Apollo, Hermes, Athene und andere Götter und Göttinnen, niemals Zeus selbst[1]) den Menschen leiblich erscheinend und redend vorgeführt wird; gleichsam stellen sich jene nur als seine Boten dar, die den höchsten, an sich unaussprechlichen Willen in Menschenworte zu kleiden und zu fassen beauftragt sind, und in der wuchernden Vielgötterei treten lauter unterwürfige Handlanger des höchsten Wesens auf, dessen Eigenschaften sie vorstellen, dessen Geheiß sie verkünden und ausrichten, wie die katholischen Engel oder Heiligen.

Im Alten Testament erscheint Gott gleich von Anfang leibhaft und redet mit Adam, Eva, Noah, Abraham, Moses, Josua, die seine Rede von selbst verstehend und darauf antwortend dargestellt werden; nirgend ist gesagt, daß eine erste Eröffnung dieses

---

[1]) Diesen Anstand verletzt also Plautus, wenn er im Amphitryo den Jupiter erscheinen und reden läßt. Äschylos und Sophokles werden es auch in ihren verlornen Stücken anders damit gehalten haben. Auch in der Edda, als die drei Götter Odin, Hoenir, Loki auf Erden wandeln, führt nur Loki die Rede, die andern schweigen. Im Nalas erscheinen und reden Götter. — Joh. 1, 18 θεὸν οὐδεὶς ἑώρακεν πώποτε. (Niemand hat Gott je gesehn.)

Verständnisses eingetreten oder nötig befunden worden sei. Doch schon zu Moses Zeit beginnt sich Gott ferner zu stellen, nur auf dem Berg zu erscheinen, nur in der Wolke zu reden, aus welcher Donner und Blitz fahren, ganz wie der donnernde Zeus im Gewölk sich erzeigt. Allmählich pflegt er gar nicht mehr selbst, sondern der Engel des Herrn aufzutreten, und bereits Moses gegenüber wird es einigemal zweifelhaft, ob ihm des Herrn Stimme oder die seines Boten erschollen sei. Später[1]) redet Gott zu den Menschen nur durch der Weissager und Engel Mund, deren höhere Gabe von einem nähern Verhältnis zu Gott abgeleitet werden könnte, wie die Ausschüttung des Geistes in der Apostelgeschichte (10, 44—46) unmittelbar die Zungen löst,[2]) daraus läßt sich aber der einfache Ursprung der längst bestandnen Menschensprache nicht begreifen, wenn man auch jenem Ausguß über das Bild hinaus die wirkliche Eingebung menschlicher Sprachpraxis beilegen will. Das Buch, von welchem wir den Namen der Apokalypsis entnehmen, wurde

[1]) Der Herr redet mit Satan. Hiob 1, 6—12. 2, 1—6. Hiob und der Herr reden miteinander 39, 31. 33. 42, 1—8. Der Herr antwortet dem Hiob aus einem Wetter. Hiob 38, 1. 40, 1. Und siehe, das Wort des Herrn kam zu ihm und sprach zu ihm. 1. Kön. 19, 9. Zu Abraham geschah das Wort des Herrn im Gesicht. 1. Mos. 15, 1.

[2]) Auch die Sage meldet, daß die Gabe des Dichtens plötzlich über einen gekommen sei.

zu Johannes durch einen Engel des Herrn gesandt, und der Apostel Paulus redet von Zungen der Menschen und Engel, wie Plato den Verkehr (ὁμιλία καὶ διάλεκτος) zwischen Göttern und Menschen durch Dämone vermitteln läßt, aber alle Vorstellung von Dämonen und Engeln ist in der Natur der Welt unbezeugt, in der Geschichte, so glaublich man sie zu machen gestrebt hat, unbegründet.

Wie soll unsere Vernunft der menschlichen Sprache Ursprung aus göttlicher Offenbarung, die doch notwendig keine heftige Inspiration, sondern einfache Rede gewesen und mittels dieser Rede weitergetragen sein müßte, fassen? Waren die ersten Menschen fähig, Gottes Worte zu vernehmen, d. h. zu verstehn, so scheint es unvonnöten, ihnen eine Sprache zu enthüllen, die als jenes Verständnisses Bedingung sie bereits besitzen mußten. Vorhin jedoch haben wir erwiesen, daß ihnen keine Sprache anerschaffen war, folglich daß sie gar nicht im Bereich eines Mittels standen, von welchem das Verstehn, dessen sie unerläßlich bedurften, abhing. Die Natur des Menschen war zur Zeit der Schöpfung nicht anders, als sie heute ist, sie vermochte lediglich durch ihre Sinne und die Vernunft, womit sie ausgestattet war, Eindrücke zu empfangen, die auf anderm Wege ihr gar nicht zuteil werden konnten. Nirgends steigt eine Lehre so gewaltsam auf die Menschen herab, daß ihr nicht ein inneres Lernen entgegenkommen müßte.

Noch mehr, sollen und dürfen wir uns Gott redend

denken? Redete, d. h. spräche er menschliche Worte, so müßten wir ihm auch menschlichen Leib, zumal alle jene leiblichen Organe beilegen, von welchen gegliederte Rede abhängt. Es scheint mir aber gleich widersinnig, einen vollkommenen Menschenleib ohne eins seiner Gliedmaße, z. B. ohne Zähne, als die Gottheit mit Zähnen, folglich essend sich vorzustellen, da die Zähne nach unserer weisen Natur zwar mitbeholfen sind zum Sprechen, hauptsächlich aber zum Zermalmen der Speise dienen. Auf solche Weise würde es ganz unmöglich sein, eins der andern Glieder des Leibes, deren innerer und äußerer Einklang unsere höchste Bewunderung rege macht, irgend der schaffenden Gottheit abzusprechen oder beizulegen.[1])

Wenn aber überhaupt ein Leib, mindestens ein menschlicher, der Gottheit gar nicht anstände, wie könnte Rede oder Bedürfnis der Rede ihr beigemessen werden? Was sie nur denkt, das will sie auch, was sie will, hat sie ohne Aufenthalt und Zweifel mit mehr als Blitzesschnelle vollführt. Wozu hätte sie sich eines Boten bedient, um langsamer auszurichten, was sie mit einem Wink, wenn es ihrer Weisheit gefällig gewesen wäre, vollbrächte? Rinnen in dem göttlichen Sein alle jene von uns gesondert betrachteten Eigenschaften, Allmacht, Urplan und Ausführung nicht zusammen? Ohne ihresgleichen, doch uneinsam waltet

[1]) Mit Recht Wolfram im Parz. 119, 20 von Gott: der antlitzes sich bewac (nicht gebildet war) nâch menschen antlitze.

die Gottheit allenthalben in der unendlichen Naturfülle, des Behelfs einer der menschlichen, auch nur von ferne vergleichbaren Sprache bedarf sie nicht, wie ihre Gedanken nicht den Weg des Menschendenkens gehn.

Daß an eines Menschen Ohr jemals, solange die Welt steht, ein unmittelbares Wort Gottes gedrungen sei, kann alle menschliche Geschichte mit nichts erweisen. Seine Verlautbarung würde keiner Menschensprache nahekommen, eine Harmonie der Sphären sein.[1] Wo, daß Gott redete, aufgezeichnet ist, hat der Geschichtschreiber einer Sage gefolgt, die für die Dunkelheit der Vorzeit eines gangbaren Bilds sich bediente, wer wollte buchstäblich nehmen, wenn gesagt ist, daß Gott das Gesetz mit seinem Finger in die hernach von Moses zerbrochne Steintafel geschrieben habe? Die Heilige Schrift, die wir Gottes Wort nennen, ist uns ehrwürdig durch ihr hohes Altertum und die edle Einfachheit ihrer Darstellung; allein wer sie auch zuerst abfaßte, stand von dem Anfang der Schöpfung bereits allzuweit ab, als daß er anderes als Bild und Sage davon mitzuteilen vermocht hätte. Was von der heidnischen Sage jeder allenthalben zugesteht, muß er auch für die des Alten Testaments einzuräumen wahrheitliebend und besonnen sein. Arnobius eifert mit schlagenden Gründen wider das Heidentum, ohne zu ahnen, daß gar manche der-

[1]) Das Volk hält die himmlische Stimme für Donner. Joh. 12, 29. Vgl. Apok. 8, 5. 11, 19. 16, 18. — 10, 3. 4. 14, 2. 19, 6.

selben auch gegen die neue Lehre gebraucht werden können.

Das Verhältnis Gottes zur Natur beruht auf gleich festen, unerschütterbaren Gesetzen wie die Bande der Natur unter sich, und da diese ihr Geheimnis und Wunder nur in sich selbst, nicht außer sich tragen, so muß jedes nicht natürliche Mittel von ihnen ausgeschieden sein. Ein Geheimnis, bei dem es unnatürlich herginge, gibt es nicht.[1])

Es mag auffallen, daß weder das griechische noch indische Altertum versucht haben, die Frage nach dem Ursprung und der Mannigfaltigkeit menschlicher Zungen zu stellen und darauf zu antworten. Die Heilige

[1]) Lessing (Sämtliche Schriften 10, 4, 5) bemerkt zu einem Aufsatze Jerusalems über den Ursprung der Sprache, daß die Sprache durch ein Wunder dem ersten Menschen nicht mitgeteilt sein könne, darum der Mensch sie noch nicht erfunden zu haben brauche; im Umgang mit höheren Geschöpfen, durch Herablassung des Schöpfers selbst könne sie gelernt worden sein, was einige Wahrscheinlichkeit gewinne dadurch, daß die menschliche Erfindung lange Jahrhunderte gedauert haben müsse und des Schöpfers Güte den Armen doch nicht so lange die Sprache entzogen haben werde. Alle solche Voraussetzungen sind sichtbar ohne Boden. — Der christlichen Ansicht nach offenbarte Gott nicht nur zu Anfang die Sprache, sondern er gibt auch fortwährend redenden Menschen ihre Worte ein. Es ist ganz gewöhnlich zu sagen: das Wort ließ dich Gott sprechen, gab dir Gott ein.

Schrift strebte wenigstens das eine der beiden Rätsel, das der Mannigfaltigkeit, durch den Turm von Babel zu lösen. Ich kenne nur noch eine arme estnische Volkssage, welche dieser Lösung sich etwa an die Seite stellen ließe. Der alte Gott, als den Menschen ihr erster Wohnsitz zu eng geworden war, beschloß, sie über den ganzen Erdboden auszubreiten, jedem Volk auch eine besondre Sprache zu erteilen. In dieser Absicht stellte er einen Kessel mit Wasser zum Feuer, ließ die einzelnen Stämme der Reihe nach herantreten und für sich die Töne entnehmen, welche das eingesperrte und gequälte Wasser singend hervorbrachte. Hier also wurde den Menschen, wo nicht ihre erste, wenigstens eine neue Sprache durch die Naturlaute eines Elements überwiesen.

Ich habe, worauf mein Ziel sich beschränkte, dargetan, daß die Menschensprache so wenig eine unmittelbar geoffenbarte sein könne, als sie eine anerschaffne war; eine angeborne Sprache hätte die Menschen zu Tieren gemacht, eine geoffenbarte in ihnen Götter vorausgesetzt. Es bleibt nichts übrig, als daß sie eine menschliche, mit voller Freiheit ihrem Ursprung und Fortschritt nach von uns selbst erworbne sein müsse:[1]) nichts anders kann sie sein, sie ist unsere Geschichte, unsere Erbschaft.

Das, was wir sind, wodurch wir uns von allen Tieren unterscheiden, führt im Sanskrit den bedeut-

[1]) Sprachen geistige Schöpfungen der Menschheit. Humboldt, Kosmos I, 383.

samen, ehrwürdigen Namen mannudscha, welcher auch vorzugsweise in unserer deutschen Sprache bis auf heute sich erhalten hat, got. manniska, ahd. mannisco, nhd. Mensch und so durch alle Mundarten; dies Wort darf zwar mit gutem Grund auf einen mythischen Ahnen Manna, Mannus, den schon Tacitus bezeugt, auf einen indischen König Manas zurückgeleitet werden, dessen Wurzel Man, d. h. denken ist und wozu unmittelbar auch manas, *μένος*, Mensch fallen.

Der Mensch heißt nicht nur so, weil er denkt, sondern ist auch Mensch, weil er denkt und spricht, weil er denkt, dieser engste Zusammenhang zwischen seinem Vermögen, zu denken und zu reden, bezeichnet und verbürgt uns seiner Sprache Grund und Ursprung. Vorhin sahen wir griechische Benennungen des Menschen, hergenommen von seinem emporgerichteten Antlitz, von seiner gegliederten Rede, hier ist er noch treffender nach seinem Denken genannt. Die Tiere reden nicht, weil sie nicht denken, und heißen darum die unredenden, altn. ômælandi, dän. de umælende, wie die unvernünftigen, bruta, mutae, bestiae, mutum et turpe pecus, das griechische *ἄλογος* drückt zugleich aus unredend und undenkend. Das Kind beginnt zu reden, wie es anhebt zu denken, und die Rede wächst ihm, wie ihm der Gedanke wächst, beides nicht additiv, sondern multiplikativ. Menschen mit den tiefsten Gedanken, Weltweise, Dichter, Redner haben auch die größte Sprachgewalt; die Kraft der Sprache

bildet Völker und hält sie zusammen, ohne solches Band würden sie sich versprengen, der Gedankenreichtum bei jedem Volk ist es hauptsächlich, was seine Weltherrschaft festigt.

Die Sprache erscheint also eine fortschreitende Arbeit, ein Werk, eine zugleich rasche und langsame Errungenschaft der Menschen, die sie der freien Entfaltung ihres Denkens verdanken, wodurch sie zugleich getrennt und geeint werden. Alles, was die Menschen sind, haben sie Gott, alles, was sie überhaupt erringen in Gutem und Bösem, haben sie sich selbst zu danken. Die Inspiration des Propheten ist nur ein Bild für den in ihm erweckten und wachen Gedanken. Weil aber die Sprache anfangs unvollkommen war und ihr Wert erst steigt, kann sie nicht von Gott, der Vollendetes prägt, ausgegangen sein.

Der Schöpfer hat die Seele, d. h. die Kraft zu denken, er hat die Sprachwerkzeuge, d. h. die Kraft zu reden in uns beides als kostbare Gaben gelegt, aber wir denken erst, indem wir jenes Vermögen üben, wir sprechen erst, indem wir die Sprache lernen. Gedanke wie Sprache sind unser Eigentum, auf beiden beruht unserer Natur sich aufwindende Freiheit, das sentire quae velis et quae sentias dicere,[1]) ohne sie würden wir Tieren gleich barer Notwendigkeit hingegeben sein, und mit ihr sind wir emporgeklommen.

Diese Sprache, dies Denken steht aber nicht abge-

[1]) Denken was man will, und sagen was man denkt.

sondert da für einzelne Menschen, sondern alle Sprachen sind eine in die Geschichte gegangne Gemeinschaft und knüpfen die Welt aneinander. Ihre Mannigfaltigkeit eben ist bestimmt, den Ideengang zu vervielfachen und zu beleben. Von dem sich ewig erneuernden, wechselnden Menschengeschlecht wird der köstliche, allen dargebotne Erwerb auf die Nachkommen übertragen und vererbt, ein Gut, das die Nachwelt zu erhalten, zu verwalten und zu mehren angewiesen ist. Denn hier greifen Lernen und Lehre unmittelbar und unvermerkt ineinander. Die ersten Worte vernimmt der Säugling an der Mutterbrust von der weichen und sanften Mutterstimme ihm entgegengesprochen, und sie schmiegen sich fest in sein reines Gedächtnis, bevor er noch der eignen Sprechorgane mächtig geworden ist, darum heißt sie die Muttersprache, und so erfüllt sich mit den Jahren in schnell erweiterten Kreisen ihr Umfang. Sie allein vermittelt uns am unvertilgbarsten Heimat und Vaterland, und was von den einzelnen Geschlechtern und Stämmen, die gleiche Spracheigenheit eingedrückt empfangen, muß weiterhin von der ganzen menschlichen Gesellschaft gelten. Ohne Sprache, Dichtkunst und die zur rechten Zeit sich eingestellten Erfindungen der Schrift und des Bücherdrucks würde die beste Kraft der Menschheit sich verzehrt haben und ermattet sein. Auch die Schrift hat man die Götter den Menschen weisen lassen wollen; doch ihr überzeugend menschlicher Ursprung, ihre wachsende Vollkommenheit muß,

wenn es nötig wäre, den Erweis des menschlichen Ursprungs der Sprache bestätigen und vollführen.

Herodot meldet uns, Psammetich, der Ägypterkönig, um zu versuchen, welches Volk und welche Sprache zuerst erschaffen worden sei, habe zwei neugeborne Kinder einem Hirten einsam aufzuziehn gegeben, mit Befehl, kein Wort vor ihren Ohren auszusprechen und zu achten, welchen Laut sie nun hervorbringen würden. Nach einiger Zeit Verlauf, als der Hirt diesen Kindern sich genähert, hätten sie mit ausgestreckten Händen *βεκός* ausgerufen und dann öfter dasselbe Wort in Gegenwart des Königs wiederholt. Auf angestellte Erkundigung sei man aber gewahr geworden, daß die Phryger das Brot *βεκός* nennen, — und habe dadurch die Überzeugung gewonnen, daß die Phryger das älteste Volk der Erde seien.[1])

Wäre es möglich, denn die ganze Erzählung klingt höchst abenteuerlich, einen solchen Versuch jemals anzustellen und in der Weise durchzuführen, daß man neugeborne Kinder grausam auf eine abgelegne Insel aussetzen und von stummen Dienern großziehn ließe, so würde man zwar keine Worte der ältesten Menschensprache, die ihnen ja durchaus nicht angeboren sein konnte, vernehmen, wohl aber hätten diese elenden, dem menschlichen Erbteil entrissenen Geschöpfe mit ihrem erwachenden Denkvermögen von vorn an beginnend gleich den ersterschaffnen Menschen eine

---

[1]) Herod. 2, 2. Vgl. fragm. histor. graecor. 1, 22. 23.

Sprache sich zu erfinden, und falls ihre Abgeschiedenheit andauern könnte, auf ihre Nachkommen fortzupflanzen. Nur um so teuern Preis, was jedoch nie, solange die Erde dauern wird, zur Ausführung gelangen dürfte, weil sich zahllose Hindernisse entgegenstemmen müßten, könnte die Sprachforschung unmittelbare Bestätigung dessen entnehmen, was sie aus andern Gründen zu folgern berechtigt ist.

Ich nähere mich meiner eigentlichen Aufgabe oder doch dem für die meisten meiner Zuhörer anziehendsten Teil derselben, welcher auf die Frage Antwort geben soll, wie man sich zu denken habe, daß die ersten Menschen die Erfindung ihrer Sprache bewerkstelligten.

Vorausgeschickt werden muß jedoch in aller Kürze, ob, ganz abgesehn von dem hier noch beiseite bleibenden Problem, inwiefern die grundverschiednen Sprachen der Erde auf eine erste Bildung oder nur auf mehrere Bildungen sich zurückführen lassen, ob man auch da, wo eine einzige, weitverbreitete und hernach in viele Äste zerfallende Ursprache vorliegt, nur ein Menschenpaar oder mehr als eins anzusetzen habe, durch welches sie hervorgebracht und fortgepflanzt worden sei?

Das ist anzunehmen, daß Mann und Weib zusammen, vollwüchsig und zeugungsfähig erschaffen wurden, denn nicht setzt der Vogel das Ei, die Pflanze den Samen, sondern das Ei den Vogel voraus, das Korn die Pflanze; Kind, Ei, Samenkorn sind Erzeugnisse, folglich unurerschaffen: der erste Mensch war

also nie Kind, doch das erste Kind hatte einen Vater. Wer wollte glauben, daß aus unerschaffnen, sich aneinanderfügenden, ineinander wirkenden Elementen eine geheime stumme Gewalt sich allmählich zum Leben hinaufgerungen hätte? Das belebende Band, mit dessen Schwinden jedesmal das Leben in die toten Stoffe zurückweicht, muß doch vorausgegangen sein. Aber daß von jedem Tier, von jedem Kraut nur ein Paar, nicht mehrere nebeneinander erschaffen worden, daß alle Gräser in ihrer Fülle aus eines Halms Wucher vervielfacht seien, hat wenig für, mehr gegen sich. Die ein Paar entstehnlassende schöpferische Kraft konnte unbehindert auch mehrere zusammen schaffen, wie sie schon im ersten Paar das Gleichartige zweimal hervorzubringen genötigt war. Gegen den Ausgang der gesamten Tiermenge aus einem Paar jeder Gattung hat man auch nicht ohne Schein den Gesellschaftstrieb der Ameisen und Bienen eingewandt, der ihnen muß angeboren gewesen, nicht allmählich entwickelt sein, folglich nicht erst auf die entwickelte Menge gewartet haben kann. Auf den Menschen und die Sprache angewandt, ist es sogar wahrscheinlich, daß mehr als ein Paar erschaffen wurde, schon aus dem natürlichen Grunde, weil die erste Mutter möglicherweise lauter Söhne oder lauter Töchter hätte gebären können, wodurch alle Forterzeugung gehindert worden wäre, noch mehr aus dem sittlichen, um Vermischung von Geschwistern, wovor die Natur ein Grauen hat, zu verhüten. Die Bibel geht darüber

still hinweg, daß Adams und Evas, wenn sie allein-standen, Kinder untereinander sich begatten mußten.[1])

Auch erklärt sich der Sprache Ursprung viel leichter, wenn alsogleich zwei oder drei Menschenpaare und bald ihre Kinder an ihr bildeten, so daß alle Sprachverhältnisse auf der Stelle sich zahlreich vervielfachen konnten; die Einheit der entspringenden Regel läuft darunter keine Gefahr, weil auch schon bei einem Menschenpaar zwei Individuen, Mann und Frau, die Sprache erfinden mußten und hernach ihre Kinder sich mit daran beteiligten. Man kann den Frauen, die nach einigen Generationen, zumal wenn mehrere Paare stattfanden, gern ihre eigne, von den Männern in manchem gesonderte Sitte und Stellung einnahmen, sogar Eigenheiten der Mundart für Ausprägung der ihnen vorzugsweise geläufigen Begriffe von früh beilegen, wie sie uns am bestimmtesten das Prakrit gegenüber dem Sanskrit bezeugt. Aber in allen alten Sprachen sehen wir männliche und weibliche Flexionen nebeneinander unterschieden, was auf keinen Fall ohne Einfluß des Frauengeschlechts auf die Sprachgestaltung selbst kann geschehn sein.

Aus dem Verhältnis der Sprachen nun, welches uns über die Verwandtschaft der einzelnen Völker sichereren Aufschluß darreicht, als alle Urkunden der Geschichte es vermögen, läßt sich auf den Urzustand der Menschen im Zeitraum der Schöpfung und auf die

[1]) Goethe läßt die ersten Menschenpaare zu Dutzenden hervorgehn. Eckermann 2, 21.

unter ihnen erfolgte Sprachbildung zurückschließen. Dem menschlichen Geist macht es erhebende Freude, über die greifbaren Beweismittel hinaus das zu ahnen, was er bloß in der Vernunft empfinden und erschließen kann, wofür noch die äußere Bewahrheitung mangelt. Wir gewahren in den Sprachen, deren Denkmäler aus einem hohen Altertum bis zu uns gelangt sind, zwei verschiedne und abweichende Richtungen, aus welchen eine dritte ihnen vorhergegangne, aber hinter dem Bereich unserer Zeugnisse liegende notwendig gefolgert werden muß.

Den alten Sprachtypus stellen uns Sanskrit und Zend, großenteils auch noch die griechische und lateinische Zunge vor; er zeigt eine reiche, wohlgefällige, bewundernswerte Vollendung der Form, in welcher sich alle sinnlichen und geistigen Bestandteile lebensvoll durchdrungen haben. In den Fortsetzungen und späteren Erscheinungen derselben Sprachen, wie den Dialekten des heutigen Indiens, im Persischen, Neugriechischen und Romanischen ist die innere Kraft und Gelenkigkeit der Flexion meistens aufgegeben und gestört, zum Teil durch äußere Mittel und Behelfe wieder eingebracht. Auch in unserer deutschen Sprache, deren bald schwach rieselnde, bald mächtig ausströmende Quellen sich durch lange Zeiten hin verfolgen und in die Wagschale legen lassen, ist dasselbe Herabsinken vom früheren Höhepunkt größerer Formvollkommenheit unverkennbar, und dieselben Wege des Ersatzes werden eingeschlagen. Halten wir die gotische

Sprache des vierten Jahrhunderts gegen unsere heutige: dort ist Wohllaut und schöne Behendigkeit, hier, auf Kosten jener, vielfach gesteigerte Ausbildung der Rede. Überall erscheint die alte Gewalt der Sprache in dem Maß gemindert, als etwas anderes an die Stelle der alten Gaben und Mittel getreten ist, dessen Vorteile auch nicht dürfen unterschätzt werden.

Beide Richtungen stehen einander keineswegs schroff entgegen, und alle Sprachen erzeigen sich auf mannigfalten, ähnlichen aber ungleichen Stufen. Die Formabnahme hat z. B. auch im Gotischen oder Lateinischen bereits begonnen, und für die eine wie die andere Sprache darf man eine vorausgegangne ältere und reichere Gestalt ansetzen, die sich zu ihrem klassischen Bestand verhält, wie dieser etwa zum Neuhochdeutschen oder Französischen. Anders und allgemein ausgedrückt, ein erreichter Gipfel der förmlichen Vollendung alter Sprache läßt sich historisch gar nicht feststellen, sowenig die ihr entgegengesetzte geistige Sprachausbildung heute auch schon zum Abschluß gelangt ist, sie wird es noch unabsehbar lange Zeit nicht sein. Es ist zulässig, selbst dem Sanskrit voraus, noch einen älteren Sprachstand zu behaupten, in welcher die Fülle seiner Natur und Anlage wiederum reiner ausgeprägt gewesen wäre, die geschichtlich wir gar nicht mehr erreichen, aus dem Verhalt der vedischen Sprachform zur späteren ahnen.

Ein verderblicher Fehler würde aber sein, und er scheint mir gerade bei Untersuchung der Ursprache

hemmend eingewirkt zu haben, jene Vollendung der Form noch höher und bis in ein vermeintes Paradies zurückzuverlegen. Vielmehr ergibt der beiden letztern Sprachperioden Aneinanderhalten, daß wie an den Platz der Flexion eine Auflösung derselben getreten sei, so auch die Flexion selbst aus einem Verband analoger Wortteile einmal erst entsprungen sein müsse. Notwendig demnach sind drei, nicht bloß zwei Staffeln der Entwicklung menschlicher Sprache anzusetzen, des Schaffens, gleichsam Wachsens und Sichaufstellens der Wurzeln und Wörter, die andere des Emporblühens einer vollendeten Flexion, die dritte aber des Triebs zum Gedanken, wobei die Flexion als noch nicht befriedigend wieder fahren gelassen und, was im ersten Zeitraum naiv geschah, im zweiten prachtvoll vorgebildet war, die Verknüpfung der Worte und strengen Gedanken abermals mit hellerem Bewußtsein bewerkstelligt wird. Es sind Laub, Blüte und reifende Frucht, die, wie es die Natur verlangt, in unverrückbarer Folge neben- und hintereinander eintreten.[1]) Durch die bloße Notwendigkeit einer ersten unsichtbaren, den beiden andern für uns sichtbaren Perioden vorausgegangnen wird, dünkt mich, der Wahn eines göttlichen Ursprungs der Sprache ganz beseitigt, weil es Gottes Weisheit widerstritte, dem, was eine freie Menschengeschichte haben soll, im voraus Zwang an-

[1]) Nach Winkelmann (Brief an Berendis 121) entfaltet sich in der Kunst erst das Notwendige, dann das Schöne, endlich das Überflüssige.

zutun, wie es seiner Gerechtigkeit entgegen gewesen wäre, eine den ersten Menschen verliehne göttliche Sprache für die Nachlebenden von ihrem Gipfel herabsinken zu lassen. Was die Sprache Göttliches an sich trägt, hat sie, weil in unsere Natur und Seele überhaupt Göttliches gespreitet ist.

Mit Betrachtung der Sprache, wie sie im letzten Zeitraum erscheint, allein würde man nie dem Geheimnis ihres Ursprungs nähergetreten sein, und allen aus dem gegenwärtigen Sprachbestand nach dem Etymon eines Wortes Forschenden pflegt es damit meistens fehlzuschlagen, da sie weder die Bildungsteile von der Wurzel rein abzulösen noch den sinnlichen Gehalt derselben zu ermitteln vermögen.

Anfangs entfalteten sich, scheint es, die Wörter unbehindert in idyllischem Behagen, ohne einen andern Haft als ihre natürliche vom Gefühl angegebne Aufeinanderfolge; ihr Eindruck war rein und ungesucht, doch zu voll und überladen, so daß Licht und Schatten sich nicht recht verteilen konnten.[1]) Allmählich aber läßt ein unbewußt waltender Sprachgeist auf die Nebenbegriffe schwächeres Gewicht fallen und sie verdünnt und gekürzt der Hauptvorstellung als mitbestimmende Teile sich anfügen. Die Flexion entspringt aus dem Einwuchs lenkender und bewegender Bestimmwörter, die nun wie halb und fast ganz ver-

---

[1]) Man könnte sagen, daß die flexionslose chinesische Sprache gewissermaßen in der ersten Bildungsperiode verharrt sei.

deckte Triebräder von dem Hauptwort, das sie anregten, mitgeschleppt werden, und aus ihrer ursprünglich auch sinnlichen Bedeutung in eine abgezogne übergegangen sind, durch die jene nur zuweilen noch schimmert. Zuletzt hat sich auch die Flexion abgenutzt und zum bloßen ungefühlten Zeichen verengt, dann beginnt der eingefügte Hebel wieder gelöst und fester bestimmt nochmals äußerlich gesetzt zu werden; die Sprache büßt einen Teil ihrer Elastizität ein, gewinnt aber für den unendlich gesteigerten Gedankenreichtum überall Maß und Regel.

Erst nach gelungner Zergliederung der Flexionen und Ableitungen, wodurch Bopps Scharfsinn so großes Verdienst errungen hat, hoben sich die Wurzeln hervor, und es ward klar, daß die Flexionen größtenteils aus dem Anhang derselben Wörter und Vorstellungen zusammengedrängt sind, welche im dritten Zeitraum gewöhnlich außen vorangehn. Ihm sind Präpositionen und deutliche Zusammensetzungen angemessen, dem zweiten Flexionen, Suffixe und kühnere Komposition, der erste ließ freie Wörter sinnlicher Vorstellungen für alle grammatischen Verhältnisse aufeinanderfolgen. Die älteste Sprache war melodisch, aber weitschweifig und haltlos, die mittlere voll gedrungner poetischer Kraft, die neue Sprache sucht den Abgang an Schönheit durch Harmonie des Ganzen sicher einzubringen, und vermag mit geringeren Mitteln dennoch mehr.

Der den Ursprung der Sprache hüllende Schleier ist gelüftet, nicht vollends aufgedeckt. Es kann hier

weder ausführbar noch mein Zweck sein, alle oder die meisten Beweise für die vorgetragne Ansicht auszuheben, was ein eignes schweres Buch fordern würde, ich strebe, nur die wesentlichen Grundlagen der Untersuchung hinzustellen.

Nichts in der Sprache, wie in der ganzen sie gleichsam auf ihren Schoß nehmenden Natur, geschieht umsonst, alles, was ich schon oben sagte, ausreichend ohne Verschwendung. Einfache Mittel richten das Stärkste aus, kein Buchstabe ursprünglich steht bedeutungslos oder überflüssig.

Jeder Laut hat seinen natürlichen, im Organ, das ihn hervorbringt, gegründeten und zur Anwendung kommenden Gehalt. Von den Vokalen hält a die reine Mitte, i Höhe, u Tiefe; a ist rein und starr, i und u sind flüssig und der Konsonantierung fähig. Offenbar muß den Vokalen insgesamt ein weiblicher, den Konsonanten insgesamt ein männlicher Grund beigelegt werden.

Von den Konsonanten wird l das Linde, r das Rauhe bezeichnen. Wahrzunehmen ist, daß in vielen Wörtern der ältesten Sprache r waltet, wo die jüngeren l setzen, während das s der älteren dem r der jüngeren weicht. Niemals aber gehen s und l ineinander über. Entweder wollte der Sprachgeist eine entsprungne Lücke ausgleichen, oder was richtiger scheint, beiderlei r sind auch in der Aussprache schon verschieden, jenes dem l nahe rein und rollend, dieses mit s verwandte heiser und unrein.

Alle Konsonantverdoppelungen sind der ältesten Sprache abzuerkennen, und erst allmählich durch Assimilation verschiedner Konsonanten und zumal häufig aus anstoßendem i entsprungen. Konsonantlautabstufung, die sich am allerdeutlichsten und zu zweien Malen in den Verschiebungen der deutschen Sprache ereignete, pflegt mit wundervollem Instinkt, indem sie alle stummen Laute verrückt, ihnen doch jedesmal wieder die rechte Stelle anzuweisen. Haben irgendwo in der Sprache Naturtrieb und freie Kraft zusammengewirkt, so geschah es in dieser höchst auffallenden Erscheinung.

Der Ursprache waren e und o fremd. Wenn Diphthonge und Brechungen dem zweiten Zeitraum, dem dritten Umlaute und noch andere Vokaltrübungen gemäß sind, so wird man dem ersten vorzugsweise fast nur kurze Vokale und einfache Konsonanten beizumessen haben.

Doch die Natur der einzelnen Laute zu erörtern, liegt mir hier nicht ferner ob; dies würde mehr da an seiner Stelle sein, wo jene leibliche Anlage unseres Organismus auf die Sprache sorgfältig angewandt werden soll.

Hebel aller Wörter scheinen Pronomina und Verba. Das Pronomen ist nicht bloß, wie sein Name könnte glauben machen, Vertreter des Nomens, sondern geradezu Beginn und Anfang alles Nomens. Wie das Kind, dessen Denkvermögen wachgeworden ist, „ich“ ausspricht, finde ich auch im Jadschurveda ausdrück-

lich anerkannt, daß das ursprüngliche Wesen „ich bin ich“ spreche und der Mensch, wenn er gerufen werde, „ich bin es“ antwortete. Alle Verba und Nomina, das persönliche Verhältnis an sich bezeichnend, fügen Pronomina ein, wie sie in der dritten Sprachperiode äußerlich dazu ausgedrückt werden. Als der Mensch das erstemal sein Ich, das im Sanskrit aham lautet, sprach, stieß er es aus voller Brust im Geleit eines Kehlhauchs, und alle urverwandten Zungen sind sich hierin gleichgeblieben, nur daß sie das reine a schwächen oder die Gutturalstufe verschieben. Im obliquen Kasus tritt ein halb zurückweisendes labiales m vor. Das deutende t der angeredeten zweiten Person muß hingegen im Kasus rectus und obliquus haften. Größere Mannigfaltigkeit als die beiden ersten sich gegenüberstehenden Personen fordert aber die fernere dritte, und ihr Hauptkennzeichen war entweder s oder t, jenes vorzugsweise zur Bezeichnung des flüssigen Reflexivbegriffes, der sich auch dem Verbum suffigiert.

Außer dem belebenden Pronomen liegt die größte und eigentliche Kraft der Sprache im Verbum, das fast alle Wurzeln in sich darstellt.

Alle Verbalwurzeln, deren Anzahl im ersten Sprachzeitraum beim Beginn nicht über einige Hundert hinaus gereicht zu haben braucht, aber äußerst schnell wuchs, enthalten sinnliche Vorstellungen, aus welchen unmittelbar auch analoge und abstrakte knospen und sich erschließen konnten, wie z. B. dem Begriff des Atmens der des Lebens, dem des Aus-

atmens der des Sterbens entsprießt. Es ist ein folgenschwerer Satz, daß Licht und Schall aus denselben Wurzeln fließen.

Alle Verbalwurzeln wurden aber mit dem einfachsten Aufwand an Mitteln erfunden, indem ein Konsonant dem Vokal vor- oder nachtrat. Ob aus bloßem Vokal Wurzeln bestehn können, darf noch in Zweifel gezogen werden, da nach dem vorhin vom Wesen der Vokale und Konsonanten überhaupt Gesagten die Zeugung einer Wurzel von dem Sichvermählen beider Geschlechter abhängig scheint. Das Sanskrit kennt keine allein von kurzem a gebildete Wurzel, wogegen kurzes i als Wurzel für den Begriff gehn (die auch im lateinischen i, welches doch lang ist, bloßläge) und kurzes u als Wurzel für Tönen angenommen wird; ihnen beiden könnten aber Konsonanten abgefallen sein. Unter den mit Konsonant und Vokal gebildeten scheinen die konsonantisch anlautenden den konsonantisch auslautenden im Alter voranzugehn, weil auch den vokalisch auslautenden ein zweiter Konsonant allmählich zuzutreten pflegt, nicht den vokalisch anlautenden vorzutreten, z. B. neben der Wurzel mâ ergibt sich eine zweite Wurzel mad, welche dem lateinischen metiri, unserm Messen entspricht. Etwas anderes ist, daß die wehenden Anlaute v, h und s vor Liquiden bald vorzutreten, bald abzufallen pflegen, was man nun für das Ältere halte: das Vortreten, denke ich.

Welchen Vokal und welchen Konsonant der Er-

finder für ein Verbum nehmen wollte, lag, abgesehn von der natürlich vorbrechenden und sich geltend machenden organischen Gewalt des Lautes meist in seiner Willkür, die gar nicht stattgefunden hätte, wäre sie von jenem Einfluß immer und völlig abhängend, selbst aber mit feinerem oder gröberem Gefühl geübt werden konnte. In diesen einfachsten Bildungsgesetzen sehn wir also auch hier Notwendigkeit und Freiheit einander durchdringen. Wenn z. B. im Sanskrit die Wurzel på, gr. *πιεῖν*, sl. piti trinken ausdrückt, so hindert nichts, daß ein anderer Spracherfinder dafür auch kâ oder tâ ergriffen hätte. Ein großer Teil der indogermanischen Wurzeln hat bloß ein historisches Urrecht, dem nur organische Bestimmungen zutreten können. Doch instinktmäßig ist vorgesehn, daß in der einzelnen Sprache wenig oder gar keine gleichlautige Wurzeln für verschiedne Vorstellungen statthaben, d. h. von den Erfindern nicht mehrmals dieselben Laute für grundverschiedne Vorstellungen gewählt wurden, was unabsehbar verwirren müßte. Zu unterscheiden hiervon ist aber sorgsam die uns oft unerkannte und dunkle Verwandtschaft mehrfacher sinnlicher und abgezogner Begriffe, die aus den Buchstaben einer und derselben Wurzel erwachsen.

Ob und wieviel Wurzeln, die auf doppelten stummen Konsonant an- und auslauten, man im ersten Zeitraum gestatten dürfe, lassen die bisherigen Untersuchungen noch unentschieden.

An jedem Verbum können im zweiten Zeitraum

Personen, Numerus, Tempus, Modus und Genus bezeichnet werden, die Personen durch angefügte persönliche Pronomina, die Tempora meistens durch Hilfswörter, die, ursprünglich lose angeschlossen, allmählich zur Flexion verwuchsen. Außer Bezeichnung der Vergangenheit durch ein solches Hilfswort, trat zu gleichem Zweck auch ein Wiederholen der Wurzel oder Reduplikation derselben ein, da das Vergangne natürlicherweise im Wiederholen seinen Ausdruck findet. Mit solcher reduplizierenden Form hängt aber nach Erlöschen der Reduplikationssilbe noch der deutsche Ablaut innig zusammen, und wie Diphthonge in Vokallängen sich verengen, tun es die Reduplikationen im Ablaut. In unsern deutschen, mit Ablaut gebildeten Präteriten darf demnach kein Hilfsverbum einverleibt gedacht werden.

Alle Nomina, d. h. die den Sachen beigelegten Namen oder Eigenschaften setzen Verba voraus,[1]) deren sinnlicher Begriff auf jene angewandt wurde, z. B. unser Hahn, got. hana bezeichnet den krähenden Vogel, setzt also ein verlornes Verbum hanan voraus, das dem skr. kan, lat. canere entsprach, und dessen Ablaut got. hôn, ahd. huon uns zugleich über huon pullus gallinaceus nhd. Huhn ins klare bringt. Nicht anders führt sich der sl. Name des Hahns pjetel auf pjeti singen, der lit. gaidys auf

[1]) Aus dem Verbum Participium, aus Participium Adjektiv, aus Adjektiv Substantiv, aus Substantiv Partikel.

giedmi zurück. Der Wind, lat. ventus, sl. vjetr, lit. vejas, skr. vâju heißt der Wehende von vâ, got. vaian spirare, genau wie ἄνεμος animus zum got. anan spirare, unser Geist zu einem alten geisan vento ferri gehören; den in vâju, vejas abgehenden Lingualllaut haben ventus Wind vjetr, ebenso Geist eingeschaltet, wie es unzähligemal, z. B. auch in unserm Hund gegenüber dem lat. canis, gr. κύων geschah. Hier strömen Beispiele von allen Seiten ohne Ende zu. Unser heute verdunkeltes Bohne steht gleich dem lat. faba wurzellos, doch ergibt sich leicht, faba müsse aus fagba, Bohne, ahd. bôna, folglich ein got. bauna aus bagbana, bagbuna hervorgegangen sein, wozu auch das sl. bob gefügt werden darf; zu fagba, bagba lehrt uns dann das gr. φαγεῖν die rechte Wurzel: fagba war eßbare Frucht, wie auch fagus, unser ahd. puocha, nhd. Buche und gr. φακῆ Linse denselben Ursprung verraten.

Höchst natürlich und menschlich aber war, daß die Sprachfindung jedem Namen ein Geschlecht erteilte, wie es entweder an der Sache selbst ersichtlich vorlag oder ihr in Gedanken beigelegt werden konnte. In der Flexion wurde jedoch das männliche Genus am vollkommensten und rührigsten geprägt, das weibliche ruhiger und schwerer, so daß jenem mehr Konsonanzen und kurze Vokale, diesem lange zusagen, ein aus beiden erzeugtes Neutrum sich aber in die Eigenheiten beider teilt. Durch die Unterscheidung der Geschlechter wird mit dem glücklichsten Griff, wie durch einen

Ruck, in alle Lagen, denen das Nomen unterzogen werden muß, Regel gebracht und Klarheit.

Diese Lagen sind zumal Verhältnisse des Kasus und Numerus. Während nämlich den geradestehenden, im Satz herrschenden Kasus ein Pronomen kennzeichnet, müssen die obliquen Kasus ihre räumlichen Begriffe durch Partikeln ausdrücken, die gleich jenen Auxiliaren des Verbums dem Nomen hinzutreten, nach und nach fest mit ihm verwachsen mannigfache Flexionen erzeugen. Den Flexionen, als sie entsprangen, wird solcher Verengungen und Zusammenziehungen wegen überwiegend langer Vokal oder Diphthong zugestanden haben, und wie er sich verdünnte, die Flexion erblaßt sein. In den neueren Sprachen sehen wir endlich die erblichne Flexion fast oder ganz gewichen und von außen durch Artikel und Präpositionen ersetzt, welche uns ahnen lassen, daß die Flexion selbst einmal aus ähnlichen Bestandteilen hervorgegangen sein mußte. Wenn das franz. le loup und du loup dem lat. lupus und lupi gleichsteht, nachweislich aber aus ille lupus, de illo lupo entsprungen ist, so folgt, daß auch der Ausgang s ein Pronomen enthalten und die Flexion i auf eine volle ursprüngliche Form zurückgeleitet, eine Partikel erscheinen lassen werde.

Da nun die Partikeln selbst, mit Ausnahme der dem angebornen Organismus heimfallenden, halbtierischen Interjektionen, ursprünglich lebendige Nomina oder Pronomina waren, denen nach und nach

abgezogne Funktionen beigelegt werden, so ist der Sprache lebendiger Kreislauf abgeschlossen.

Die Sprache kann einzelne und große Vorteile fahren lassen, z. B. das Medium und Passivum, den Optativ, viele Tempora und Kasus der Form nach aufgeben und sich dafür mit deutlicheren Umschreibungen schleppen oder auch den sinnlichen Ausdruck mit gar nichts ersetzen, z. B. die schöne, beholfne Dualform. Eine Zeitlang erreichten wir noch das skr. tschaksusî, das gr. ὄσσε durch „beide Augen", das gr. χεροῖν durch „mit beiden Händen", und der Beisatz erweist die Naturgemäßheit des alten Dualis, endlich genügte das bloße „Augen" und „Händen".

Ich bin in raschen Umrissen über reichhaltige, unerschöpfliche, meinem Vortrag sich hier oft versagende Sprachverhältnisse geglitten, um noch für eine allgemeinere Betrachtung der angesetzten drei Perioden Raum zu gewinnen. Es ergibt sich, daß die menschliche Sprache nur scheinbar und von Einzelnem aus betrachtet im Rückschritt, vom Ganzen her immer im Fortschritt und Zuwachs ihrer innern Kraft begriffen angesehn werden müsse.

Unsere Sprache ist auch unsere Geschichte. Wie eines Volks, eines Reichs Grund gelegt wurde von einzelnen Geschlechtern, die sich vereinten, gemeinsame Sitten und Gesetze annahmen, im Bund handelten und den Umfang ihres Besitztums erweiterten, so forderte auch die Sitte einen findenden ersten Akt, aus dem alle nachfolgenden hergeleitet werden, auf den

zurück sie sich beziehn. Die Dauer der Gemeinschaft legte hernach eine Menge von Abänderungen auf.

Den Stand der Sprache im ersten Zeitraum kann man keinen paradiesischen nennen in dem gewöhnlich mit diesem Ausdruck verknüpften Sinn irdischer Vollkommenheit; denn sie durchlebt fast ein Pflanzenleben, in dem hohe Gaben des Geistes noch schlummern oder nur halb erwacht sind. Ihre Schilderung darf ich etwa in folgende Züge zusammenfassen.

Ihr Auftreten ist einfach, kunstlos, voll Leben, wie das Blut in jugendlichem Leib raschen Umlauf hat. Alle Wörter sind kurz, einsilbig, fast nur mit kurzen Vokalen und einfachen Konsonanten gebildet, der Wortvorrat drängt sich schnell und dicht wie Halme des Grases. Alle Begriffe gehn hervor aus sinnlicher, ungetrübter Anschauung, die selbst schon ein Gedanke war, der nach allen Seiten hin leichte und neue Gedanken entsteigen. Die Verhältnisse der Wörter und Vorstellungen sind naiv und frisch, aber ungeschmückt durch nachfolgende, noch unangereihte Wörter ausgedrückt. Mit jedem Schritt, den sie tut, entfaltet die geschwätzige Sprache Fülle und Befähigung, aber sie wirkt im ganzen ohne Maß und Einklang. Ihre Gedanken haben nichts Bleibendes, Stetiges, darum stiftet diese frühste Sprache noch keine Denkmale des Geistes und verhallt wie das glückliche Leben jener ältesten Menschen ohne Spur in der Geschichte. Zahlloser Samen ist in den Boden gefallen, der die andere Periode vorbereitet.

In dieser haben alle Lautgesetze sich vervielfacht und glänzend aufgetan. Aus prachtvollen Diphthongen und ihrer Ermäßigung zu Vokallängen entspringt neben der noch waltenden Fülle der kurzen wohllautender Wechsel; auf solche Weise rücken auch Konsonanten, nicht mehr überall durch Vokale gesondert, aneinander und steigen Kraft und Gewalt des Ausdrucks. Wie aber die einzelnen Laute sich fester schließen, beginnen Partikeln und Auxiliare näher anzurücken und, indem sich der ihnen selbst einwohnende Sinn allmählich abschwächt, mit dem Wort, das sie bestimmen sollten, sich zu einigen. Statt der bei verminderter Sinneskraft der Sprache schwer überschaulichen Sonderbegriffe und unabsehbaren Wortreihen ergeben sich wohltätige Anhäufungen und Ruhepunkte, welche das Wesentliche aus dem Zufälligen, das Waltende aus dem Untergeordneten vortreten lassen. Die Wörter sind länger geworden und vielsilbig, aus der losen Ordnung bilden sich nun Massen der Zusammensetzung. Wie die einzelnen Vokale in Doppellaute, drängten die einzelnen Wörter sich in Flexionen, und wie der doppelte Vokal in dichter Verengung wurden auch die Flexionenbestandteile unkenntlich, aber desto anwendbarer. Zu fühllos gediehnen Anhängen gesellen sich neue deutlicher bleibende. Die gesamte Sprache ist zwar noch sinnlich reich, aber mächtiger an Gedanken und allem, was diese knüpft, die Geschmeidigkeit der Flexion sichert einen wuchernden Vorrat lebendiger und geregelter

Ausdrücke. Um diese Zeit sehn wir die Sprache für Metrum und Poesie, denen Schönheit, Wohllaut und Wechsel der Form unerläßlich sind, aufs höchste geeignet, und die indische und griechische Poesie bezeichnen uns einen im rechten Augenblick erreichten, später unerreichbaren Gipfel in unsterblichen Werken.

Da nun aber die ganze Natur des Menschen, folglich auch die Sprache dennoch in ewigem, unaufhaltbarem Aufschwung begriffen sind, konnte das Gesetz dieser zweiten Periode der Sprachentwicklung nicht für immer genügen, sondern mußte dem Streben nach einer noch größeren Ungebundenheit des Gedankens weichen, welchem sogar durch die Anmut und Macht einer vollendeten Form Fessel angelegt schien. Mit welcher Gewalt auch in den Chören der Tragiker oder in Pindars Oden Worte und Gedanken sich verschlingen, es entspringt dabei das Gefühl einer der Klarheit Eintrag tuenden Spannung, die noch stärker in den indischen, Bild auf Bild häufenden Zusammensetzungen wahrnehmbar wird; aus dem Eindruck solcher wahrhaft übermächtigen Form trachtete der Sprachgeist sich zu entbinden, indem er den Einflüssen der Vulgaridiome nachgab, die bei dem wechselnden Geschick der Völker auf der Oberfläche wieder neubefruchtend vortauchten. Gegenüber dem seit Einführung des Christentums versinkenden Latein trieben auf anderer Schicht und Unterlage die Romansprachen empor, und neben ihnen machten sich im Laufe der Zeit die deutsche und die englische Sprache nicht ein-

mal mit ihren ältesten Mitteln, sondern in der durch die bloße Kraft der Gegenwart bedingten Mischung Luft. Den reinen Vokalen war längst Trübung, die wir durch Umlaut, Brechung und noch auf andere dem Altertum unbekannte Weise bezeichnen, gefolgt, unserm Konsonantismus war beschieden, verschoben, entstellt und verhärtet zu sein. Man mag bedauern, daß die Reinheit des ganzen Lautsystems geschwächt fast aus der Fuge geriet; allein niemand wird auch verkennen, durch entsprungne Zwischentöne seien unerwartet neue Behelfe, mit welchen aufs freieste geschaltet werden konnte, zuwege gebracht worden. Eine Masse von Wurzeln wurde durch solche Lautänderungen verfinstert, fortan nicht mehr in ihrer sinnlichen Urbedeutung, nur für abgezogne Vorstellungen fort unterhalten; von den ehemaligen Flexionen ging das meiste verloren und wird durch reichere, freiere Partikeln ersetzt, vielmehr überboten, weil der Gedanke außer der Sicherheit auch an vielseitiger Wendung gewinnen kann. Wie schon die vier oder fünf griechischen und lateinischen Kasus an sich unvermögender erscheinen, als die vierzehn der finnischen Sprache, und dennoch mit aller solcher mehr scheinbaren als wirklichen Behendigkeit diese weniger ausrichtet, so ist auch unsern neuern Sprachen insgemein minder, als man glauben sollte, dadurch benommen, daß sie die überreiche Form des griechischen Verbums entweder unausgedrückt lassen oder, wo es daranliegt, umschreiben müssen.

Was das Gewicht und Ergebnis dieser Erörterungen angeht, so mag ich mit einem einzigen, aber entschiednen Beispiel ihrer beinah enthoben sein. Keine unter allen neuern Sprachen hat gerade durch das Aufgeben und Zerrütten alter Lautgesetze, durch den Wegfall beinah sämtlicher Flexionen eine größere Kraft und Stärke empfangen, als die englische, und von ihrer nicht einmal lehrbaren, nur lernbaren Fülle freier Mitteltöne ist eine wesentliche Gewalt des Ausdrucks abhängig geworden, wie sie vielleicht noch nie einer andern menschlichen Zunge zu Gebot stand. Ihre ganze überaus geistige, wunderbar geglückte Anlage und Durchbildung war hervorgegangen aus einer überraschenden Vermählung der beiden edelsten Sprachen des spätern Europas, der germanischen und romanischen, und bekannt ist, wie im Englischen sich beide zueinander verhalten, indem jene bei weitem die sinnliche Grundlage hergab, diese die geistigen Begriffe zuführte. Ja, die englische Sprache, von der nicht umsonst auch der größte und überlegenste Dichter der neuen Zeit im Gegensatz zur klassischen alten Poesie, ich kann natürlich nur Shakespeare meinen, gezeugt und getragen worden ist, sie darf mit vollem Recht eine Weltsprache heißen und scheint gleich dem englischen Volk ausersehn, künftig noch in höherem Maße an allen Enden der Erde zu walten. Denn an Reichtum, Vernunft und gedrängter Fuge läßt sich keine aller noch lebenden Sprachen ihr an die Seite setzen, auch unsere deutsche nicht, die zerrissen ist, wie wir

selbst zerrissen sind, und erst manche Gebrechen von sich abschütteln müßte, ehe sie kühn mit in die Laufbahn träte: doch einige wohltuende Erinnerungen wird sie darbieten, und wer möchte ihr die Hoffnung abschneiden? Die Schönheit menschlicher Sprache blühte nicht im Anfang, sondern in ihrer Mitte; ihre reichste Frucht wird sie erst einmal in der Zukunft darreichen.

Wer aber kann dieser Zukunft heimliche Wege alle spähn? Einer großen Weltordnung angemessen war, daß im Lauf der Zeiten dichte Wälder wichen vor rankenden Reben und mehltragenden Halmen, die beim Anbau des Erdbodens immer breitere Strecken einnahmen; so auch scheinen unter auseinandergelaufnen, im weiten Raum zerarbeiteten, später sich wieder berührenden Sprachen endlich nur solche des Feldes Meister zu werden, die nährende Geistesfrucht gebracht und geboren hatten. Und statt daß von den Stufen jenes babylonischen Turms herab, der gen Himmel strebte, wie es ägyptische Pyramiden, griechische Tempelhallen und der Christen gewölbte Kirchen auch tun, alle Menschensprachen getrübt und zerrüttet ausgetreten sein sollen, könnten sie einmal in unabsehbarer Zeit rein und lauter zusammenfließen, ja manches Edle in sich aufnehmen, was jetzt in den Sprachen verwilderter Stämme wie zertrümmert liegt.

Nicht starr und ewig wirkendem Naturgesetz, wie des Lichts und der Schwere, anheimgefallen waren die Sprachen, sondern menschlicher Freiheit in die warme Hand gegeben, sowohl durch blühende Kraft der Völker

gefördert als durch deren Barbarei niedergehalten, bald fröhlich gedeihend, bald in langer, magerer Brache stockend. Nur insofern überhaupt unser Geschlecht am Widerstreit des Freien und Notwendigen unausweichlichen Einflüssen einer außerhalb ihm selbst waltenden Macht unterliegt, werden auch in der menschlichen Sprache Vibration, Abdämpfung oder Gravation dürfen gewahrt werden.

Wohin uns aber ihre Geschichte den Blick auftut, erscheinen lebendige Regungen, fester Halt und weiches, nachgiebiges Gelenk, unablässiges Recken und Falten der Flügel, ungestillter Wechsel, der noch nie zum letzten Abschluß gelangen ließ; alles verbürgt uns, daß die Sprache Werk und Tat der Menschen ist, Tugenden und Mängel unserer Natur an sich trägt. Ihre Gleichförmigkeit wäre undenkbar, da dem neu Hinzutretenden und Nachwachsenden ein Spielraum offenstehn mußte, dessen nur das ruhig Fortbestehende nicht bedarf. Im langen, unabsehbaren Gebrauch sind die Wörter zwar gefestigt und geglättet, aber auch vernutzt und abgegriffen worden oder durch die Gewalt zufälliger Ereignisse verloren gegangen. Wie die Blätter vom Baume, fallen sie von ihrem Stamm zu Boden und werden von neuen Bildungen überwachsen und verdrängt: die ihren Stand behaupteten, haben so oft Farbe und Bedeutung gewechselt, daß sie kaum mehr zu erkennen sind. Für die meisten Einbußen und Verluste pflegt aber beinah auf der Stelle und von selbst sich Ersatz und Ausgleichung darzubieten.

Das ist das stille Auge jenes hütenden Sprachgeistes, der ihr alle Wunden über Nacht heilt und schnell vernarben läßt, alle ihre Angelegenheiten ordnet und vor Verwirrung bewahrt, nur daß er einzelnen Sprachen seine höchste Gunst, andern geringere erwiesen hat. Das ist auch, wenn man will, eine Naturgrundkraft, die aus den uns angebornen, eingepflanzten Urlauten unerschöpflich hervorquillt, dem menschlichen Sprachbau sich vermählt, jede Sprache in ihre Arme schließt. Doch jenes Lautvermögen steht zum Sprachvermögen wie der Leib zur Seele, welche das Mittelalter treffend die Herrin, den Leib den Kämmerer oder das Kammerweib nannte.

Von allem, was die Menschen erfunden und ausgedacht, bei sich gehegt und einander überliefert, was sie im Verein mit der in sie gelegten und geschaffnen Natur hervorgebracht haben, scheint die Sprache das größte, edelste und unentbehrlichste Besitztum. Unmittelbar aus dem menschlichen Denken emporgestiegen, sich ihm anschmiegend, mit ihm Schritt haltend, ist sie allgemeines Gut und Erbe geworden aller Menschen, das sich keinem versagt, dessen sie gleich der Luft zum Atmen nicht entraten könnten, ein Erwerb, der uns zugleich leicht und schwer fällt. Leicht, weil von Kindesbeinen an die Eigenheiten der Sprache unserm Wesen eingeprägt sind und wir unvermerkt der Gabe der Rede uns bemächtigen, wie wir Gebärden und Mienen einander absehn, deren Abstufung endlos ähnlich und verschieden ist gleich der der

Sprache. Poesie, Musik und andere Künste sind nur bevorzugter Menschen, die Sprache ist unser aller Eigentum, und doch bleibt es höchst schwierig, sie vollständig zu besitzen und bis auf das Innerste zu ergründen. Die große Menge reicht etwa schon mit dem halben Vorrat der Wörter oder mit noch weniger aus.

Musik, aus totem Instrument geweckt, mit ihrem schweifenden, gleitenden, mehr gefühlten als verstandnen Ausdruck, steht der alle Gedanken deutlich fassenden, bestimmt greifenden, gegliederten Sprache entgegen, im Gesang aber tritt sie gesprochnen Worten hinzu und gibt ihnen feierliches Geleit. Solchen herzerhebenden Menschengesang vergleichen mag man dem der Vögel, welcher über das Bedürfnis tierischer Schreie hinaus tiefer anhaltende Empfindung bekundet, wie auch einzelne gelehrige Vögel ihnen oft wiederholte Weisen ablauschen und herpfeifen. Dennoch, so beseelt er scheine, ist der süße Nachtigallenschlag immer derselbe und nur angeborne, unwandelbare Fertigkeit, unsere Musik aber aus dem Gefühl und der Phantasie der Menschen hervorgegangen, überall verschieden. In Zeichen gesetzt, kann das Lied nachgesungen, die Musik nachgespielt, wie das Wort aus dem Buch gelesen werden. Die Sprachmaschine, von der ich oben redete, ging davon aus, die Menschensprache weniger im Gedanken als im Wortschall nachzuahmen und physiologisch hinter den Mechanismus der Grundlaute zu kommen.

Darin aber, daß Musik, was ihr Name andeutet, und Poesie einer höheren Eingebung beigelegt, göttlich oder himmlisch genannt werden, Zeugnis für der Sprache übermenschlichen Ursprung zu suchen, scheint schon darum unstatthaft, weil die Sprache, bei welcher eine gleiche Annahme gebricht, jenen beiden notwendig voranging. Denn aus betonter, gemessener Rezitation der Worte entsprangen Gesang und Lied, aus dem Lied die andere Dichtkunst, aus dem Gesang durch gesteigerte Abstraktion alle übrige Musik, die nach aufgegebnem Wort geflügelt in solche Höhe schwimmt, daß ihr kein Gedanke sicher folgen kann. Wer nun Überzeugung gewonnen hat, daß die Sprache freie Menschenerfindung war, wird auch nicht zweifeln über die Quelle der Poesie und Tonkunst in Vernunft, Gefühl und Einbildungskraft des Dichters. Viel eher dürfte die Musik ein Sublimat der Sprache heißen, als die Sprache ein Niederschlag der Musik.

Traun, geheimnisvoll und wunderbar ist der Sprache Ursprung, doch rings umgeben von andern Wundern und Geheimnissen. Schwerlich ein kleineres liegt in dem der Sage, die bei allen Völkern über den ganzen Erdboden in gleicher Unermessenheit und Abwechslung zuckt und auftaucht, durch lange Gemeinschaft der Menschen erwachsen und weit fortgepflanzt worden sein muß. Nicht sowohl in ihrem Wesen selbst beruht das Rätsel der Sprache, als vielmehr in unserer schwachen Kunde von dem ersten Zeitraum ihrer Erscheinung, da sie noch in der Wiege lag, den

ich dadurch mir zu verdeutlichen strebte, daß ich kunstlose Einfachheit sinnlicher Entfaltung als sein Merkmal setzte: um diesen Angel dreht sich meine ganze Vorstellung, darin unterscheide ich mich von meinen Vorgängern. War uns das Wesen der Flexion nicht auch in Dunkel gehüllt, ehe eine Decke nach der andern davon weggezogen wurde? Zahllose Begebenheiten selbst aus historischer Zeit sind erst dem Auge des Geschichtsforschers klar geworden, des Menschengeschlechts älteste Geschichte lagert verborgen gleich der seiner Sprache, und nur die Sprachforschung wird Lichtstrahlen darauf zurückwerfen.

Eine Sprache ist schöner und scheint ergiebiger als die andere; dem Dichter verschlägt es nichts, und er weiß geringen Mitteln dennoch große Wirkung zu entlocken, wie aus grauem Gefieder entzückende Stimme schallt. Auch die nordischen Skalden verstanden sich auf kunstreiche Liederform und türmten Band auf Band, Bild auf Bild: ist man eingedrungen in ihre Weise, so läßt sie bald leer, weil immer nur von Kampf, Sieg und Milde gesungen wird, Pindar regt aber alle Saiten der Seele an. Ein Mythus ist tiefer und lieblicher als der andere, doch am stärksten ergreift uns der, um welchen die größte Fülle der Poesie erwachsen war; gegen den griechischen, dessen Grundlage er oft bilden soll, verliert der ägyptische, weil er fast nur Samen und Frucht darreicht, Laub und Blüte der Dichtkunst ihm ganz mangeln. In der gesamten Poesie steht aber nichts seiner Anlage und Entfaltung

nach der Sprache so nah und ebenbürtig als das Epos, und auch es muß von einfachem Boden zur Höhe sich aufgeschwungen haben, die wir an ihm bewundern. Wer in ihm und in den edelsten Denkmälern menschlicher Dichtung und Sprache nur geschwächten Widerschein oder Abglanz gewaltigerer Gestaltungen, die der Welt entschwunden seien, sehen wollte, erklärte damit weniger als nichts, weil das, worauf zurückgeschoben wird, stände es irgend zu erlangen, noch lauter nach Erklärung schrie.

Ich gedachte hier zuletzt aufzuwerfen, inwiefern mit der im vorausgehenden fast einzig und allein ins Auge gefaßten indogermanischen Sprache die andern Zungen der Erde aus einer und derselben Quelle dürfen abgeleitet werden oder nicht? Wesentlich würde das über den allgemeinen Ursprung aller gewonnene Ergebnis dadurch nicht verändert werden: doch hinter dem außerordentlichen kaum sich abgrenzenden Umfang einer solchen auch nur angerührten Untersuchung, selbst wenn ich beispielsweise sie auf den Verhalt der finnischen Sprache zu jener, worüber ich verschiedentlich nachgedacht habe, einschränken wollte, müßten meine Kräfte bleiben. Bei dem Fortgang historischer Forschungen, wenn sie sich zu allen bedeutenden Sprachgeschlechtern der Erde gewendet haben, werden große Aufschlüsse für das hier Erörterte und hoffentlich zugunsten des von mir Gefundnen sich einmal ergeben. Jetzt aber würde ich doch nur das Wasser getrübt haben für fremde Fischer.

Enden kann ich nicht, ohne vorher dem Genius des Mannes zu huldigen, der, was ihm an Tiefe der Forschung oder Strenge der Gelehrsamkeit abging, durch sinnvollen Takt, durch reges Gefühl der Wahrheit ersetzend, wie manche andere auch die schwierige Frage nach der Sprache Ursprung bereits so erledigt hatte, daß seine erteilte Antwort immer noch zutreffend bleibt, wenn sie gleich mit andern Gründen, als ihm dafür schon zu Gebot standen, aufzustellen und zu bestätigen ist.

Über das Pedantische in der deutschen Sprache

Vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 21. Oktober 1847.

Wer gelobt hat, darf auch einmal schelten. Ich war von Jugend an auf die Ehre unserer Sprache beflissen, und wie, um mich eines platonischen Gleichnisses zu bedienen, die Hirten hungerndem Vieh einen grünen Laubzweig vorhalten und es damit leiten, wohin sie wollen, hätte man mich mit einem altdeutschen Buch durch das Land locken können. Als es mir hernach gelang, einige vormals verkannte Tugenden dieser Sprache, da sie von Natur blöde ist, aufzudecken und ihr den Rang wieder zu sichern, auf welchen sie unter den übrigen von Rechts wegen Anspruch hat, so konnte es nicht fehlen, daß ich auch vielerlei Schaden kennen lernte, an dem sie offen und geheim leidet. Es scheint nun aller Mühe wert, uns über solche Gebrechen nichts zu verhehlen, denn wenn sie schon nicht ganz zu heben sind, beginnt doch ein ernstes Gemüt von seiner Angewöhnung abzuweichen und sich liebevoll auf den besseren Pfad zu kehren, der ihm gezeigt worden ist. Ernst und Liebe stehn uns Deutschen nach dem Dichter wohl, ach, die so manches entstellt.

Erwäge ich die Schwächen unserer Sprache, von denen sie am meisten gedrückt ist, nicht bloß im einzelnen, sondern allgemeinen, so stellt sich mir eine ihrer Eigenschaften heraus, die ich heute zum Gegenstand näherer Betrachtung machen will und nicht anders bezeichnen kann, als es am Eingang geschehn ist.

Da die innersten Vorzüge und Mängel der Sprachen stärker, als man wähnt, und sogar mehr als andere Besitztümer mit der sinnlichen wie geistigen Natur und Anlage der Völker, welchen sie gehören, zusammenhängen, so kann es nicht befremden, daß ich in der Art und Weise der Deutschen überhaupt oft schon die Richtung wiederfinde, die ich im Begriff stehe zu schildern. Sie greift, von der besseren Seite genommen, ein in unsere bedächtige Genauigkeit und Treue, und es würde schwerhalten, sie mit Stumpf und Stil auszurotten, ohne diesen trefflichen Grundzug unseres Charakters mit zu verletzen. Das Pedantische aber, glaube ich, wenn es früher noch gar nicht vorhanden gewesen wäre, würden die Deutschen zuerst erfunden haben. Man versetze sich in einen Kreis von Diplomaten, denen es obliegt, in verwickelter Lage die Geschicke der Länder zu wägen, und forsche, von welcher Seite aus in Kleinigkeiten hundert Anstände und Schwierigkeiten erhoben werden, in der Hauptsache der Verhandlung leichtestes Nachgeben und Ablassen eintrete; es kann keine andere, als die der deutschen Gesandten sein, und unsere Nachbarn haben ihren Vorteil daraus zu ziehn lange schon verstanden.

Eben das ist Pedanterie, im Geringfügigen eigensinnig zu widerstreben und nicht zu gewahren, daß uns daneben ein großer Gewinn entschlüpft, daher auch im Lustspiel der Pedant jedesmal der Braut, um die er geworben hat, verlustig geht. Er hat für das Neue keinen Enthusiasmus, nur Krittelei, für das Hergekommene taube Beschönigungen, ohne allen Trieb ihm auf den Grund zu sehn.

In der Sprache aber heißt pedantisch, sich wie ein Schulmeister auf die gelehrte, wie ein Schulknabe auf die gelernte Regel alles einbilden und vor lauter Bäumen den Wald nicht sehn; entweder an der Oberfläche jener Regel kleben und von den sie lebendig einschränkenden Ausnahmen nichts wissen, oder die hinter vorgedrungnen Ausnahmen still blickende Regel gar nicht ahnen. Alle grammatischen Ausnahmen scheinen mir Nachzügler alter Regeln, die noch hier und da zucken, oder Vorboten neuer Regeln, die über kurz oder lang einbrechen werden. Die pedantische Ansicht der Grammatik schaut über die Schranke der sie befangenden Gegenwart weder zurück noch hinaus, mit gleich verstockter Beharrlichkeit lehnt sie sich auf wider alles in der Sprache Veraltende, das sie nicht länger faßt, und wider die Keime einer künftigen Entfaltung, die sie in ihrer seichten Gewohnheit stören.

Es würde mir nun leicht sein, wenn ich bloß ins einzelne gehn wollte, Beispiele zu greifen, die das Bild des Pedanten keinen Augenblick verkennen lassen. Er schreibt mogte für mochte, weil, nach mögen blickend

er vom schönen uralten Wandel der Konsonanten nichts weiß und sich weder auf Macht, noch das lateinische agere, actus besinnt. Das richtige mußte für sein muste oder gar mußte läßt er sich von keinem Sterblichen einreden. Ein Engländer oder Franzose würde lachen, geschähe ihnen Anmutung, Deminutif und Demunitive zu schreiben; aber der Deutsche meint, sich schämen zu müssen, wollte er länger di für de behalten, seit ihm die Philologen eingebildet haben, nur de im lateinischen Wort sei recht. Überhaupt entstellt der Pedant ungern fremde Wörter und möchte wie Tataren für Tartaren, Petrarca für Petrarch, Chamomille für Kamille wieder einführen; zur Hauptangelegenheit aber wird es ihm, teutsch für deutsch zu schreiben, weil es heiße Teutonen, da doch das lateinische T gerade der schlagendste Grund für das deutsche D in diesem Wort ist und niemand darauf verfällt, Tietrich an die Stelle von Dietrich, worin dieselbe Wurzel steckt, zu setzen. Am allermeisten in seinem Wesen fühlt er sich, wenn Sachkenntnisse ihn ermächtigen, die Sprache zu bessern; er wird seiner schwindsüchtigen Frau nicht Eselsmilch,[1]) nur Eselinnenmilch zu trinken anraten, und selbst den unschuldigen Namen der euphorbia cyparissus, Wolfsmilch, wäre er nach solcher Analogie zu berichtigen versucht, obgleich auch

[1]) Wie der Grieche ὁ und ἡ ὄνος, sagte auch der Gote sa und sô asilus und beide bilden den Gen. asilaus. Got. wäre also asilaus miluks so genau wie das gr. ἱππομολγός. Adelung und Kampe haben Eselsmilch.

die Wölfin ihre Milch nicht gegeben hat, als dies Kraut erschaffen wurde. Zeichenlehrer, Rechenmeister kommen dem Pedant höchst albern vor und werden durch Zeichnenlehrer, Rechnenmeister ersetzt, als dürfte unsere Sprache irgend in eine Zusammensetzung den baren Infinitiv aufnehmen. „Am ersten Mai" zu setzen vermeidet er, es müsse heißen „am ersten des Mais", nämlich Tage. In der Syntax sind ihm Unterschiede nahliegender Konstruktionen zuwider, wie zwischen Wein trinken und Weines trinken, zwischen was hilft mich? und was hilft mir? Dort soll bloß der Akkusativ, hier bloß der Dativ gerecht sein. Keine einzige aller europäischen Sprachen hat so ungebärdige, schlechtbeholfne Übertragungen technischer und grammatischer Ausdrücke hervorgebracht, vom Zeugefall, Klagefall und Ruffall an bis zur anzeigenden und bedingenden Art herab, wie sie in deutschen Büchern stehn.

Man sollte glauben, daß bei dem schönen, ihr eignen Hang zu schmuckloser Einfachheit unsere Sprache vorzugsweise für Übersetzungen geschickt sei, und bis auf einen gewissen Grad gibt sie sich auch gern dazu her. Es heißt jedoch den Wert dieser unter uns allzusehr eingerissenen, unersättlichen Verdeutschungen fast jedes fremden Werks von Ruf übertreiben, wenn sogar behauptet worden ist, einzelne derselben seien so gelungen, daß sich aus ihnen der Urtext, wenn er abhanden käme, herstellen lassen würde. Ich wenigstens bekenne, keinen Begriff davon zu haben, daß

selbst aus Schlegels oder Voßens Worten ein Shakespeare oder Homer auferstehn sollte, so gewaltig wie der englische und griechische in ihrer wunderbaren Schönheit. Was übersetzen auf sich habe, läßt sich mit demselben Wort, dessen Akzent ich bloß zu ändern brauche, deutlich machen: übersétzen ist übersetzen, traducere navem. Wer nun zur Seefahrt aufgelegt, ein Schiff bemannen und mit vollem Segel an das Gestade jenseits führen kann, muß dennoch landen, wo anderer Boden ist und andere Luft streicht. Wir übertragen treu, weil wir uns in alle Eigenheiten der fremden Zunge einsaugen und uns das Herz fassen, sie nachzuahmen, aber allzu treu, weil sich Form und Gehalt der Wörter in zwei Sprachen niemals genau decken können und was jene gewinnt, dieser einbüßt. Während also die freien Übersetzungen bloß den Gedanken erreichen wollen und die Schönheit des Gewands darangeben, mühn sich die strengen, das Gewand nachzuweben, pedantisch ab und bleiben hinter dem Urtext stehn, dessen Form und Inhalt ungesucht und natürlich zusammenstimmen. Nachahmung lateinischer oder griechischer Verse zwingt uns, die deutschen Worte zu drängen, auf die Gefahr hin, dem Sinn Gewalt anzutun; übertragne Prosa pflegt also gleich breiter zu geraten, wie beim Hinzuhalten des Originals in die Augen fällt. Vordem, ehe die treuen Übersetzungen aufkamen, kann man beinah als Regel annehmen, daß zwei lateinische oder griechische Verse zu vier deutschen Zeilen wurden; so sehr versagte sich

unsere Sprache gedrungnem, gedankenschwerem Ausdruck. Es wäre undankbar, die große Wirksamkeit unumgänglicher Übersetzungen in der Geschichte unserer Sprache, deren älteste Denkmäler geradezu darauf beruhn, herabsetzen zu wollen; ich finde, daß der Gote Ulfilas, der vom Fuß des Haemus her deutschen Laut auf ewige Zeiten erschallen ließ, mit bewunderungswerter Treue und fast fessellos sich den Formen des Urtextes anschloß; aber schon die frühsten unvollendeten Versuche in hochdeutscher Mundart reichen ihm lange nicht das Wasser.

Dieser Standpunkt der deutschen Sprache gegenüber den Werken fremder Zunge fiel zuallererst ins Auge; ich will aber noch weiter ins Allgemeine vorschreiten und aus unserer Sprache selbst einzelne Züge hervorheben, die mir zugleich von der Sitte und Gewohnheit unseres Volks unzertrennbar scheinen und desto mehr zustatten kommen. Wie vermögen wir in Übersetzungen die volle Einfachheit der Alten zu erreichen, wenn uns in unserer täglichen Ausdrucksweise unbesiegbare und fast persönliche Hindernisse im Weg stehn? Wir sind dann genötigt, doppelter Sprache zu pflegen, einer für das Buch, einer andern im Leben, und können die größere Wärme des Lebens nicht unmittelbar dem Ausdruck des Buchs lassen angedeihn. Persönlich darf ich vor allem nennen, was die Bezeichnung der Person in der Rede selbst angeht.

Oft habe ich mir die Frage gestellt, wie ein Volk,

das durch sein Auftreten den lebendigen Hauch der fast erstorbnen Freiheit in Europa anfachte, ein Volk, dessen rohe Kraft noch frisch und ungekünstelt war, allmählich den unnatürlichsten und verschrobensten Formen der Rede verfallen konnte? Die Tatsache selbst, wie gleichgültig sie uns heute trifft, ist so ungeheuer und so vielfach mit unserer Lebensart verwachsen, daß die Betrachtung nicht unterlassen mag, darauf zurückzulenken. Unsere Sprache verwischt den von der Natur selbst eingeprägten Unterschied der Person und der Einheit auf törichte Weise. Den einzelnen, der uns gegenübersteht, reden wir unter die Augen nicht mit dem ihm gebührenden Du an, sondern gebärden uns, als sei er in zwei oder mehr Teile gespalten und müsse mit dem Pronomen der Mehrzahl angesprochen werden. Demgemäß wird nun zwar auch das zu dem Pronomen gehörige Verbum in den Pluralis gesetzt, allein das attributive oder prädizierende Adjektivum im Singularis gelassen, einem Grundsatz der Grammatik zum Trotz, welcher gleichen Numerus für Subjekt, Prädikat und Verbum erfordert.

Zur Entschuldigung dieses unvernünftigen Gebrauchs, auf dessen Ursprung ich hernach zurückkommen werde, läßt sich allerdings anführen, daß die ganze Neue Welt willig ähnliche Bürde trägt und z. B. in der französischen Sprache, deren Adjektivflexion für das Prädikat besser erhalten ist als die unserige, jenes grammatische Gleichmaß ebenso verhöhnt wird, da es

heißt vous êtes bon, vous êtes bonne, also neben dem Pluralis des Verbums der Singularis des Adjektivs eintritt. Was scheint unpassender, als zu sagen: Unglücklicher, ihr seid verloren, statt des einfachen: miser periisti! Es ist die schwüle Luft galanter Höflichkeit, in der ganz Europa seinen natürlichen Ausdruck preisgab; wir Deutschen aber sind nicht dabei stehngeblieben, sondern haben den Widersinn dadurch pedantisch gesteigert, daß wir nicht einmal die zweite Person in ihrem Recht, sondern dafür die dritte eintreten lassen, wozu wiederum das begleitende Verbum in die Tertia Pluralis gestellt wird, während das Adjektiv den Singularis beibehält. Also statt des ursprünglichen, allein rechtfertigen Du bist gut, verwöhnten wir uns erst: Ihr seid gut und endlich zu sagen: Sie sind gut, gleichsam als sei eine dritte, gar nicht anwesende und nicht die angeredete Person gemeint. Welche Zweideutigkeiten aus dieser Verstellung der Formen allenthalben hervorgehn können, welche Verwirrung des Possessivums verursacht wird, da die Pluralform aller Geschlechter der weiblichen des Singularis begegnet, leuchtet von selbst ein. Nur das habe ich beizufügen, daß die dritte statt der zweiten Person im Pluralis gerade eine beklagenswerte Eigenheit der herrschenden hochdeutschen Mundart ist, indem die übrigen bis auf geringe Anflüge des Verderbnisses wenigstens die zweite Person in ihrem natürlichen Recht ungekränkt lassen.

Ein kleiner oder großer Trost, zugleich die volle Ver-

urteilung des Mißbrauchs, bleibt uns der, daß die alles läuternde und gern lauter in sich aufnehmende Poesie fortwährend den Gebrauch des herzlichen einfachen Du in der Anrede geheiligt, ja verlangt hat, und könnte uns von irgendher eine Rückkehr zu dem Weg der Natur gezeigt werden, so müßte es durch sie geschehn. Auch bedient sich noch heute die zutrauliche, jener falschen Zier müde Rede und sogar die feierliche Anrufung Gottes des edlen Du, das der alte Franke ebenso festgemut seinem König zurief, wenn er ein: heil wis chuninc![1]) heil dû herro, liobo truthîn, edil Franko![2]) erschallen ließ.

Die Steigerung schwer zu sättigender Höflichkeit ist freilich nicht aus dem Volk, das sich zulängst dawider sträubte, hervorgegangen, sondern ihm von oben, durch die vornehmen Stände zugebracht worden. Als unsere Könige und Fürsten, schmuckloser Einfalt ihres Altertums uneingedenk, byzantinische Pracht und den Schauprunk verderbter Kaiserzeit annahmen, von sich selbst ein majestätisches Wir gebrauchend, mußte ihnen auch mit Ihr erwidert werden, und wenn andern Ständen Nachahmung des Wir nicht verstattet war, blieb es unverwehrt, in der Anrede und Antwort jedem Höheren mit Ihr zu schmeicheln; einem Lauffeuer gleich verbreitete sich unter den Gebildeten des Volks diese Abweichung von der gesunden Regel. Ich

[1]) Der Angelsachse: väs hâl cyning!

[2]) Heil sei, König! heil du Herr, lieber Herrscher, edler Franke!

habe ihre unermüdlichen Stufen anderwärts nachgewiesen und dargetan, daß das am meisten zu verwünschende „Sie" aus einer Verstärkung der dritten Person des Singularis, doch nicht viel länger als seit 150 Jahren unter uns in Deutschland entsprossen ist. Welch ein geringes Alter gegenüber dem hohen unserer Sprache insgemein, und welch ein Ursprung zur unseligsten Zeit, die auf den Dreißigjährigen Krieg, Deutschlands innerste Schmach, folgte, als beinah jedes Gefühl der Würde unserer Sprache und Nation erloschen war.

Weil aber das Widernatürliche an der Stelle, wo es begonnen hat, selten einzuhalten pflegt, sondern um sich zu greifen trachtet, so ist auch allmählich unter uns für die Anrede unserer Fürsten und Könige eine aufgedunsene Ausdrucksweise der Höflinge und Geschäftsleute eingerissen, wie sie kein einziges anderes Volk in Europa angenommen hat. Mit Einführung griechischer oder römischer Zeremonie schien für die Mächtigen der Welt die letzte Staffel auf der Leiter solcher äußerlichen Ehre lange noch nicht erreicht; anfangs walteten alle Titel der Majestät bloß in lateinischer Kanzleisprache, die zum Volk nicht so schnell vordringen konnte. Bei den Dichtern unseres Mittelalters bis ins dreizehnte, vierzehnte Jahrhundert hinab ist noch keine Spur, daß einem König oder Fürsten, so häufig sie angeredet werden, jemals der Name Majestät oder Durchlaucht beigelegt wäre. Diese Titel waren und klangen zu undeutsch, wie gangbar

schon lange Zeit der Ausdruck durhliohtan für translucere, durhliuhtic für illustris gewesen war. Erst die an sich heilsame Verwendung deutscher Sprache für Urkunden, welche im dreizehnten Jahrhundert hin und wieder begann, im vierzehnten und fünfzehnten allgemein ward, scheint das Übersetzen lateinischer Kanzleiformen nach sich gezogen und dem hergebrachten deutschen Ausdruck Gewalt angetan zu haben. An Karls IV., wenn ich nicht irre, wenigstens Friedrichs III. Hof mochte sich der deutsche Titel Majestät volksmäßig festsetzen; zu Maximilians Tagen begegnen wir ihm allenthalben, und für den Kaiser, als den ansehnlichsten aller europäischen Fürsten, pflegte man den Superlativ gnädigster und durchlauchtigster, der an sich schon die volle Potenz dieser Begriffe erreicht, noch durch Voraussendung des Genetiv Pluralis aller, d. i. omnium, zu erhöhen, wie wir von altersher auch allerliebst, allerteuerst, allerletzt sagen. Von dieser Zeit an findet sich allerdurchlauchtigster in der Anrede des Kaisers und bald auf die der Könige erstreckt, jetzt auch auf die der übrigen Fürsten, welche, ohne Könige zu heißen, königliche Ehre in Anspruch nehmen, so daß der einschränkende Begriff des Worts durch seine ausgedehnte Anwendung in sich aufgehoben scheint. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts tat nun die höfische Sprache noch einen Schritt, indem sie neben dieser Anrede und nicht bloß in der Anrede, sondern auch, wenn von dritter Person gesprochen und erzählt

wird,[1]) das einfache persönliche und relative Pronomen, wo es sich auf Fürsten bezieht, zu gebrauchen scheut, ohne es mit dem Vorsatz höchst und allerhöchst zu verbinden[2]) und gleichsam dadurch zu verschleiern; Pedantischeres und Steiferes kann es nicht geben. Unsere Hof- und Geschäftssprache ist dahin gebracht, daß sie im Angesicht und im Kreis der Fürsten nirgends mehr natürlich reden darf, sondern ihre Worte erst in die verschlingenden Fäden unablässig wiederholter und schon darum nichtssagender Präfixe und Superlative einzuwickeln gezwungen ist. Alle daraus entspringenden Redensarten wären geradezu unübersetzbar in die französische und italienische Sprache, welche, nachdem einmal die Majestät angeredet ist, immer einfaches elle oder ella folgen lassen; das kann uns den Prüfstein für unsern Mißbrauch abgeben. Sonst in Europa haben lediglich die vom deutschen Zeremoniell abhängigen oder angesteckten Höfe in Holland, Dänemark und Schweden, mehr oder weniger genau, ein hoogstdezelve, allerhöjstdensamme, allernådigst nachgeahmt. Gewiß aber würde die Weisheit des Fürsten gepriesen werden, der seine Aufmerk-

[1]) Im Mittelalter, wenn von Kaiser oder König die Rede war, in dessen Hand und Würde die Gewalt des Deutschen Reichs lag, pflegte man diese auch durch den einfachen Ausdruck ‚daz rîche‘ zu bezeichnen.

[2]) Berliner Zeitungen aus den Jahren 1750—1770 gewähren von Friedrich dem Großen redend gewöhnlich noch einfaches Sie und Dero.

samkeit auf den Ursprung und Zweck dieses leeren, seiner selbst wie unseres Sprachgenius unwürdigen, eher chinesischen als deutschen Gepränges richtend, es auf immer verabschiedet und die treuherzigen Anreden und Grüße unserer Vorzeit, soviel es noch angeht, zurückholt.[1])

Ich erlaube mir noch eine Bemerkung über die heutige Form des Namens Majestät beizufügen, worin, wie in vielen ähnlichen Substantiven, der Ausgang tät, gegenüber dem lateinischen tat befremdet. ä kann hier unmöglich auf dem Weg des Umlauts entsprungen sein, wozu gar kein Anlaß denkbar wäre. Erwägt man die mittelhochdeutsche Gestalt solcher Wörter (denn ein althochdeutsches Beispiel würde unerhört sein), so zeigen trinitât, nativitât langes â, wie es dem überlieferten romanischen oder lateinischen Vokal angemessen war, und diese richtige

[1]) Solch ein Beispiel würde auch darum Wohltat sein, weil es von oben herab wirkend die in endloser Abstufung gültigen eitlen Höflichkeiten unter allen andern Ständen abschaffen und der einfachen Sprache wieder Luft machen könnte; wie ist der heutige Briefstil durch die unnützesten Ausdrücke der Ergebenheit und des Gehorsams, durch unablässiges Anmuten der Geneigt-, Hochgeneigt- und Hochgeneigtestheit allenthalben angeschwellt, und in dieser übeln Sitte tun wir Deutschen es wieder allen übrigen Völkern zuvor. Viel schöner ist, wenn es darauf ankommt, wirklich ergeben zu sein und zu gehorchen, als die Gesinnung immer nur im Mund oder in der Feder zu führen.

Form majestat herrscht auch in allen hochdeutschen Urkunden bis zum 16. und 17. Jahrhundert herab; sie wird bestätigt durch das schwäbische au in majestaut. Luther hingegen, Fischart und andere Schriftsteller des 16. Jahrhunderts schrieben majestet, antiquitet mit e, nicht mit ä, welches erst im 17. Jahrhundert fehlerhaft an jenes Stelle eingeführt wurde. Wie aber ist das e selbst zu erklären? Ich zweifle nicht, daß es niederdeutschen Ursprungs war und aus dem niederrheinischen und niederländischen ei hervorging, wofür schon moraliteit Trist. 8012, 8023, auctoriteit Ls. 1, 83 altes Zeugnis ablegen. Die Niederländer schrieben teit (z. B. diviniteit im Partonopeus 21, 5, universiteit Rose 10845), sie schreiben und sprechen bis auf heute majesteit, autoriteit, qualiteit, und ihr ei wechselt auch anderwärts mit langem ê.

Da sich unser Blick zu dem Pronomen gewandt hat, mag noch eine Vergleichung des deutschen Artikels mit dem romanischen zeigen, in welchem Nachteil auch hier unsere Sprache steht.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß fast alle heutigen Sprachen und schon einige der älteren sich des Artikels bedienen, der ursprünglich, wie sein Name andeutet (der griechische Ausdruck ist dafür *ἄρθρον*) die Wirkung eines Gelenks hat, das die Demonstration des einen mit der Relation eines andern Satzes verbindet. Er sollte die Begriffe und noch nicht die Flexion bestimmen helfen. Als sich aber diese in den neueren Sprachen abzustumpfen begann, pflegte

sie ihn gleichsam zu ihrem Beistand heranzurufen und wie zugezogne Hilfsvölker sich der Festung, die sie bloß mitwehren sollten, endlich selbst bemeistern, geschah es, daß der Artikel allmählich für die erlöschende oder erloschne Flexion unentbehrlich wurde, wenn er auch, näher angesehn, niemals ganz in ihren Begriff überging.

Die romanische Sprache schlug aber hier einen von der deutschen verschiednen, und, wie mich dünkt, glücklicheren Weg ein. Sie erkor sich zum Artikel nicht das erste strengere Demonstrativum, sondern mit vorteilhaftem Griff das zweite gelindere. Der romanische Artikel stammt aus dem lateinischen ille, illa, dessen liquider Laut jeder Verwandlung und Verschmelzung der Form außerordentlich günstig war. Der deutsche, gleich dem griechischen Artikel besitzt dagegen den eigentlich demonstrativen stummen Linguallaut, der schon an sich unfügsamer als jene Liquida erscheinen mußte. Dazu trat noch eine andere Ungunst. Alle deutschen Sprachen erfuhren Lautverschiebung, wodurch die griechische Tenuis in gotische oder sächsische Aspirata gewandelt wurde, was dem Artikel dieser Sprachen eine gewisse Schwerfälligkeit verlieh, die zwar in der althochdeutschen, wo Media an die Stelle der Aspirata kam, wieder aufhörte. Wer Gotisch oder Angelsächsisch aussprechen lernt, wird sich am meisten bei der allenthalben begegnenden Aspiration des Artikels verlegen fühlen.

Während nun im Romanischen das gelenke, sich

leicht an die Präpositionen a und de schmiegende l durch die Bank wohllautige und gedrungne Formen zeugte, welche den untergegangnen Kasus umschreiben und das alte Suffix der Flexion durch ein neues Präfix ersetzen halfen, blieb der deutsche Artikel meistenteils unbeholfen. Aus seinem d, wenn es sich frühzeitig zur Anlehnung und Elision dargegeben hätte, wäre noch Vorteil zu ziehn gewesen; allein der pedantische Hang zu voller deutlicher Form widerstrebte, und es sind eigensinnig nur ausnahmsweise die Formen: am, im, zum, beim, zur — für: an dem, in dem, zu dem, bei dem, zu der — verstattet geblieben, da doch die ältere Sprache noch einige mehr, wie zen für ze den zulässig fand, was sich unbedenklich in die heutige Gestalt zun hätte wandeln mögen; warum wäre nicht ar für an der, gleich dem zur, und anderes mehr willkommen gewesen? Die althochdeutschen und mittelhochdeutschen Dichter hatten noch einige günstige Anlehnungen des gekürzten Artikels an die Präpositionen eingeführt, mochte der Artikel von diesen selbst abhängen oder einem zwischentretenden Genetiv gehören; wie zes für ze des, enents für enent des, jenseit des, welchen allen die jüngere Sprache überbedächtig wieder entsagte, das sind keine geringen Dinge, vielmehr solche, die unmittelbar jeden Satz behend oder schleppend machen können. Man halte unserm deutschen der Mann, des Mannes, dem Manne das ital. luomo, de luomo, al uomo, oder das franz. lhomme, de lhomme, à lhomme ent-

gegen; wir haben hier sogar voraus, daß unsere Flexion noch zureicht und uns keine Präposition zu helfen braucht. Der Romane hat diese nicht gescheut, sondern in seinen Gewinn verwandt, und del, al, die genau übersetzt von dem, zu dem enthalten, sind ihm zu Wohllaut und deutlicher Kürze ausgeschlagen. Hinzugenommen den bewundernswert einfachen Hebel der provenzalischen und altfranzösischen Deklination, der die meisten Nomina bloß damit lenkt, daß er dem Nominativ Singularis die obliquen Pluralkasus, dem Nominativ Pluralis aber die obliquen Singularkasus gleichstellt (in welchem Gesetz ich noch einen Nachhall keltischer Spracheigenheit zu spüren meine), so muß man den praktischen Blick dieser Sprachen anerkennen, die freilich nachher ihren Vorteil fast wieder aus der Hand ließen. Ich gebe immer noch nicht die ehrwürdigen Überreste unserer uralten Flexion dafür hin, aber diese hätten wir weit mehr zu unserm Nutzen handhaben können.

Ist unsere heutige Nominalflexion abgewichen von ihrer ehmaligen Fülle und Bedeutung, so hat sich dagegen die herrliche und dauerhafte Natur des deutschen Verbums fast nicht verwüsten lassen, und von ihr gehn unzerstörbar Klang und Klarheit in unsere Sprache ein. Die Grammatiker, welche ihre Sprachkunde auf der Oberfläche, nicht in der Tiefe schöpften, haben zwar alles getan, um den Ablaut, der die edelste Regel deutscher Konjugation bildet, als Ausnahme, die unvollkommene Flexion als Regel darzu-

stellen, so daß dieser der Rang und das Recht zustehe, jene allmählich einzuschränken, wo nicht gar aufzuheben. Fühlt man aber nicht, daß es schöner und deutscher klinge zu sagen buk, wob, boll (früher noch besser wab, ball) als backte, webte, bellte, und daß zu jener Form die Partizipa gebacken, geworben, gebollen stimmen? Im Gesetz des Ablauts gewahre ich eben, was vorhin bei dem von der neueren Deklination eingeschlagnen Weg vermißt werden konnte, den ewig schaffenden, wachsamen Sprachgeist, der aus einer anfänglich nur phonetisch wirksamen Regel mit dem heilsamsten Wurf eine neue dynamische Gewalt entfaltete, die unserer Sprache reizenden Wechsel der Laute und Formen zuführte. Es ist sicher alles daran gelegen, ihn zu behaupten und fortwährend schalten zu lassen.

Mit dem Ablaut eng zusammen steht ein anderes Gesetz von geringem Umfang, doch in das höchste Altertum aufreichend. Gleich der lateinischen und zumal griechischen besitzt unsere Sprache gewisse Verba, deren Form Vergangenheit, deren Begriff Gegenwart ausdrückt, weil in ihnen das Gegenwärtige unmittelbar auf das Vergangne gegründet, sozusagen aus ihm erworben ist. Wenn es heißt ich weiß, so gibt diese Form ein Präteritum kund, am sichtbarsten dadurch, daß die dritte Person den Ausgang t nicht annimmt, der zur Form des Präsens erfordert wird, wie umgekehrt alle Präterita ihn nicht haben. Ich weiß, will eigentlich sagen: ich habe gesehn und ent-

spricht dem lateinischen vidi, griechischen οἶδα wie wissen dem lateinischen videre, griechischen ἰδεῖν. Auf solche Weise läßt sich die allmählich sehr beschränkte Zahl anderer Wörter dieser Klasse gleichfalls auslegen, und da sie fast alle aushelfen, d. h. die meisten Auxiliaria hergeben, folglich in der Rede oft wiederkehren, so verleihn sie, abgesehn von ihrer sinnigen Gestalt, dem Ausdruck wiederum angenehmen Wechsel. Sie sind als wahre Perlen der Sprache zu betrachten, und der Verlust eines einzigen von ihnen zieht empfindlichen Schaden nach sich. Nun sind aber, wie ich sagte, mehrere von ihnen heute ganz aufgegeben, andere in ihrer Eigenheit angetastet worden. Dahin gehört z. B. das Wort taugen, welches der älteren Sprache gemäß flektieren sollte taug, taugst, taug und im Grunde aussagt: ich habe mich geltend gemacht, dargetan, daß ich vermag. Noch Opitz, Christian Weise und manche spätere schreiben das richtige taug, nicht taugt, auf welches sich unmittelbar anwenden läßt, daß es ein Taugnichts sei, wennschon ein ziemlich alter, da ihn bereits einzelne Schreiber des vierzehnten Jahrhunderts einschwärzen.[1]) Den Sprachpedanten war aber taug mit seinem der Verdichtung entgangnen Diphthong ein Greuel, wie ihnen darf, mag und soll unbegreiflich sind, und sie haben wirklich ihr taugt, etwa nach der Analogie von brauchen braucht, saugen saugt durchgesetzt, wie man auch bei

[1]) Weingartner Liederhandschrift S. 167: minne tovgt niht aine; und öfter.

den sonst aufgeweckten Schwaben zu hören bekommt er weißt statt er weiß, oder uns allen gönnt das edlere gan verdrängt hat.

Kaum in einem andern Teil unserer Grammatik würde, was ich hier tadle, greller vortreten, als in der Syntax, und Beispiele liegen auf der Hand. Es sei bloß erinnert an das lästige Häufen der Hilfswörter, wenn Passivum, Präteritum und Futurum umschrieben werden, an das noch peinlichere Trennen des Hilfsworts vom dazugehörigen Partizipum, was französischen Hörern den verzweifelnden Ausruf „j'attends le verbe“ abnötigt. Solch eine Scheidewand, wäre es bloß tunlich sie zu ziehn, nicht notwendig, könnte der Rede Abwechslung verleihn; daß sie fast nirgends unterbleibt, bringt den Ausdruck um Raschheit und Frische. Noch empfindlicher ist mir die aufgegebne alte einfache Negation, der in unserer frühern Sprache ihr natürlicher Platz unmittelbar vor dem Verbum zustand, das verneint werden soll. Anstatt des got. ni ist, ahd. nist, mhd. en ist haben wir ein „ist nicht“, d. h. dies nicht aus einer hinzutretenden, bloßen eigentlich nihil aussagenden Verstärkung zur förmlichen Negation erhoben, die in den meisten Fällen dem Verbum nachschleift. Schwerlich konnte der Sprache etwas Ungelegneres widerfahren, da die behende fließende Partikel schwand und durch eine mit ihr selbst schon zusammengesetzte gröbere ersetzt wurde, die nicht länger imstand war, da, wo sie in der Rede erwartet werden muß, zu erscheinen. Der gestiftete

Schade leuchtet ein, sobald wir die alte Ausdrucksweise zur neuen halten, das got. ni grêt ist μὴ κλαῖε, ni karôs, ne cures, ahd. ni churi statt unseres weine nicht, sorge nicht; wie kurz ist das ahd. ni ruochat, mhd. en ruochet, nolite, sorget nicht, wo wir den Eindruck der Verneinung immer erst hinten fühlbar werden lassen. Auf die Frage, bist du hier? folgt mhd. die Antwort: ich en bin, heute muß sie lauten: ich bin nicht hier, weil wir antwortend zugleich das Adverb des Fragenden zu wiederholen pflegen, für acht jetzt fünfzehn Buchstaben, statt des leichtrollenden Bluts trägeren Pulsschlag. Kurz über dem pedantischen Hervorholen eines sparsam angewendet, die Verneinung stärkenden Worts ist uns die einfache, fast allen andern Sprachen zu Gebot stehende Negation wie ein Vogel aus dem Käfig entflogen, und wir haben nur das Nachsehn.

Es wird aber fruchten, von diesen aus Flexion und Syntax geschöpften Beispielen fortzuschreiten zu solchen, die bei der Wortbildung aufgesucht werden können, wo sich die Praxis der deutschen Sprache im Verhältnis zu benachbarten fremden noch deutlicher kundtut.

Man hat im Überschwang den Reichtum und die Überlegenheit unserer Sprache hervorgehoben, wenn von dem mannigfalten Ausdruck ihrer Wortableitungen und Zusammensetzungen die Rede ist. Ich vermag lange nicht in dies Lob einzustimmen, sondern muß oft unsere Armut in Ableitungsmitteln, unsern Mißbrauch im Zusammensetzen beklagen.

Eine Menge unserer einfachsten und schönsten Ableitungen ist verlorengegangen, oder sieht sich so eingeschränkt, daß die Analogie ihrer Fortbildung beinah versiegt. Einige fremde, völlig undeutsche Bildungen haben dagegen unmäßig gewuchert, das ist ein deutliches Zeichen für den Abgang eigner, deren Stelle jene vertreten. Ich wüßte kein gelegneres Beispiel zu wählen, als das der zahllosen Verba auf ieren, die von den Regierenden oben bis zu den buchstabierenden und liniierenden Schülern hinab wie Schlingkraut den ebenen Boden unserer Rede überziehn. Eine nähere wegen ihres Ursprungs gepflogne Untersuchung liefert ungefähr hundertundsechzig mhd. Wörter dieser Art, und leicht mögen ihrer noch zwanzig zugefügt werden können; es ergibt sich, daß man vor der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts nicht das Geringste in Deutschland von dergleichen Wörtern wußte, und daß sie erst mit der höfischen, auf romanische Quelle hingewiesnen Poesie eingebracht, man muß aber gestehn, recht pedantisch eingebracht worden. Denn bei Entlehnung fremder Wörter versteht sich doch von selbst, daß man sich bloß des Worts zu bemächtigen suche und seine fremde Flexion fahren lasse. Das r war nun hier bare romanische Form des lateinischen Infinitivs,[1]) die außer

[1]) Altfranzösisches ier haben eigentlich nur Verba, die lateinischen auf -iare oder -igare entsprechen, z. B. essilier mlat. exiliare, chastier lat. castigare, allier lat. adligare, alligare; dann aber wurde es auch auf

ihm in jedem andern Modus alsbald verschwindet, und es muß als die rohste Auffassung ausländischer Wortgestalt angesehn werden, daß der Deutsche in seine Nachahmung das infinitivische Zeichen aufnahm und charakteristisch überall bestehn ließ; sein eignes Zeichen aber noch dazu anhängte; außer dem Fleisch des genossenen Apfels ließ er sich auch den Griebs dazu wohlschmecken. Daß durch solche Wörter manche vollautende Formen (allarmieren, strangulieren) in unsere Sprache geraten sind, ist unleugbar, aber sie stimmen nicht mit ihrer fremdartigen Betonung zu unsern Wörtern und führen Steifheit mit sich. Wieviel taktvoller zu Werk ging die romanische Sprache, als sie sich ihrerseits einige deutsche Verba, wenn auch nur sparsam, anzueignen bewogen fand, z. B. das ital. albergare, franz. herberger nach unserm herbergen, ahd. heribergôn bildete oder noch früher ihr

andere erstreckt: mangier it. mangiare lat. manducare, laissier it. lasciare lat. laxare, brisier, vengier lat. vindicare it. vendicare. Ausnahmsweise entspringen deutsche -ieren aus franz. -ir: regieren franz. regir it. reggere, offrieren franz. offrir it. offerire, acquirieren franz. acquerir. Die italienische Sprache hatte keinen solchen Einfluß auf unsere, um ihr wohlklingendes -are in deutsches -aren überzuführen. In, spazieren aus dem lat. Deponens spatiari, spatior spatiaris ließe sich das r allenfalls entschuldigen. Gleich pedantisch ist aus François unser Franzosen gemacht. Schon Karlmeinet 375 Franzôsen: Engillôsen (Anglois).

guardare, garder aus unserm warten. Hätte sie hier nach Analogie von parlieren, charmieren verfahren, so wäre ein alberganare, herbergener, ein guardanare, gardener entsprungen. Man darf das adchramire und adfathamire des salischen Gesetzes als die frühsten Beispiele solcher aus der deutschen Sprache von den Romanen entlehnten Wörter beibringen. Meine Ausführung zeigt, daß -ieren seiner fremden Art gemäß eigentlich nur fremden, lateinisch-romanischen Wörtern zustehn konnte; als es aber einmal bei uns warm geworden war, versuchte man, es auch an deutsche Stämme zu hängen und ihm deutsche Partikeln voranzuschicken. Wie verschieden sich die ahd. und nhd. Sprache benahm, wenn lateinische Wörter deutsch gemacht werden sollten, kann das Beispiel von schreiben ahd. scrîban lehren, das man früher aus scribere bildete, während später conscribere und rescribere sich in konskribieren, reskribieren verdrehte. Dort verfuhr man natürlich und sprachgemäß, hier widernatürlich und pedantisch.

Die Leichtigkeit des Zusammensetzens im Deutschen hat man ohne hinreichenden Grund zu der Fülle griechischer Zusammensetzungen gehalten. Schlechte, ungebärdige Zusammensetzungen leimen ist keine besondre Kunst, in tüchtigen müssen die einzelnen Wörter besser gelötet und aneinandergeschweißt sein. Eine echte Zusammensetzung ist erst dann vorhanden, wenn sich zwei Wörter gesellen, die los und ungebunden im Satz nicht nebeneinanderstehn würden;

wir Deutschen haben aber eine Unzahl sogenannter Komposita, die für sich konstruierte Wörter bloß etwas enger aneinanderschieben und dadurch nur steifer und unbeholfner machen; die Wörter fangen zuletzt gleichsam selbst an sich für zusammengefügt zu halten und wollen nicht mehr getrennt auftreten. So hat sich in Eigennamen ein vorangestellter Genitiv nach und nach fester angeschlossen und läßt sich nicht mehr verrücken. Königsberg, Frankfurt war ursprünglich Königs berg, Franchono furt, wo die Franken eine Furt durch den Main gefunden hatten; aus Franken furt entstellte man zuletzt das unverständliche Frankfurt. Verba wie aufnehmen, wiedergeben, niederschreiben sind ebensowenig wahre Komposita, was sich augenblicklich bei der Umstellung: ich nehme auf, gebe wieder, schreibe nieder zeigt. Erst dann entspringt hier Zusammensetzung, wenn die Partikel untrennbar geworden ist, wie in jenem übersetzen vertere, während übersetzen traducere trennbar bleibt.

Solcher Zusammenschiebung ungemeine Tunlichkeit im Deutschen verführt, ohne alle Not nichtssagende Wörter zu häufen und den Begriff des einfachen Ausdrucks nur dadurch zu schwächen. Wenn hier in Berlin jemand hingerichtet worden ist, liest man an den Straßenecken eine „Warnungsanzeige" angeheftet. Nun will warnen sagen: Gefahr weisen, an Gefahr mahnen; in jener Zusammensetzung steckt also unnützer Pleonasmus, der bald wie avertissement d'avertissement lautet, das ital. avvertimento be-

deutet Warnung und Anzeige. Ein bloßes Warnung oder Verwarnung wäre nicht allein sprachgemäßer, sondern auch kräftiger, so kräftigen Stil die blutige Bekanntmachung auch ohne Rücksicht auf die gebrauchten Worte an sich redet.

Wo andere Sprachen einzelne Wörter aneinanderreihn, pflegen sie häufig zu kürzen, und das einleuchtendste Beispiel liefern uns Zahlwörter; es ist lästig, was man jeden Augenblick im Munde hat, in ganzer Breite aufzusagen. Wie günstig unterscheidet sich das französische treize, quatorze, quinze, seize von unserm dreizehn, vierzehn, fünfzehn, sechzehn; zum Glück haben wir mindestens elf und zwölf seit der ältesten Zeit verengt, und daß unser Hundert die allerstärkste Stümmelung voraussetzt, ahnen die wenigsten: es ging hervor aus taihuntaihund, wie das lat. centum aus decemdecentum usw. Die Pedanten, welche kaum achzehn, sechzehn, siebzehn in achtzehn, sechszehn, siebenzehn berichtigt haben, werden erschrecken zu hören, wieviel ihnen hier zu tun übrigbleibt.

Man sollte meinen, eine ganze Zahl deutscher Zusammensetzungen seien bloß aus Trägheit entsprungen oder in der Verlegenheit, für einen neuen, ungewohnten Begriff den rechten Ausdruck zu finden. Da, wo unsere alte Sprache einfache Namen hatte, suchte die neuere immer ihre gröberen Zusammensetzungen unterzuschieben, wie z. B. die deutschen Monatsnamen lehren, und schon Karl der Große stellte mit seinen Vorschlägen kein Meisterstück auf. Die Komposition ist alsdann

schön und vorteilhaft, wenn zwei verschiedne Begriffe kühn, gleichsam in ein Bild gebracht werden, nicht aber, wenn ein völlig gangbarer, einfacher Begriff in zwei Wörter verschleppt wird. Unser himmelblau oder engelrein ist allerdings schöner als das französische bleu comme le ciel, pur comme un ange; aber ich stehe ebensowenig an, dem lat. malus, pomus, dem franz. pommier den Vorzug zu geben vor unserm Apfelbaum. Denn mit der belebteren Vorstellung eines Baums, woran Äpfel hangen, ist uns in den meisten Fällen gar nicht gedient, und jedermann wird es passender finden, daß wir Eiche sagen und nicht auch etwa Eichelbaum. Die Vergleichung anderer Sprachen lehrt, daß jeder Obstbaum von seinem Obst füglicher durch bloße Ableitung als durch Zusammensetzung unterschieden werde. Aber auch für abstrakte Begriffe ist die abgeleitete Form vorzüglicher, als die zusammengesetzte, z. B. das franz. maladie von malade besser als unsere Krankheit, welches eigentlich ordo oder status aegroti ausdrückt. Deutschland pflegt einen Schwarm von Puristen zu erzeugen, die sich gleich Fliegen an den Rand unserer Sprache setzen und mit dünnen Fühlhörnern sie betasten. Ginge es ihnen nach, die nichts von der Sprache gelernt haben und am wenigsten die Kraft und Keuschheit ihrer alten Ableitungen kennen, so würde unsere Rede bald von schauderhaften Zusammensetzungen für einfache und natürliche fremde Wörter wimmeln; das wohllautende Omnibus muß ihnen jetzt unerträglich scheinen, und statt

auf die nahliegende Verdeutschung durch den Dativ Pl. „Allen" zu geraten, wird ein steifstelliges Allwagen, Gemeinwagen, Allheitfuhrwerk oder was weiß ich sonst für ein geradbrechtes Wort vorgefahren werden. Selbst der Ausdruck, dessen ich hier nicht entraten kann, ich meine das Wort Zusammensetzung, ist schlecht geschmiedet und aus dem losen zi samana sezzunga entsprungen. Welcher Franzose würde ensembleposition dem natürlichen composition vorziehen? Genug hiervon ist gesagt, um allen, die meines Glaubens sind, Enthaltsamkeit im Anwenden der Zusammensetzungen (durch welche Kampe sein Wörterbuch ohne tiefere Sprachkenntnis anschwellte) und Eifer für den erneuten Gebrauch guter und alter Derivative anzuempfehlen.

Es bleibt übrig, einen Gegenstand zu berühren, vor dem mir bangt, ich meine die Art und Weise, wie wir unsere Sprache mit Buchstaben schreiben. Dies köstliche Mittel, das fliegende Wort zu fassen, zu verbreiten und ihm Dauer zu sichern, muß allen Völkern eine der wichtigsten Angelegenheiten sein, und die Freude, welche eine vollkommene Schrift gewährt, trägt wesentlich bei dazu, den Stolz auf die heimische Sprache zu erhöhn und ihre Ausbildung zu fördern. Vor mehr als 800 Jahren, zu Notkers Zeiten in Sankt Gallen, war es besser um die deutsche Schreibung bestellt, und auf das genaue Bezeichnen unserer Laute wurde damals große Sorgfalt gewendet; noch von der Schrift des 12. und 13. Jahrhunderts läßt sich

Rühmliches melden, erst seit dem 14. Jahrhundert begann sie zu verwildern. Mich schmerzt es tief, gefunden zu haben, daß kein Volk unter allen, die mir bekannt sind, heute seine Sprache so barbarisch schreibt wie das deutsche, und wem es vielleicht gelänge, den Eindruck zu schwächen, den meine vorausgehenden Bemerkungen hinterlassen haben, das müßte er dennoch einräumen, daß unsere Schreibung von ihrer Pedanterei gar nicht sich erholen könne. Was in jeder guten Schrift stattfindet, die Annahme einfacher Zeichen für beliebte Konsonantverbindungen, wie bei uns ch und sch sind, ist gänzlich vermieden und dadurch der Anschein schleppender Breite hervorgebracht. Noch schlimmer steht es aber um den Gebrauch der wirklich gangbaren Zeichen. Zu geschweigen, daß der einzelne nach Verwöhnung oder Eigendünkel die Buchstaben übel handhabt, wird auch im allgemeinen weder strenge Folge noch Genauigkeit beachtet, und indem jeder gegen den Strom zu schwimmen aufgibt, beharrt er desto hartnäckiger in unvermerkten Kleinigkeiten, deren Wirrwarr aufrichtiger Besserung am meisten hinderlich wird.

Die Häufung unnützer Dehnlaute und Konsonantverdoppelungen, dazu aber noch ein unfolgerichtiger Gebrauch derselben gereicht unserer Sprache zur Schande. Ganz gleiche, nebeneinander stehende Wörter leiden ungleiche Behandlung. Der Franzose schreibt nous vous, der Italiener noi voi, der Däne vi i, der Pole my wy, der Deutsche hat den pedantischen Unter-

schied gemacht wir und ihr.[1]) Nicht anders setzt er grün aber kühn, schnüren aber führen, Heer, Meer, Beere, aber wehre und nähre, schwöre, Haar aber wahr, Jahr, welchen Wörtern überall gleicher Laut zusteht. Von schaffen bilden wir die dritte Person schafft, in dem Substantiv Geschäft lassen wir den einfachen Laut. Auf den Wohllaut und das Gesetz aller andern Sprachen, daß inlautend Buchstab vor Buchstab schwinden müsse, wenn er nicht mehr auszusprechen ist, wird herkömmlich nicht geachtet, woraus bei Zusammensetzungen, deren erstem Wort man Bedenken trägt, die doppelte Konsonanz zu erlassen, obgleich das zweite mit demselben beginnt, dreifache Schreibung desselben Buchstabens entspringt: Schifffahrt, Stammmutter, Schnelllauf, Stalllicht, Betttuch finden sich mit unaussprechlichem fff, mmm, lll, ttt dargestellt. Unser Mittelalter, noch mit lebendigerem Lautgefühl ausgerüstet, stand nicht an, von verwandten Buchstaben, die aneinanderstießen, den einen in Schreibung und Aussprache fahren zu lassen; man schrieb und sprach Wanküssen Cervical Parz. 573, 14. Wh. 281, 16 nicht Wangküssen, Eichorn Parz. 651, 13 nicht Eichhorn, und hätten andere Völker unterlassen, auf solche Weise zu verfahren, ihre Sprache würde rauh und holpricht geblieben sein, wie die deutsche

[1]) Der Anlaß war vielleicht, weil man ihm von im (in dem) unterscheiden wollte, dies ihm zog ihr für den Dat. fem. und ihr für den Nom. pl. nach sich; einleuchtend schlechte Gründe.

aus ängstlichem Streben nach voller Deutlichkeit an allzuviel Stellen ist.

Doch was sage ich von überflüssigen Buchstaben? Erklärte Liebhaber sind auch die Pedanten unnötiger Striche und Haken. Striche möchten sie, soviel möglich ist, in der Mitte von Zusammensetzungen, Haken überall anbringen, wo ihnen Vokale ausgefallen scheinen. Sie lieben es zu schreiben himmel-blau, engel-rein, fehl-schlagen und Buch's, Kind's, lies't, iß't, leb'te, geleb't. Ihnen sagt zu das französische garde-meuble, bouche-rose, epicondylo-sus-méta-carpien, nichts aber erwirbt sich mehr ihren Beifall, als daß die Engländer von Eigennamen wie Wilkins oder Thoms einen sogenannten Genitiv Wilkins's, Thoms's schreiben, mit welchem man nun sicher sei, den rechten Nominativ zu treffen. Was eine fast alles Gefühls für Flexion verlustig gegangne Sprache nötig erachtet, will man auch uns zumuten! Sollte die Schrift alle Vokale nachholen, die allmählich zwischen den Buchstaben unserer Wörter ausgefallen sind, sie hätte nichts zu tun als zu häkeln, und wer würde setzen mögen Eng'land, Men'sch, wün'schen, hör'en? Der Schreibung, die ihre volle Pflicht tut, wenn sie alle wirklichen Laute zu erreichen sucht, kann nicht das Unmögliche aufgebürdet werden, zugleich die Geschichte einzelner Wörter darzustellen.

Jeder Regel des Schreibens aber enthoben wähnt man sich sonst bei Eigennamen, sei es Furcht, die

Frömmigkeit gegen Großvater oder Urgroßvater zu verletzen, die ihren Namen schlecht schrieben, während ihn Ururgroßvater und ältere Ahnen wahrscheinlich recht geschrieben hatten, oder Sorge, die Anwartschaft auf ein Erbe zu gefährden, obwohl ich bezweifle, daß jemals aus diesem Grund ein gerechter Anspruch vor den Gerichten unterlegen hat. Kommt wohl in der gesamten griechischen oder römischen Literatur ein falsch oder ungrammatisch geschriebner Eigenname vor? Man schlage eins unserer Adreßbücher auf, welche Barbarei daraus entgegenweht; da stehn Hofmänner und Wölfe bald mit f, bald ff geschrieben, und in welcher bunten Masse von Schmieden, Schmidten, Schulzen, Schultzen, Scholzen, Scholtzen, Müllern, Möllern und Millern muß man sich verlieren. Mitten auf den Titeln unserer Bücher erscheinen solche verunzierte Namen, oft unaussprechlich unsern Nachbarn. Mag auch in den Mischungen deutscher Volksstämme die dialektische Eigenheit geduldet, neben dem schwäbischen Reinhart ein sächsischer Reinhard, neben dem hochdeutschen Schulze ein niederdeutscher Schulte, friesischer Skelta geschrieben werden, der orthographischen Eigenheit jedes Stammes angemessen; unerläßlich scheint es, daß eine gebildete Sprache ihre Eigennamen den Gesetzen unterwerfe, die für alle übrigen Wörter gelten, und wo sie es nicht tut, verdient sie geschmacklos zu heißen.

Den gleich verwerflichen Mißbrauch großer Buch-

staben für das Substantivum,[1]) der unserer pedantischen Unart Gipfel heißen kann, habe ich und die mir darin beipflichten, abgeschüttelt, zu welchem Entschluß nur die Zuversicht gehört, daß ein geringer Anfang Fortschritten Bahn brechen müsse. Mit wie zaghafter Bedächtigkeit wird aber ausgewichen, nach wie unmächtigen Gründen gehascht gegen eine Neuerung, die nichts ist als wiederhergestellte naturgemäße Schreibweise, der unsere Voreltern bis ins fünfzehnte Jahrhundert, unsere Nachbarn[2]) bis auf heute treu blieben. Was sich in der gesunknen Sprache des sechzehnten und siebzehnten Verkehrtes festsetzte, nennt man nationale deutsche Entwicklung; wer das glaubt, darf sich getrost einen Zopf anbinden und Perücke tragen, mit solchem Grund aber jedwedes Verschlimmern unserer Sprache und Literatur gutheißen und am Besserwerden verzweifeln.

Dies alles rede ich in einer deutschen Akademie und würde es ihr ans Herz legen, wenn der rechte

---

[1]) Hugo (dessen geistige Natur von pedantischen Schatten wenig verdunkelt wurde) führte sogar in seinen Büchern durch: HandSchrift, KaufMann, BuchDruckerKunst usw., neben handschriftlich kaufmännisch. Dabei läßt sich streiten, ob Erbgroß-Herzog oder ErbGroßHerZog zu setzen sei? Denn in dem zog liegt die Hauptsache, dux.

[2]) Es ist hier natürlich abzusehn von den Dänen und Littauern, die sich von unserm Laster anstecken ließen; Niederländer, Schweden, Finnen, Letten, Slaven blieben rein.

Augenblick dazu jetzt schon gekommen schiene. Es ist allgemein bekannt, wie nach Wiederherstellung der klassischen Literatur überall in Europa gelehrte Gesellschaften entsprangen, die mit Ausschluß der Theologie und Jurisprudenz, vorzugsweise auf den Betrieb der Philologie, Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften gerichtet wurden. In erster Reihe stand aber Philologie, und nichts lag dieser näher als die Grundsätze, welche aus dem neuerstandnen und gereinigten Studium der klassischen Sprachen geschöpft wurden, auch auf die Landessprachen anzuwenden. Wie sollte ein sich selbst fühlendes Volk nicht unmittelbar angetrieben werden, was es in den herrlichen Sprachen des Altertums anschaut und ergründet, auch seiner eignen, deren es sich für den lebendigsten Ausdruck seiner Gedanken bedienen muß, angedeihn zu lassen? Eine auffallende, in ihren Ursachen erwägenswerte Erscheinung bleibt es nun, daß, während alle romanischen Zungen aus diesen gelehrten Vereinen Vorteil zogen, und zumal in Italien, Spanien und Frankreich für die Auffassung und Reinhaltung der Muttersprache Großes geschah, daß in den Ländern germanisches Sprachgebiets nichts geleistet wurde, was jenen Erfolgen nur von ferne an die Seite treten könnte. Um hier von England, den Niederlanden und Skandinavien abzusehn, im innern Deutschland ging die Sprache nach Luthers Zeit, der sie noch zuletzt emporgehoben hatte, aller ihrer alten Kraft vergessen, unaufhaltsam einer in der Geschichte der Sprachen ganz

unerhörten Verderbnis entgegen, und in unserer politischen Zerrissenheit und Spaltung, wie hätten die gelehrten Gesellschaften einzelner Landstriche sich unterfangen können, aus dem engen Bereich ihnen noch zu Gebot stehender Quellen der hochdeutschen Sprachregel Geltung zu verschaffen? Niemand wird mir das Beispiel einer im siebzehnten Jahrhundert entstandnen und verschollnen Gesellschaft entgegenhalten, die wie lucus a non lucendo, ihren Namen davon führt, daß sie keine Frucht brachte.[1] Mit weit größerem Recht darf ich an unsere eigne Akademie erinnern, die zwanzig Jahre nach dem Erlöschen jenes Phantoms ausdrücklich für deutsche Sprache mitgegründet ward, was sich schon bei der vaterländischen Gesinnung des Manns, der auf ihre Stiftung entscheidenden Einfluß übte, erwarten läßt. Leibnizens Empfehlung veranlaßte, daß ihr auch alsbald ein rüstiges

[1]) Weder was Gervinus 3, 176—182, noch jetzt eben Barthold in seiner anziehenden und belehrenden Schrift sagen, kann mich in diesem Urteil irremachen. Wie hätte eine so pedantische, abgeschmackte Spielerei, die nicht einmal den bessern Teil der geistigen Kraft jener Zeit, Opitz, Fleming, Gryphius, Logau (vgl. Barthold S. 193. 210. 254. 289) erfolgreich zu gewinnen verstand, Grundlage des deutschen Sinns sein können, der auch ohne sie harter Prüfung gewachsen war. Schottels brave Arbeit war ganz in ihm selbst emporgestiegen, und wenn die Gesellschaft darauf irgend Einfluß übte, mag dieser mehr schädlich als heilsam heißen.

Mitglied einverleibt wurde, Johann Leonhard Frisch, ein geborner Bayer, lange schon in Berlin wohnhaft, der mit sichtbarem Erfolg auf den Anbau unserer Sprache wirkte und aus eignen Mitteln ein deutsches Wörterbuch zustand brachte, dem sein bedeutender Wert für alle Zukunft verbleiben wird. Daß aber die Akademie selbst bald teilnahmslos für einen ihrer ursprünglichen Hauptzwecke wurde, hat, soviel ich entdecke, seinen Grund in zwei sie nah berührenden Richtungen der folgenden Zeit. Bei der Umgestaltung, die sie im Jahr 1744 erfuhr, mußte sie erleben, daß ihr für ihre Abhandlungen die französische Sprache aufgedrängt wurde, unter deren vorwaltendem Einfluß lange Jahre hindurch Förderung der einheimischen am wenigsten als zeitgemäße akademische Aufgabe angesehn werden durfte. Eine andere Ursache ist, scheint es mir, gelegen in dem Aufschwung, den seit den letzten hundert Jahren die exakten Wissenschaften überall in Europa genommen haben. Wenn früherhin Naturforschung und Philologie, wie in den tonangebenden italienischen Akademien italienische, auch namentlich deutsche Sprachkunde sich oft gern zueinander gesellten, welches das zuletzt angeführte Beispiel von Frisch bewährt, so ist allmählich den Naturwissenschaften auf der Höhe, zu welcher sie sich gehoben haben, nationale Farbe fast entwichen, und sie pflegen heutzutage geringen oder gar keinen Anteil am Gedeihn und Wachstum unserer Sprache zu nehmen. Ihre neuen Fünde empfangen außerhalb wie innerhalb

des Lands gleiche Bedeutung, und des Pedantischen, wovon wir Philologen uns noch keineswegs frei fühlen, gehn sie längst bar und ledig.

Neben so empfindlichen, zum Teil fortdauernden Nachteilen hat sich aber auch ein günstiger Wandel zugetragen, der dem Fortschritt der deutschen Sprache allenthalben und namentlich in unserer Akademie zustatten kommt. Nicht nur daß jene Schranke eines zwängenden fremden Idioms längst wieder aus dem Weg geräumt wurde, es ist auch bereits vor der Zeit, seit welcher ich der Akademie anzugehören die Ehre habe, von trefflichen Kollegen manche Untersuchung gepflogen worden, die der Geschichte unserer Sprache und Literatur großen Vorschub tut, und ich kann nicht unterlassen, hiermit öffentlich meinen Dank abzustatten dafür, daß mir voriges Jahr gewährt ward, eine Preisaufgabe, meines Wissens in unserer Akademie die erste über einen Gegenstand deutscher Sprache zu stellen, dem ich nicht geringe Wichtigkeit beilege, und den ich zu fruchtbarer Bearbeitung für besonders reif und geeignet halte. Noch höher anzuschlagen als das, was bei dem besten Gelingen solcher Arbeiten immer nur vereinzelt dastehn würde, ist, daß auch das Volk seine Sprache, und was ihr recht ist, mit anderm Auge zu betrachten beginnt. In unsern Tagen, und wer frohlockt nicht darüber? wird lebhaft gefühlt, daß alle übrigen Güter schal seien, wenn ihnen nicht die Freiheit und Größe des Vaterlands im Hintergrund liege. Was aber helfen die edelsten

Rechte dem, der sie nicht handhaben kann? Kaum ein anderes höheres Recht mag es geben als das, kraft welches wir Deutsche sind, als die uns angeerbte Sprache, in deren volle Gewähr und reichen Schmuck wir erst eingesetzt werden, sobald wir sie erforschen, reinhalten und ausbilden. Zur schmählichen Fessel gereicht es ihr, wenn sie ihre eigensten und besten Wörter hintansetzt und nicht wieder abzustreifen sucht, was ihr pedantische Barbarei aufbürdete; man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einmengen unsere Sprache schändet, dann werden sie wie Flocken zerstieben, wann Deutschland sich selbst erkennend, stolz alles großen Heils bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht. Wie es sich mit dieser Sprache im Guten und Schlimmen bisher angelassen habe, ihr wohnt noch frische und frohe Aussicht bei, daß ihre letzten Geschicke lange noch unerfüllt sind und unter den übrigen Mitbewerbern wir auch eine Braut davontragen sollen. Dann werden neue Wellen über alten Schaden strömen.

Die Sprachpedanten

Pfeiffers Germania. II. 1857.

Pedanten und Puristen, was eigentlich eine Brut ist, sind mir oft so vorgekommen wie Maulwürfe, die dem Landmann zu Ärger auf Feld und Wiese ihre

Hügel aufwerfen und blind in der Oberfläche der Sprache herumreuten und wühlen.

Als ich neulich in unserer Akademie über das Pedantische in der deutschen Sprache gelesen und mit einer Erwägung geschlossen hatte, inwiefern es im Vermögen der Akademie früher lag, noch liegt und künftig liegen kann, über unserer Sprache zu wachen (wobei der bescheidenste Anspruch erhoben und gestanden wurde, daß jetzt die Zeit noch unerschienen sei, ihn einmal geltend zu machen), fiel es einem der Leute, mit deren Aufsätzen Berliner Zeitungen in die Gelehrsamkeit streifen, ein, den öffentlich bekanntgemachten Bericht der Akademie geradezu eines Sprachfehlers zu zeihn. Das war doch unmittelbar nach solchem Anlaß zu arg. Dem pedantischen Gefühl mochte vorschweben, daß es heiße „deine Augen wachen über mich" und damit jede andere Fügung verurteilt sei: ich ließ bei Namensunterschrift folgendes einrücken, von dem ich nur tilge, was nicht hierhergehört.

Ein ungenannter Pedant hat aufgeworfen, daß bei Anzeige meiner Vorlesung über deutsche Pedanterie und Barbarei durch ein eignes Spiel des Zufalls stehe „über der deutschen Sprache wachen". O nein, es soll so heißen. Von der Welt die bekannteste Sache ist, daß manche Präpositionen doppelten Kasus, oft nach leiser Verschiedenheit des Sinns, bei sich haben, unter andern über: der Schmetterling flattert über den Blumen oder über die Blumen, die Fahne weht über dem Land oder über das Land, das Schwert

hängt über dem Nacken oder über den Nacken, der Unverstand krittelt über solchen Worten oder über solche Worte, ich bin über dem Buch eingeschlafen oder über das Buch, die Sonne leuchtet über mir oder über mich, der Geizhals wacht über dem Gold oder über das Gold, die Freunde wachten über der Leiche oder über die Leiche. Beim Einschlafen über dem Buch fällt der Nachdruck auf den Lesenden, bei über das Buch fällt er auf das einschläfernde Werk, beim Wachen über der Leiche auf die Wachenden, bei über die Leiche auf den bewachten Gegenstand. Über der Sprache wachen heißt bei der Sprache wachen, abstinere a dormiendo, wie ein wachendes Gestirn über der Sprache leuchten, das schien hier besser gesagt, als mit Rücksicht auf den Gegenstand: die Sprache behüten, beschützen.

Wesen der Tierfabel

Reinhart Fuchs. (1834.) Erstes Kapitel.

Die Poesie, nicht zufrieden Schicksale, Handlungen und Gedanken der Menschen zu umfassen, hat auch das verborgne Leben der Tiere bewältigen und unter ihre Einflüsse und Gesetze bringen wollen.

Ersten Anlaß hierzu entdecken wir schon in der ganzen Natur der für sich selbst betrachtet auf einer poetischen Grundanschauung beruhenden Sprache. Indem sie nicht umhinkann, allen lebendigen, ja unbelebten Wesen ein Genus anzueignen, und eine stärker oder leiser daraus entfaltete Persönlichkeit einzuräumen, muß sie sie am deutlichsten bei den Tieren vorherrschen lassen, welche nicht an den Boden gebannt, neben voller Freiheit der Bewegung, die Gewalt der Stimme haben, und zur Seite des Menschen als mittätige Geschöpfe in dem Stilleben einer gleichsam leidenden Pflanzenwelt auftreten. Damit scheint der Ursprung, fast die Notwendigkeit der Tierfabel gegeben.

Es ist nicht bloß die äußere Menschähnlichkeit der Tiere, der Glanz ihrer Augen, die Fülle und Schönheit ihrer Gliedmaßen, was uns anzieht; auch die Wahrnehmung ihrer mannigfalten Triebe, Kunstvermögen, Begehrungen, Leidenschaften und

Schmerzen zwingt in ihrem Innern ein Analogon von Seele anzuerkennen, das bei allem Abstand von der Seele des Menschen ihn in ein so empfindbares Verhältnis zu jenen bringt, daß, ohne gewaltsamen Sprung, Eigenschaften des menschlichen Gemüts auf das Tier, und tierische Äußerungen auf den Menschen übertragen werden dürfen. In mehr als einer sinnlichen Kraft tut es uns das Tier zuvor, in Schärfe des Gesichts, Feinheit und Stärke des Gehörs und Geruchs, Schnelle des Laufs und Befähigung zum Flug; sollten wir ihm nicht zugestehn, neben uns und in der Einwirkung auf uns seine Besonderheit geltend zu machen?

Die früheren Zustände menschlicher Gesellschaft hatten aber dies Band fester gewunden. Alles atmete noch ein viel frischeres sinnliches Naturgefühl. Jäger und Hirte sahn sich zu einem vertrauten Umgang mit den Tieren bewogen, und tägliches Zusammensein übte sie im Erlauschen und Beobachten aller ihrer Eigenschaften. Damals wurden eine Menge nachher verlorner oder geschwächter Beziehungen zu den Tieren entwickelt. Von Hegung und Weide des zahmen Viehs, Erlegung des Wilds, Verfolgung des Raubtiers, aber auch von einem uneigennützigen, unfeindlichen Verkehr, wie er in mancher Lage zwischen Mensch und Tier eintreten mußte, gingen diese Bezüge aus. Für Tiere, deren nähere Bekanntschaft unentbehrlich war, oder die man scheute, mit denen aber gut zu stehn für ratsam erachtet wurde, ent-

sprangen außer den gewöhnlichen Appellativen besondere Eigennamen, die als Ruf oder Anrede geltend unter beiden Parteien das wärmere Verhältnis einer wenigstens unvollkommen gelungnen Verständigung herbeiführten. Diese Namen konnten wieder mit der Zeit in förmliche und ständige Appellativa übergehn.

Blieben nun in der Wirklichkeit immer Schranken gesteckt und Grenzen abgezeichnet, so überschritt und verschmolz sie doch die ganze Unschuld der phantasievollen Vorzeit allenthalben. Wie ein Kind, jene Kluft des Abstands wenig fühlend, Tiere beinah für seinesgleichen ansieht und als solche behandelt, so faßt auch das Altertum ihren Unterschied von den Menschen ganz anders als die spätere Zeit. Sagen und Mythologien glauben Verwandlungen der Menschen in Tiere, der Tiere in Menschen, und hierauf gebaut ist die wunderbare Annahme der Seelenwanderung. In schwieriger Gefahr hat der Mensch entscheidenden Rat und Hilfe einiger Tiere zu gewarten. Von andern befürchtet er Übel und Nachteil, noch weit größeren, als ihre natürliche Fähigkeit ihm zu schaden mit sich führt; allein er traut ihnen Zauberkräfte zu, und meidet abergläubisch ihren Namen auszusprechen, an dessen Stelle er ein anderes, schmeichelndes oder versöhnendes Wort setzt. Ohne Tiere, deren Art, Geschlecht und Farbe genauste Rücksicht fordert, können gewisse Opfer nicht vollbracht, gewisse Weissagungen nicht gepflogen werden.

Vogelflug und Angang der Tiere sind bald heilbringende, bald schreckende Zeichen; Tiere sind Anführer auswandernder Ansiedlungen. Tiere werden, zur Deutung der Gestirne, an Himmel versetzt, Tiere versehn Botendienste und künden dem Menschen herannahendes Glück oder Leid. In ihrem Geschrei und Gespräch[1]) (das Begabte verstehn lernen) unterhalten sie sich von unserm Geschick, von unsern Begebenheiten. Einige Tiere sollen ein Alter erreichen, das die dem Menschen gesetzte Lebenszeit weit übertrifft. Nachahmung der Tiergestalt in Tracht, Larve und Rüstung, Tierbilder auf Heerzeichen und Wappen liegen darum dem Menschen nah; sie mögen nicht bloß durch die Verwendung schmückender Häute und Federn, sondern durch irgendeinen lebendigeren Bezug auf Eigenschaften der Tiere und ihr Verhältnis zu den Menschen eingeführt gewesen sein. Wo aber solche und ähnliche Vorstellungen (und sie scheinen bei Völkern auf halber Bildungsstufe am stärksten und lebhaftesten) in dem Gemüte des Menschen wurzeln, da wird es gern dem Leben der Tiere einen breiteren Spielraum, einen tieferen Hintergrund gestatten und die Brücke schlagen, über welche sie in das Gebiet menschlicher Handlungen und Ereignisse eingelassen werden können.

Sobald einmal um diesen Zusammenhang des

[1]) Gesang der Vögel heißt im Mittelalter ihr Latein, wie eine fremde unverstandne Menschensprache Latein oder Welsch (Gött. Anz. 1833, 1590).

tierischen und menschlichen Lebens her die vielgeschäftige Sage und die nährende Poesie sich ausbreiteten, und ihn dann wieder in den Duft einer entlegnen Vergangenheit zurückschoben, mußt sich da nicht eine eigentümliche Reihe von Überlieferungen erzeugen und niedersetzen, welche die Grundlage aller Tierfabel abgegeben haben? Alle Volkspoesie sehn wir erfüllt von Tieren, die sie in Bilder, Sprüche und Lieder einführt. Und konnte sich die allbelebende Dichtung des letzten Schritts enthalten, den Tieren, die sie in menschlicher Sinnesart vorstellt, auch das unerläßliche Mittel näherer Gemeinschaft, Teilnahme an menschlich gegliederter Rede beizulegen? Ohne jenes gläubige Zugeständnis ihrer Sprachgabe, die nicht viel mehr auffällt, als die gleiche Sprache zweier Völker im Gedicht, war keine Aufnahme der Tiere in das Reich der Dichtung denkbar. Bedeutsam drückt die Formel „als noch die Tiere sprachen", mit welcher wir das Dunkel einer geschwundnen Vorzeit bezeichnen, den Untergang jenes im Glauben der Poesie vorhandnen engeren Verkehrs mit den Tieren aus, dessen Erinnerung diese uns in ihren Bildern vorhält. Wie durch ein Mißgeschick sind die Tiere nachher verstummt oder halten vor den Menschen, deren Schuld gleichsam dabei wirkte, ihre Sprache zurück.

Die Tierfabel gründet sich also auf nichts anderes, als den sichern und dauerhaften Boden jedweder epischen Dichtung, auf unerdenkliche, langhingehaltne,

zähe Überlieferung, die mächtig genug war, sich in endlose Fäden auszuspinnen und diese dem wechselnden Laufe der Zeiten anzuschmiegen. Gleich allem Epos, in nie stillstehendem Wachstum, setzt sie Ringe an, Stufen ihrer Entwicklung zu bezeichnen, und weiß sich nach Ort, Gegend und den veränderten Verhältnissen menschlicher Einrichtungen unermüdlich von neuem zu gestalten und wieder zu gebären. Unter günstigem Luftstrich gedeiht sie und gewinnt Formen; wo aber die Zeit ihrer Blüte ungenutzt verläuft, stirbt sie allmählich aus, und wird nur noch in bröckelhafter Volkssage dahingetragen. Es ist ebenso widerstrebend, echte Tierfabeln zu ersinnen, als ein anderes episches Gedicht. Alle Versuche scheitern, weil das Gelingen gebunden ist an einen unerfundnen und unerfindbaren Stoff, über den die Länge der Tradition gekommen sein muß, ihn zu weihn und festigen.

Nur darin unterscheidet der Gegenstand der Tierfabel sich von dem jedes übrigen Epos, daß dieser, wenn auch keine wirkliche Begebenheiten enthaltend, immer an sie grenzt und sich unauflösbar mit der wahren Geschichte der Vorzeit vereinigt, die Tierfabel hingegen eine Unterlage empfangen hat, welcher die Möglichkeit der Wahrheit notwendig abgeht, durch den Glauben der Einbildungskraft aber dennoch Bestätigung und Sicherheit verliehn wird. Wie die Sprache leblosen Wesen ein Geschlecht erteilte, dessen sie in der Natur unfähig waren, so hat die Poesie

den Tieren Begebenheiten und eine Geschichte anerschaffen. Sobald wir eingelassen sind in das innere Gebiet der Fabel, beginnt der Zweifel an dem wirklichen Geschehnsein ihrer Ereignisse zu schwinden, wir fühlen uns so von ihr angezogen und fortgerissen, daß wir den auftretenden Tieren eine Teilnahme zuwenden, die wenig oder nichts nachgibt derjenigen, die uns beim rein menschlichen Epos erfüllt. Wir vergessen, daß die handelnden Personen Tiere sind, wir muten ihnen Pläne, Schicksale und Gesinnungen der Menschen zu. Hierbei kommt in Betracht, daß Menschen selbst in die Tierfabel verflochten werden und in ihre Handlung wesentlich eingreifen, die an dem Umgang und der Sprachfähigkeit der Tiere nicht den geringsten Anstoß nehmen. Aus diesen Eigenschaften erwächst der Tierfabel ein besondrer, sogar dem übrigen Epos mangelnder Reiz, den ich in die innige Vermischung des menschlichen mit dem tierischen Element setze. Die Tierfabel hat demzufolge zwei wesentliche Merkmale. Einmal, sie muß die Tiere darstellen, als seien sie begabt mit menschlicher Vernunft und in alle Gewohnheiten und Zustände unseres Lebens eingeweiht, so daß ihre Aufführung gar nichts Befremdliches hat. Die gemordete Henne wird auf einer Bahre mit Zetergeschrei vor den König getragen, er heißt ihr das Totenamt halten und eine Grabschrift setzen. Die Menschen der Fabel stehn nicht an, dem Wolf, der ihre Sprache redet, als er um Aufnahme ins Kloster bittet, die Tonsur zu gewähren.

Der Bauer läßt sich mit dem Fuchs in förmlichen Vertrag über seine Hühner ein und erkennt den Löwen im Rechtsstreit mit Tieren als gemeinschaftlichen Richter. Dann aber müssen daneben die Eigenheiten der besondern tierischen Natur ins Spiel gebracht und geltend gemacht werden. So singt der Hahn auf einem Fuße stehend und die Augenlider schließend; ein ganz der Natur abgelauschter Zug. So bedient im Kampf mit dem Wolf der Fuchs sich aller seiner natürlichen Listen. So wird bei der Katze die eingeprägte Neigung zu den Mäusen, bei dem Bären zum Honig unentbehrlicher Hebel der Fabel, aus dem die eingreifendsten Verwicklungen hervorgehn. Dieser Vereinbarung zweier in der Wirklichkeit widerstreitender Elemente kann die Tierfabel nicht entraten. Wer Geschichten ersinnen wollte, in denen die Tiere sich bloß wie Menschen gebärdeten, nur zufällig mit Tiernamen und Gestalt begabt wären, hätte den Geist der Fabel ebenso verfehlt, wie wer darin Tiere getreu nach der Natur aufzufassen suchte, ohne menschliches Geschick und ohne den Menschen abgesehne Handlung. Fehlte den Tieren der Fabel der menschliche Beigeschmack, so würden sie albern, fehlte ihnen der tierische, langweilig sein. Einleuchtend finden wir diese Erfordernisse bewährt, wenn sich die Kunst der Tierfabel bemächtigen will. Der Künstler muß es verstehn, den Tieren ihr Eigentümliches zu lassen und sie zugleich in die Menschenähnlichkeit zu erheben: er muß den tierischen Leib beibehaltend ihm

dazu noch Gebärde, Stellung, leidenschaftlichen Ausdruck des Menschen zu verleihn wissen.[1])

Eben in dieser Notwendigkeit bedingen sich andere Eigenschaften der epischen Tierfabel. Das bloße Märchen kann ganz tote Gegenstände, wie Stühle, Bänke, Kohlen handelnd und redend einführen; aus jener müssen sie geschieden bleiben, weil ihnen alle natürliche Lebenstätigkeit, die ihr beizumischen wäre, abgeht. Pflanzen, Bäume, deren Leben wiederum sich zu unmerkbar äußert, als daß sie wirksam sein könnten, taugen ihr ebensowenig. Selbst zwischen den Tieren muß ein bedeutender Unterschied eintreten. Vorerst scheinen die kleinen Tiere für die Fabel minder geeignet, weil sie nicht hinreichende Eigentümlichkeiten besitzen, die sich auffassen und anschaulich machen

[1]) Die Holzschnitte in den alten Ausgaben des Reineke halten das rechte Maß, besonders sind die in den Frankfurter Oktavausgaben von Virgil Solis († 1562) erfundnen, hernach von Jost Aman († 1591) verfeinerten und veränderten Bilder lobenswert. Schoppers Übersetzung hat dieselben Holzschnitte, der erste Druck von 1567 die des Solis, der von 1579, 1584, 1595 die des Aman. Wie stechen dagegen die fälschlich gerühmten Kupfer der Gottschedischen Ausgabe ab. Der an sich nicht übelgeratne Fuchs von Wh. Tischbein vor Soltaus Übersetzung (Lüneburg 1830) ist doch zu naturgetreu und ohne menschlichen Schwung, ich ziehe ihm den von Solis gezeichneten bei Schopper „vulpes Reinike de se ipso loquitur“ (auf dem Titelblatt der deutschen Ausgabe) vor.

ließen. Inzwischen dürfen sie, z. B. die Grille oder Ameise, mit Erfolg Nebenrollen übernehmen. Dann aber stehn für die Verwendung der Tierfabel schon darin den Säugtieren die Vögel nach, daß sie uns weniger gleichen und durch ihr Flugvermögen aus der Reihe treten, in die wir mit jenen gestellt sind. Den Vögeln ist eine geisterhafte Unruhe eigen, die dem Epos nicht zusagt, desto mehr dem aristophanischen Drama. Endlich wird aber zugestanden werden müssen, daß auch von den vierfüßigen Tieren vorzugsweise die größeren einheimischen für die Fabel angemessen sind. Fremde seltne Tiere liegen der anschauenden Phantasie zu fern, und sie bleibt unberührt von ihnen. Es wäre höchst unschicklich, in unserer Tierfabel dem Elefant oder Kamel irgendeinen bedeutenden Platz zu überweisen. Haustiere sind es und die Bewohner unserer Wälder, welche für die Fabel geschaffen scheinen, mit Zuziehung einiger vertrauteren Vögel, des Hahns, Sperlings, der Lerche, wogegen das übrige große und wilde Geflügel entbehrt werden mag. Unter den Haustieren selbst aber finden wir diejenigen, welche sich gänzlich in menschliche Dienstbarkeit ergeben haben, den Ochsen, Hund und das Pferd ausgeschlossen, oder nur in beschränkter Weise auftretend: sie sind allzu zahm und prosaisch geworden; anders verhält es sich mit dem Hahn und der Katze, die eine größere Unabhängigkeit behauptet haben. Hiernach ist also der Tierfabel auch das mit dem Epos gemein, daß beide notwendig einheimischer

Helden bedürfen. Aus der gleichen Ursache aber wird das gedeihende und erwärmende Tierepos überall eine feste Stätte und Heimat suchen und wie im Vordergrund der Landschaft namhafte Örter anschlagen, auf dem sich seine Figuren bewegen. Endlich, indem es einzelne Tiere auszeichnet und genau individualisiert, erhebt es sie dadurch zu Repräsentanten oder Anführern ihrer ganzen Gattung und muß notwendig von ihrer Vielheit und Menge in der wirklichen Natur absehn, welche alles wieder verallgemeinern würden. Daher stellt es die Fabel so dar, als ob der Fuchs oder Wolf, den sie uns vorhält, die einzigen im Land wären, und beschränkt sich darauf, ihnen eine nach menschlichen Verwandtschaftsverhältnissen berechnete Familie beizulegen.

Nach dem Charakter, den ich der Tierfabel beigelegt habe, versteht es sich von selbst, daß ihr kein Hang zur Satire beiwohnen könne, weder zu einer allgemeinen ihren Spott über das ganze Menschengeschlecht ergießenden, noch zu einer besondern, die das Ziel auf einzelne Stände oder Menschen richtet. Man hat geirrt, wenn man in ihren gelungensten Gestaltungen gerade nichts als versteckte oder gezähmte Satire erblicken will. Die Satire ist von Haus aus unruhig, voll geheimer Anspielungen und verfährt durchgängig bewußt. Die Fabel strömt in ruhiger, unbewußter Breite; sie ist gleichmütig, wird von ihrer innern Lust getragen, und kann es nicht darauf abgesehn haben, menschliche Laster und Gebrechen

zu strafen oder lächerlich zu machen. Ihr Inhalt ist weder eine Übersetzung menschlicher Begebenheiten, noch läßt er sich historisch auflösen. Wir werden sehn, daß alle auf diesem Wege gemachten Versuche, die alte Fabel zu deuten, in sich selbst zerfallen. Wohl aber ist zuzugeben, daß sie zuweilen, wo es ihr Haft an Ort und Zeit herbeiführt, in die Satire streifen kann, obgleich ich auch dann die Anspielung eher wie eine der wahren Natur der Fabel fremde und halb aufgedrungne Ausschmückung betrachte. Noch weniger mag ihr Parodie des menschlichen Epos untergelegt werden: diese vorsätzliche, verzerrende Nachahmung gehört weit späterer Zeit an, als der worin die Fabel entsprang, und man darf sie nicht mit der stillen komischen Kraft, von der die Fabel unbewußt durchzogen wird, mit einer harmlosen Ironie, die sie dann und wann kundgibt, verwechseln. Der Widerschein menschlicher Gestalten, Handlungen und Worte, hat gar nichts von der gewaltsamen Verdrehung jener Verkleidung. In dem herben aber schlagenden, überall poetischen Witz unserer Tiersage verrät sich ganz die einer rohen, kraftvollen Heldenzeit angemessene Einkleidung, besonders der Spott, der darin mit Wunden und Verstümmelungen getrieben wird, ist mir ein fast unverwerflicher Zeuge ihres hohen Alters. Wie Reinhart den blutenden Isengrimm höhnt, den wunden Brun lästert, Frauen Julocke Trost zuspricht, darin mag man leicht den Stil der bittern Scherze erkennen, die zwischen Walthar

und Hagano fallen, oder der Weise, in welcher Hagene von Volkers roten Anstrich zum Fiedelbogen redet.

Schwerer zu widerlegen wird die ausgebreitete Ansicht scheinen, daß mit der Fabel wesentlich ein didaktischer Zweck verbunden sei, daß sie stets eine Lehre verhülle, die sich der Mensch aus dem Beispiel der Tiere zu entnehmen habe. In der Tat ist auch schon sehr früh die Tierfabel unter diesen Gesichtspunkt gestellt und bei wirklichen Vorfällen als Gegenstück erzählt worden, um aus ihr in schwieriger Lage des menschlichen Lebens eine triftige Nutzanwendung zu schöpfen. Sei es nun, daß man die im Gewebe der Dichtung eingeschlossene Lehre gar nicht hervorhob, sondern dem Zuhörer sie daraus zu ziehn überließ, oder daß man sie am Ende des Vortrags aussprach, oder sie gar vorausschickte und ihr den Stoff der Erzählung wie zur Erläuterung anfügte. Unter diesen drei Arten ist die erste als die älteste und wirksamste zu betrachten, die zweite mehr der griechischen, die dritte der orientalischen Weise angemessen. Unleugbar wird bei der letzten die Erwartung am wenigsten gespannt, da die vorn ausgesprochne Moral den Ausgang der Begebenheit halb erraten läßt. In allen drei Erzählungsweisen aber ist der Erfolg der Fabel dem des Sprichworts oder der Parabel vergleichbar, wie denn auch diese Benennung selbst auf die Fabel übergeht und der Ursprung der altdeutschen Ausdrücke bispel oder biwurti ganz eine solche Beziehung verrät.

Lehrhaft nun ist die Fabel allerdings, doch mich dünkt ihr erster Beginn nicht Lehre gewesen. Sie lehrt wie alles Epos, aber sie geht nicht darauf aus zu lehren. Die Lehre mag aus ihr und dem Epos, um eine Vergleichung zu brauchen, gesogen werden wie der Saft aus der Traube, deren milde Süße nicht schon den gekelterten Wein sie mit sich führt. Überall, wo uns das zur Moral vergorne Getränk dargeboten wird, ist nicht mehr die frische epische Tierfabel, sondern bereits ihr Niederschlag vorhanden. Daher quillt auch aus dem Epos die Lehre eigentlich reichhaltiger nach vielen Seiten hervor, der späteren Fabel wird eine bestimmte Affabulation entpreßt, die von kleinerem Bereich in vielen Fällen ihren Stoff gar nicht erschöpft hat; es könnten ihr noch ganz andere Lehren, als die gewählten entnommen werden, ja der nämlichen Fabel sehr verschiedne. Der echten Fabel Inhalt läßt eine Menge von Anwendungen zu, aus dem bloßen Epimythium aber sich noch keine Fabel auferbaun, was jene morgenländische Auffassung als weniger gelungen darstellt und zugleich entschuldigt, da fast jede Sittenlehre von dem Umfang der Erzählung übertroffen wird. Die Fabel braucht nicht einmal eine sittliche Lehre zu enthalten, oft bietet sie nur eine Regel der Klugheit dar; das Böse kann im einzelnen oder in der Wendung des ganzen über das Gute den Sieg davontragen. Es scheint mir sogar ein tiefer Zug der Fabel, daß sie an den Tieren mehr Laster und Fehler der Menschen als

Tugenden vorstellt, gleich als sei unsere bessere Seite zu herrlich, um von uns mit den Tieren geteilt zu werden, und alle Ähnlichkeit auf das beschränkt, was an uns noch tierisch ist. Daher in ihr List, Schlauheit, Wut, Treulosigkeit, Zorn, Neid, Schadenfreude, Dummheit und die daraus folgenden Verbrechen zur Schau kommen, fast niemals aber die edleren Leidenschaften der Liebe, Treue und Großmut, es sei denn in vorübergehenden Nebenzügen,[1] geschildert werden. Eine Ausnahme machen Mut und Tapferkeit, Eigenschaften, die an den meisten wilden Tieren zu offenbar sind, als daß sie übergangen werden könnten. Die Moral der Fabel wird also gewöhnlich eine negative sein, entweder bloße Regel des Vorteils oder Warnung, dem Beispiel der Tiere nicht zu folgen. Den stärksten Beweis für die in der Tat zufällige Verbindung der getroffnen Nutzanwendung mit der Fabel selbst bietet ein Verfahren des Mittelalters an die Hand. Man hat es versucht, aus der Tierfabel wie aus andern weltlichen Erzählungen christliche Lehren und Bezüge herzuleiten. So wenig nun diese geistliche Deutung Grundlage oder wesentliche Folge der Fabel war, so wenig ist es auch die Moral, die sie begleitet.

Den Völkern des Altertums, deren Vorbilder in beinah allen Dichtungsarten glänzen, scheint sich die Tierfabel nicht so glücklich gestaltet zu haben, obgleich

[1]) Der Hahn will für sein Weib sterben. Reinh. 1943.

sie ihrer Überlieferung früherhin ohne Zweifel reich zu Gebot stand. Die Batrachomyomachie kann indessen für ein vortreffliches, auf echter Sage beruhendes Stück gelten, das sich im engen Kreise kleiner Tiere bewegt, aber durch seine überaus wohlgehaltne, reine Darstellung die anmutigste Wirkung hervorbringt. Was wir unter dem Namen äsopischer Fabeln begreifen, ist durch so manche Hände gegangen und so ungleich geworden, daß die ursprüngliche Abfassung daran sich nicht mehr deutlich erkennen läßt: es sind kostbare Überbleibsel aus einer Fülle von Tierfabeln, die aber meistens die Gestalt bloßer Auszüge an sich tragen, und nur selten zu behagender epischer Breite sich erheben. So manch bedeutsamer und erfreulicher Zug auch noch in dieser geschwächten Niederschreibung haftet, ist doch fast alles bereits auf die Epimythien zugeschnitten, also nur bloße Verdünnung einer älteren, in größerer Freiheit empfangnen und auferzognen Tierfabel. Zeichen der abgenommenen Wärme ist es schon, daß der äsopischen Fabel die örtliche Anknüpfung beinah ganz gebricht. Dagegen hat sich der Zusammenhang zwischen ihr und der Tierfabel anderer Völker in genug einzelnen Spuren augenscheinlich erhalten, und es muß ein Hauptaugenmerk sein ihn hervorzuheben, weil er die Enge der Affabulation zeigt und das Ganze durchblicken läßt, aus dem diese Mythen gerissen wurden. Phädrus gewährt uns die nochmalige Nachbildung Äsops in gemessener, aber unbelebter Sprache, aus

der alle Poesie entwichen ist, eine glatte, kahle Erzählung, ein wenig labender vierter Aufguß auf die Trebern des alten Mosts. Von bedeutendem Gehalt, teilweise trefflicher Darstellung, wenn man die geschraubte, alles verkettende Manier der Erzählung nachsieht, ist die morgenländische Fabel.

Als kein ganz geringer Ersatz für unwiederbringliche Verluste und Entbehrungen muß es angesehn werden, daß die Poesie des Mittelalters eine Tierfabel aufzuweisen hat, der sich nichts anderswo zur Seite stellen läßt. Ich bezeichne sie näher als eine deutsche, und gedenke es im Verlauf der ferneren Abhandlung zu rechtfertigen. Die Fülle ihrer Entstehung und Ausbildung überbietet alles, was das Altertum in der Fabel hervorgebracht hat. Mit der ganzen Kraft des Epos, Knospe an Knospe schwellend, erblühte sie aus deutschem Stamm in den Niederlanden, dem nördlichen Frankreich und westlichen Deutschland. Diese örtliche Einschränkung zieht zuerst unsere Aufmerksamkeit an. Die älteste und einfachste aller Dichtungsarten, die epische, ist weit mehr als alle übrigen durch Zeit und Raum bedingt. Nach Jahrhunderten und Gegenden scheint sie zurückzuweichen, und weder eine kältere noch wärmere Zone zu ertragen. Wie gewisse Pflanzen und Bäume nur unter bestimmtem Himmelsstrich gedeihn und zu ihrer vollen Macht kommen, über ihn hinaus verkümmern und zugrund gehen, so hat auch die Tierfabel die Grenze jener Länder nicht überschritten, und weder

Südfrankreich, Italien und Spanien, noch auf der andern Seite das keltische Sprachgebiet, England, Skandinavien und die slavischen Völkerschaften erreicht. Daß sie dem Norden unbekannt geblieben scheint, der sonst eine Menge bilderreicher Tiernamen besitzt, fällt am meisten auf. Die Tiersage umschreibt also einen viel engeren Kreis, als die Kerlingische Dichtung, welche aus Frankreich nach Italien und Spanien gezogen, und als die deutsche Heldensage, die uns mit dem Norden und Altengland gemeinschaftlich war.

Nach dem Mittelalter hörte die Forterzeugung der echten Tierfabel auf, es blieben nur noch schwache, in didaktische oder allegorische Form übergehende Nachbildungen des alten Stoffs zurück. In dieser Hinsicht darf für eine schädliche Folge der Bekanntschaft mit der klassischen Literatur gelten, daß Äsop und Phädrus allmählich die einheimische Fabel verdrängen konnten und auf die Ansicht der Schriftsteller einwirkten. Indem sich hier unsere Betrachtung zwei neuere Fabeldichter aushebt, die in Frankreich und in Deutschland vorwiegend Ton angaben, wird dadurch hinlänglich der Weg bezeichnet werden, den diese Gattung überhaupt eingeschlagen hat.

In Frankreich möchte es bald an der Zeit sein, das lang überschätzte Verdienst Lafontaines auf seinen wahren Wert zurückzuführen. Wenn schalkhafter Witz, frivole Anspielung auf den Weltzustand, epigrammatische Wendung in der Tierfabel an ihrer Stelle sind, so muß er ein trefflicher Fabulist heißen.

Aber selbst einzelne naive Züge, die ihm allerdings noch zu Gebot stehn, können nicht die verlorne Einfalt des Ganzen ersetzen; er ist ohne epischen Takt, und viel zu sehr mit sich beschäftigt, als daß er bei der Entfaltung des alten Materials, welches er oft zugrund richtet, verweilen wollte. Jene Eigenschaften tun daher nicht selten eine widerwärtige störende Wirkung, die sättigende Fülle der wahren Tierfabel hat er nie erreicht. Seine leichte, gewandte Erzählungsgabe soll nicht verkannt werden, aber von der äsopischen Natürlichkeit, selbst der phädrischen Präzision ist er absichtlich gewichen, um in einem freien und losen Versmaß die Arbeit nach dem Geschmack seiner Zeit aufzuheitern (égayer l'ouvrage).

Wäre Lessings scharfsinnige Betrachtung, wie in die griechische Fabel, ebenso tief in die altdeutsche gedrungen und durch umfassendere historische Studien unterstützt worden, so hätten wir diesem geistreichen Mann vielleicht die fruchtbarsten Erörterungen unserer Tierfabel zu danken. Den Abstand des Phädrus von Äsop hat er aufgedeckt, auch die Schwäche der Lafontainischen Fabel gegenüber der Äsopischen blieb ihm unverborgen. Sein Irrtum lag darin, daß er in den besten griechischen Stücken den Gipfel, nicht in allen schon das Sinken und die sich zersetzende Kraft der alten Tierfabel erblickte. Zu dieser können die Apologe, die er selbst gedichtet, sich nicht anders verhalten, als ein Epigramm in scharfzielender Gedrungenheit zu der milden und sinnlichen, von dem

Geist des Ganzen eingegebnen Dichtung des Altertums. Das naive Element geht den Lessingischen Fabeln ab bis auf die leiseste Ahnung. Zwar behaupten seine Tiere den natürlichen Charakter, aber was sie tun, interessiert nicht mehr an sich, sondern durch die Spannung auf die erwartete Moral. Kürze ist ihm die Seele der Fabel, und es soll in jeder nur ein sittlicher Begriff anschaulich gemacht werden;[1]) man darf umgedreht behaupten, daß die Kürze der Tod der Fabel ist und ihren sinnlichen Gehalt vernichtet. Örtliche Anknüpfung[2]) verschmähen beide, Lafontaine wie Lessing.

Aufgabe der nachfolgenden Untersuchungen ist, die vielfache Verzweigung der altdeutschen Tierfabel, innerhalb ihres Kreises, zu erörtern und zu zeigen, wie fast jede Bearbeitung ihr Eigentümliches hat, um

[1]) Er nennt den Reineke Fuchs, um zu zeigen, was ihm mangle. Nämlich die längere epische Tierfabel müsse von einem allgemeinen Moralsatz ausgehn, der sich in einzelne Begriffe auflösen lasse, deren jeder in besondern Fabeln zur Intuition zu bringen sei. (Fabeln, Berlin 1759, p. 214. Schriften, Berlin 1793, 18, 182.)

[2]) Diese hat ein deutscher Dichter des 16. Jahrhunderts Erasmus Alberus vielleicht zu weit getrieben, indem er jede Fabel mit einer umständlichen, oft aber wirklich gelungnen Ortbeschreibung einleitet. Der treuherzige Ton ist bei ihm und in Rollenhagens Froschmeuseler ungemein zu loben, weniger bei Burcard Waldis, der doch auch nicht schlecht erzählt.

derentwillen sie nicht auseinander hergeleitet werden dürfen, sondern vielmehr alle auf eine noch breitere Grundlage der Überlieferung hinführen. Wenn sich auch ergeben sollte, daß bei der Menge erhaltner Gedichte dennoch die reinsten und vorzüglichsten in ihrer ursprünglichen Gestalt verloren gegangen sind, so muß dies sogar unsere Bewunderung des mächtigen Tierepos steigern, von dessen geschmälertem Umfang die folgenden Jahrhunderte fortgezehrt haben, und dessen Ruf noch spät in Übertragungen und Nachbildungen durch ganz Europa gedrungen ist. Was hier von seinem Wesen und seiner Bedeutung vorausgeschickt wurde, hoffen die einzelnen Abhandlungen bestimmter auszuführen und ins Licht zu stellen.

Rede auf Schiller

Gehalten in der feierlichen Sitzung der Königlichen Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859.

Als Petrarca vor schon fünfhundert Jahren von Frankreich aus zu Köln, damals der größten deutschen Stadt, unsern Boden betrat, zog ihn ein Schauspiel an, wie es seine Augen nirgendwo erblickt hatten. Es war Johannisabend, er sah Scharen des Volks wallen an des Rheines Ufer, zierlich gekleidete, mit Kräutern gegürtete Frauen ihre weißen Arme aufstreifen und zum Strom tretend unter Gesängen oder leise gemurmelten Sprüchen diese Kräuter in die Flut werfen. Auf sein Befragen erfuhr dann der fremde Gast, es sei ein althergebrachter Brauch, den man alljährlich wiederhole, auch in künftigen Zeiten nicht unterlassen dürfe. Dem Volksglauben gelte für wahr, daß mit den eingeworfnen, rheinab fließenden Kräutern (und vermutlich waren dazu bestimmte auserlesen) alles Unheil des nächsten Jahrs weggeschwemmt werde. Diese schöne Sitte, deren genaue Schilderung uns entgeht, deren wirksame Übung der welsche Dichter vom Rhein auch nach der Tiber verpflanzt wünschte, ist dennoch nachher wie das meiste aus unserer Vorzeit erloschen; neue Feste treten an die Stelle der alten. Welchen ausländischen Mann nun heute sein Weg durch Deutschland an einem oder dem

andern Ende geführt hätte, seinem Blick wären in allen oder fast allen Städten festliche Züge heiterer und geschmückter Menschen begegnet, denen unter vorgetragnen Fahnen auch ein prächtiges Lied von der Glocke erscholl, selbst dramatisch dargestellt wurde. Der frohernste Gesang, die gewaltige Fassung, hätte ihm jeder Mund berichtet, sei von unserer größten Dichter einem, dessen vor hundert Jahren erfolgte Geburt an diesem Tage eingeläutet und begangen werde. Glocken brechen den Donner und verscheuchen das lange Unwetter. Ach könnte doch auch, wie mit jenen Blumen das Unheil entfloß, an hehren Festen alles fortgeläutet werden, was der Einheit unseres Volkes sich entgegenstemmt, deren es bedarf und die es begehrt!

Des unsterblichen Sängers uns schon in Vorahnungen einigendes Andenken zu feiern, ist die Aufgabe. Wer die Geschichte durchforscht, muß die Poesie als einen der mächtigsten Hebel zur Erhöhung des Menschengeschlechts, ja als wesentliches Erfordernis für dessen Aufschwung anerkennen. Denn wenn jedes Volkes eigentümliche Sprache der Stamm ist, an dem alle seine innersten Kennzeichen sich dartun und entfalten, so geht ihm erst in der Dichtung die Blüte seines Wachstums und Gedeihens auf. Poesie ist das, wodurch uns unsere Sprache nicht nur lieb und teuer, sondern woran sie uns auch fein und zart wird, ein sich auf sie niedersetzender geistiger Duft. Eines Volkes Sprache, welchem keine Dichter auferstanden

sind, stockt und beginnt allmählich zu welken, wie das Volk selbst, dem solche Begeisterung nicht zuteil ward, zurückgesetzt und ohnmächtig erscheint gegenüber den andern sich daran erfreuenden. Der einzelne Dichter ist es also, in dem sich die volle Natur des Volks, welchem er angehört, ausdrückt, gleichsam einfleischt, als dessen Genius ihn die Nachwelt anschaun wird, auf den wir Mitlebenden aber schon mit den Fingern zeigen, weil er unsere Herzen gerührt, unsern Gedanken Wärme und kühlenden Schatten verliehn, einen des Lebens Geheimnisse aufdrehenden Schlüssel gereicht hat. Diese Sätze sind genau, und nichts läßt sich davon abdingen, doch ruht aller Nachdruck im heimischen Grund und Boden, dem sich kein auf ihm geborner Mensch entzieht und den fremde Fußtritte entweihn. Fremde Dichter können uns lange gefallen, sie waren aber immer noch nicht die rechten, und sobald der rechte in unserer Mitte erschienen ist, müssen sie weichen. Auf weltbürgerlicher Stelle mag ich bewundern, was das Ausland, was das Altertum erzeugte, von Kindesbeinen an stehn uns griechische und römische Muster als Mahner oder Hüter zur Seite, sie dringen uns das ungeheuchelte Bekenntnis ab, daß nichts darüber hinausgehe, und doch fühlen wir unermeßliche zwischen ihnen und den Forderungen unsers eignen Lebens zurückbleibende Kluft. Einer unserer alten Dichter, als er eben die Herrlichkeit vergangner, nie wiederkehrender Zeit geschildert hat, ruft aus: ich möchte doch nicht dabeigewesen sein,

wenn ich jetzt nicht wäre! Damit erkennt er das Recht und den Vorzug der Gegenwart an, die uns zu anderm hintreibt, zu anderm rüstet und waffnet, durch anderes erhebt und erstärkt als die Vergangenheit. Wer wollte den alten Dichtern anhängen, wenn er die neuen um sie müßte fahren lassen?

Längst waren uns Sprache und Dichtkunst der eignen frühen Vorzeit ausgestorben, und nur Trümmer sind davon übriggeblieben, die lebensvollen Gedichte des Mittelalters drückte träge Vergessenheit; als endlich der Staub wieder von ihnen abgeschüttelt wurde, vermochten sie nicht mehr warm an das Volk zu treten, aus dessen Augen das Bild einer großen einheimischen Poesie entschwunden gewesen wäre, hätten es nicht plötzlich zwei fast unmittelbar am Horizont des vorigen Jahrhunderts aufleuchtende Gestirne hergestellt und unsern Stolz von neuem emporgerichtet. Ohne sie hätte unsere Literatur doch nur niedere Stufen einnehmen können, durch sie ist sie zu den höchsten erhoben worden. Nach langem Ausruhn brachte die Natur diese beiden Genien hervor, deren Glanz sich über die Grenzen ihres Vaterlands, über das gesamte Europa ausbreitete, das ihnen nichts mehr an die Seite zu stellen hat; ihre Werke sind bereits vorgedrungen in alle Sprachen, denen heute die Macht lebendiger, ausgebildeter Rede beiwohnt. Was braucht es mehr?

Goethe und Schiller stehn sich so nah auf der erhabnen Stelle, die sie einnehmen, wie im Leben

selbst, das sie eng und unauflöslich zusammen verband, daß unmöglich fiele, in der Betrachtung sie voneinander zu trennen. Zwar geht Goethe an Alter seinem Genossen um zehn Jahre voraus und überlebte den zu früh Geschiednen noch zwanzig Jahre hin. Nachdem, wie zu geschehn pflegt, sie erst eine Zeitlang sich nicht nähergetreten und fast aus dem Wege gewichen waren, wurde ihr Beisammensein wiederum ein volles Jahrzehnt desto vertrauter und gewissermaßen sich bedingend. Hatte Goethe anfangs Schillers treibende Kraft gemieden, dieser in jenes Ruhe sich nicht gleich finden können, so äußerten hernach beide, in ergiebigster Fruchtbarkeit ihrer Werke begriffen, wechselweise förderlichen, für unsere Literatur den heilsamsten Einfluß aufeinander. In vielem einverstanden oder auch sich verständigend, wandelte jeder von ihnen seine eigne Bahn, und je sichtbarer diese abwichen, desto mehr ist ihnen gelungen, sich auf das erfreulichste auszufüllen und zu ergänzen.

Selten wohl fließen dem Beobachter eines großen Dichterlebens so nachhaltige und ungetrübte Quellen wie für sie beide. Nicht nur in ihren mannigfachen Werken ist eine Fülle von Aufschlüssen über das, was sie bewegte, enthalten, sondern ihre Briefe, die man der Welt mit vollem Fug nicht versagt hat, gewähren die lautersten und willkommensten Bekenntnisse. In Goethes Dichtung und Wahrheit aus seinem Leben, in dieser unvergleichlichen Selbstschilderung, reihn sich

kostbare Nachrichten über das von früher Jugend her Erlebte an Mitteilungen, die er uns von seinen Freunden und Bekannten macht, schade nur, daß sie gerade für die Zeit des engen Bunds mit Schiller versiegen. Beide Dichter, in dem weiten Umfang ihrer vielseitigen und unerschöpflichen Gaben sind sodann auch von einsichtigen Männern so fruchtbar verglichen und erwogen worden,[1] daß es schwer halten müßte, den Ergebnissen solcher Forschungen Neues oder Wichtiges hinzuzufügen, ihre Gedichte sind uns nun so geläufig, daß unmöglich wäre, am heutigen Tag schlagende Stellen aus ihnen anzuführen, die nicht allerwärts in Mund oder Gedanken schwebten. Nur darf eins dazu beherzigt werden. Wie bei genauer Zergliederung jedes in seiner Art vollkommenen und musterhaften Gegenstands notwendig einzelne Unebenheiten und Mängel erscheinen, wird auch der am edelsten und glücklichsten gebildete Mann doch hin und wieder Schwächen kundgeben und selbst damit den wahrhaft menschlichen Grund und Beruf seines lebendigsten Wesens nicht verleugnen. Diese Fehler oder Narben pflegen aber allmählich zurückzutreten und mit dem Glanz seiner vorragenden Eigenschaften zu verwachsen, so daß sie der Schönheit und Würde des Ganzen weiter keinen Abbruch tuend die Zutraulichkeit des uns vortretenden Bilds noch ausbündiger machen.

[1]) Am geistreichsten von Gervinus im fünften Bande, der Krone seines Werks.

Ohne Zweifel äußern Landesart und in frühen Jugendjahren eingesogne, um nicht zu sagen angeborne Gewöhnungen in dem übrigen Leben unauslöschliche Wirkung; deshalb liegt es für die nähere Beleuchtung der Eigentümlichkeit beider Dichter nicht ab, von einem landschaftlichen Unterschied auszugehn. Riehl in seinem schönen Buche von den Pfälzern, in welchen er fränkisches und alemannisches Blut, doch mit Vorgewicht des ersten, gemischt findet und absondert, hat den heutigen Franken für rührig, geschmeidig, lebensklug erklärt, den Alemannen, von Schwaben bis in die Schweiz hinein, für stolz, trotzig, grübelnd, demokratisch. Nun erscheint uns auch Schiller ein empfindsamer, phantasiereicher, freidenkender Schwab, Goethe, ein Franke, mild, gemessen, heiter, strebsam, der tiefsten Bildung offen. Man darf weitergehn und diese Beiwörter zunächst noch in andere, ihnen entsprechende oder verwandte umsetzen, jenen sehn wir dem sentimentalen, dramatischen Element, diesen hingegen dem naiven und epischen zugewandt, Schiller wird idealistisch, Goethe realistisch gesinnt, Schiller farbiger, Goethe einfacher heißen dürfen, und sollte hier einmal eine Ähnlichkeit aus unserer älteren Poesie anschlagen, so würde sich Goethes kristallne Klarheit mit Gotfrieds von Straßburg, Schillers geistiger Aufflug mit dem Wolframs von Eschenbach wohl vergleichen lassen. Bedeutsam aber und aufs glücklichste vermittelnd war, daß sie beide nach Thüringen gezogen wurden und in diesem,

mehr als sonst ein anderes deutsches, freundlichen und anmutenden Lande ihr Leben zubrachten, gerade wie schon im Mittelalter der thüringische Hof deutsche Sänger aller Gegenden um sich versammelt, in Schutz und Pflege genommen hatte. Sodann erklärt sich, warum in Süddeutschland Schillers, besonders die früheren Gedichte großen Anklang, die von Goethe ausgedehnteren Beifall im mittlern und nördlichen Teil fanden, eigentlich aber wurde die Poesie beider Dichter zusammen bald die wohltätigste Einung aller Enden des Volks, ein wahrer Schlußstein für die längst entschiedne, fortan unabänderliche Herrschaft des hochdeutschen Dialekts. In hochdeutscher Sprache geht gewissermaßen auf, was in den übrigen Mundarten sich entgegentrat, und in Goethes und Schillers Gedichten sind ja auch die eben an ihnen wahrgenommenen Gegensätze vielfach geschwunden, so daß, andere Schriftsteller hinzugehalten, dieser naiv und jener ideal erscheinen muß.

Wie erschüttert und aufgerührt von den mannigfaltigsten Eindrücken des äußern Lebens, von den innern Regungen der Literatur war die Zeit, in welcher diese Dichter, jung und freudig, ihre Schwingen entfalteten und emporhoben. Unser darauf gefolgtes Geschlecht, wahr ist's, hat schwerere und größere Tage gesehn, wir waren gebeugt unter Feindesjoch, und unser Nacken ging wieder frei daraus hervor; unsere Geschicke liegen unerfüllt, aber wir stehn gestärkt und schaun in Zuversicht dem Künftigen

entgegen. Damals, im zweiten Teil des vorigen Jahrhunderts, lebten alle Gemüter noch sorglos auf schwankender Decke der Erwartungen, auf flutender See heißer, unsicherer Wünsche. Noch unverhallt war der Jubel, daß Preußens großer König die Übermütigen zu Paaren getrieben und Deutschlands eigne Kraft lebendig behauptet hatte; dann trat die Befreiung Amerikas dazwischen, von Frankreich her am fernen Himmel und immer näher begann der Donner seiner Umwälzungen zu rollen. In der Literatur war auf den enthusiastischen Klopstockischen Zeitraum, der unserer Sprache Adel und Selbstvertraun eingehaucht, doch mit dem Erhabnen zu verschwenderisch hausgehalten hatte, Lessings tiefere Einwirkung erfolgt, vor der eine Schar von verjährten Irrtümern die Segel streichen mußte; die geistige Unabhängigkeit des Volks war von Grund aus neugefestigt, auf die Lauterkeit des klassischen Studiums und zugleich auf das heimische Altertum gedrungen, wenn auch nicht mit zureichenden Mitteln. Die Bekanntschaft mit Shakespeare, die Verdeutschung Homers, die Entdeckung Ossians steigerte und verbreitete auf Weg und Steg einen überströmenden Wechsel aller Eindrücke, Kants männlichstrenge Philosophie fing an, die empfängliche Jugend auch wieder abzutrocknen und ernst zu stimmen. Als nun Goethe und nicht lange hernach Schiller im eigentlichen Sinn dieses schönen Worts erschienen und unter uns wandelten, zeigte sich, wohin ihr Fuß getreten war, lebendige Spur; diese Kraft

war noch unbändig und ungeheuer, sie begann sich bei Goethe bald, bei Schiller langsam zu beschwichtigen und dann je länger je mehr ungeahnte Wunder auszurichten. Das aber war vom ersten ihrer Erzeugnisse an nicht zu verkennen und wurde bis in ihre letzten fortgefühlt, daß hier Reichtum der Gedanken, Wärme der Empfindung, Leichtigkeit des Auffassens und außerordentliche, vorher noch gar nicht dagewesene Sprachgewalt zusammentrafen.

Wir rühren wieder die uralten zwei Hauptgattungen der Poesie an, in welchen sie sich neue Bahn zu brechen hatten, Epos und Drama, denn von der lyrischen Dichtung, deren Quelle sich zu keiner Zeit stopfen ließ, wird weniger zu reden nötig sein. Nun ist es wahr, daß der durchsichtige, nie stillstehende Fluß eines gewaltigen Ereignisses, von dem einmal das Volk durchdrungen gewesen sein mußte, hinter welchem Strom der Dichter ganz verschwindet, unserer neuen Zeit viel weniger zusagt. In dem Drama tritt uns die Begebenheit selbst unmittelbar und leibhaftig vor Augen, so jedoch, daß sie nicht einfach einherschreite, sondern mit und aus allen innern, sich sonst bergenden Triebfedern enthüllt werde, d. h. sie muß geschürzt sein und Lösung empfangen. In solchem Schürzen oder Verflechten liegt eben der ganze Reiz der Handlung, sei es daß der Knoten auseinander entwirrt oder von der Hand des Schicksals durchhaun werde, die dramatische Verflechtung ist es, die den Zuschauer einnimmt und seiner selbst vergessen macht, ohne sie würde er

gar nicht in Spannung geraten noch darin dauern. Hinter jeder Rolle steckt und steht aber der Dichter.

Es sei gestattet, einen Augenblick und ganz kurz den Blick rückwärts nicht weiter, als in den Beginn des vorigen Jahrhunderts zu richten. Wenn man Gellerts poesielose Orgons und Damonsstücke liest (und ich lese sie schon der sauber gehaltnen Sprache wegen nicht ohne Vergnügen), so zeigt sich darin, selbst in seinen Schäferspielen, dramatisches Geschick. Vollen Gegensatz zu ihm macht Klopstock, dieser geniale Dichter konnte sich nie aus dem Pathos losreißen, und seine biblischen Trauerspiele wie die Hermannschlacht sind immer undramatisch, die gemiednen Verse statt der gewählten Prosa, woneben er unaufhörlich Oden einschaltet, würden ihm weniger hinderlich sein. Die Hermannschlacht gemahnt dennoch zuweilen an Goethes Götz, dem sie nur ein paar Jahre voraus-ging. Desto entschiedner und von eingreifender, hin-haltender Wirkung ist Lessings hohe Gabe, bei ihm sind nicht bloß Funken, die Flamme des Dramas glüht bis herab auf seine unnachahmlichen Bedienten- und Zofenrollen, die er so fein aus dem Leben greift, wäh-rend in Minna, Emilia und im Nathan durchgehends eine bisher unerhörte Kraft der Verwicklung be-wundert werden muß. Sichtbar zu sehn ist schon in Schillers Fiesko Einfluß der Emilia, noch stärkern hatte Nathan auf Don Carlos, das erste von Schiller in Versen geschriebne Stück, und diese Verse, so weit hinter den flüssigen der Braut von Messina sie bleiben,

sind doch beträchtlich besser gebaut als die Lessingischen. An sich aber tat seiner ausnehmenden dramatischen Begabung gleich von Anfang an die prosaische Form weder in den Räubern noch in Kabale und Liebe den geringsten Eintrag; in allen Tragödien, die er dichtete, liegt sie ebenso ungeschwächt am Tage, ja der von ihm widerwillig vollendete, vielmehr liegengelassene Roman des Geistersehers erregt durchgehends anhaltende drastische Spannung. Man kann nur sagen, daß Schiller im Wallenstein, zumal dem Lager, hernach im Tell die höchsten Ziele erreichte und wahre Befriedigung zuwege bringt; nicht ganz gleich stehn ihnen Maria Stuart, die Jungfrau und die Feindlichen Brüder, zum Teil aus Gründen, die hier unerörtert bleiben müssen; es ist kein Zufall (wie der freilich große, daß er auf einen und denselben Tag mit Luther geboren war), daß auch ohne es zu wissen, noch darauf auszugehn, die einheimischen Stoffe ihm allermeist, minder die aus fremder Geschichte entlehnten gelangen. Für Komödie zeigte er weder Neigung noch Beruf, er war vollkommen ein tragischer Dichter. Was aus seinen unvollendet hinterlassenen, fast nur entworfnen Stücken, dem Demetrius, Warbeck und den Maltesern geworden wäre, steht kaum zu ermessen, nach dem eben vom deutschen Stoffe Gesagten, nach der Langsamkeit, womit er über diesen Entwürfen brütete, aber läßt sich annehmen, daß uns weit ein größerer Verlust betroffen hätte, wenn Wallenstein liegengeblieben wäre.

Zum Wallenstein hat ihn auch Goethe mit Rat und Tat ermuntert, wie er ihn nachher bei allen seinen späteren Arbeiten unterstützte. Dieser mächtige Geist, dessen Überlegenheit zu fühlen und anzuerkennen Schiller gar nichts kostete, so sehr ihm anlag, seine eigne, besondre Natur festzuhalten, war von Grund aus ein anderer, verschiedner. Goethe gab sich lieber der behaglichen Erzählung hin, als daß es ihn auf tragische Anhöhn getrieben hätte, und selbst in seinen Dramen, die einem solchen Ausgang entgegengeführt werden, hört man nicht so oft den Boden schüttern und dem Schlusse nah das Gebälk der Fabel erkrachen, als es der Tragödie gemäß gewesen wäre. Schon im Götz, der ersten aller seiner großen Konzeptionen, die losgelassen ist und ungezähmt gleich den Räubern, wohnt viel ein milderes, schöneres Maß, und drei oder vier Umarbeitungen, die der Dichter zu verschiedner Zeit damit vornahm, um das Werk bühnengerecht zu machen, dieser fortgesetzte, jedesmal anziehende Versuch des Umgießens bezeugt es, wie schwer Goethe von den undramatischen Bestandteilen abließ, deren das Stück voll war, das sich auch nicht auf den Brettern behaupten konnte. Nicht eben anders sind im Egmont, den Schiller einmal unschonend für das Theater zuschnitt, die Auftritte aneinandergereiht, und Tasso, an Empfindungen des Dichters so reich und in dessen Innerstes Blicke werfend, hat nur schwach wirkende dramatische Handlung, in der Iphigenie ist sie bedeutender, und wie mild glänzt der Dichtung Schluß.

In der Eugenie hingegen folgen die einzelnen Szenen unverflochten hintereinander, und kein anderes Werk Goethes ist kälter aufgenommen worden, obschon es die Fülle von wahren Betrachtungen und Empfindungen über die Weltlage enthält, es sollte weiter fortspinnen und der Plan liegt uns vor, die Ausführung unterblieb; einige kleinere, ältere Stücke, die Mitschuldigen oder die Geschwister sind dramatischer entwickelt. Ganz seinem epischen Trieb überließ sich Goethe in Hermann und Dorothea oder selbst im Reineke, welchem das gangbare niederdeutsche Gedicht überall Grundlage bot; Unausführbares zu wagen, war sonst des Dichters Sache nicht, nur daß er eine Achilleis begann, die beim ersten Gesang stehngeblieben ist, und von der man sagte, daß sie keinen Vers enthalte, den Homer hätte können brauchen, auch eine früher gewollte Nausikaa kam nicht zum ersten Angriff. Von Schiller ist zwar berichtet, daß er epische Gedichte zu versuchen gedachte, bald Friedrich den Großen, hernach Gustav Adolf besingen wollte, er hat nicht einmal Hand angelegt, wohl aber nicht unterlassen, seinen Freund zu Hermann und Wilhelm Meister aufzumuntern, über dessen Anlage und Abfassung der Briefwechsel beider Dichter reichliche Mitteilung enthält. Was soll man von dem großartigsten aller Gedichte Goethes überhaupt sagen, das zu gewaltig ist, um in irgendeinen andern Rahmen zu gehn? ich meine Fausts ersten Teil, den er selbst nicht zu vollenden vermochte, wie er begonnen war, und

welchen die fernste Nachwelt anstaunen wird; für ihn gibt es keine Regel als die selbeigne, in ihm mangeln auch höhere dramatische Kunst und Vollendung nicht. Es ist aber auch einzusehn, daß in den Goetheschen Romanen, an die wiederum ihr eigner Maßstab will gelegt sein, namentlich im Meister und in den Wahlverwandtschaften, die Erzählung von kunstreich und lebendig, beinah wie im Drama waltenden Elementen gestützt und getragen, großen Aufwand und Gelenksamkeit der Verwicklungen entfaltet, obschon ein epischer Ton vorherrscht, von dessen Anmut in Schillers Geisterseher so gut wie gar nichts zu spüren war. Vorhin wurde in Schiller der sentimentale, in Goethe der naive Zug angenommen, womit zusammenhängen dürfte, daß jenem im voraus die Darstellung von Männern, diesem die der Frauen gelingt, eben weil die Frau gern naiv oder nach Kants Ausdruck empfindlich bleibt, der Mann leicht empfindsam wird. Mit Gretchen, Käthchen, der Mignon und Ottilie läßt sich nichts bei Schiller vergleichen, der hoch die Würde der Frauen sang, wogegen Goethes Egmont, Brackenburg, Meister, Eduard schwächere Naturen sind als Wallenstein und Tell. Daher rührt, daß Frauen stärker von Schillers Männern, Männer von Goethes Frauen sich angezogen fühlen. Überhaupt betrachtet erscheint das tragische Talent in Schiller entschiedner und größer als in Goethe, der vielleicht, wenn er sie hätte anbaun wollen, zur Komödie bedeutendes Geschick gehabt hätte.

Bei Goethe überwog die Anziehungskraft der Natur, und er hat auf Pflanzen, Steine, Tiere und auf die Physiologie insgemein lange, ernste Studien gerichtet, die Farbenlehre mußte ihn mitten unter Philosophen und Naturforscher leiten, die hier seinen Beobachtungen und Ergebnissen fast zu wenig einräumen. Schiller dagegen, obgleich er anfangs Medizin studiert und getrieben hatte, was nicht ohne Einfluß auf seine Entwicklung blieb, fühlte sich zu Geschichte, Politik und zu philosophischem Nachdenken aufgelegt. Der Geschichte führte ihn schon seine äußere Stellung nachher in Jena entgegen, und beim Fiesco, Carlos, Wallenstein und den meisten übrigen Dramen hatte es vielfacher historischer Forschung bedurft; es ist wahr, daß er gern wieder davon abbrach, sobald das Nötige erlangt war und er ausschließlich zur dramatischen Arbeit selbst zurücklenken konnte. Die historische Schule gesteht ihm in ihrem Fach nichts Eigentümliches von Wert und Gehalt zu, ist aber doch nachzugeben gezwungen, daß eben durch ihn in Deutschland der geschichtliche Vortrag lebendiger, und daß dem großen Publikum vorher wenig bekannte Gegenstände, die Begebenheiten des Abfalls der Niederlande und des Dreißigjährigen Krieges nunmehr geläufiger wurden, was sodann auch gründliche Forschung anderer Gelehrten zur Folge haben mußte. Grüner in seinem Briefwechsel mit Goethe erzählt, daß er diesem einmal den Dreißigjährigen Krieg habe leihn müssen, hernach ihn bis zu Tränen darüber be-

wegt angetroffen habe: durch erneute Lesung des Buchs mochte das Andenken an den verstorbnen Freund überaus lebhaft erregt worden sein. Bemerkenswert ist, welchen unverwischbaren Eindruck die dramatische Ausprägung historischer Gestalten überhaupt hinterläßt, so wie Shakespeare englische Könige, Schiller Wallenstein, Tell, Maria, Johanna dargestellt haben, haften sie in der Leute Gedanken, allen Erinnerungen der Geschichtsforscher zum Trotz. Die Eingebung des Dichters schreitet über diese hinaus, und es kann nicht anders sein, auch die griechischen Tragiker haben Gewalt über das, was wirklich geschah und geben uns gleichsam eine verklärte, höhere Wahrheit.

Das Gebiet der Philosophie beschritt Schiller, nachdem ihm schon früher Spinoza zu tun gemacht hatte, mit größerem Eindruck und Erfolg, seit, wie bereits oben erwähnt wurde, Kants Lehren sich immer stärker Bahn brachen, namentlich in Jena durch Reinhold verbreitet waren. Die Kritik der ästhetischen Urteilskraft veranlaßte Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen und hernach die schöne Abhandlung über naive und sentimentale Dichtkunst, worin, was bereits Gervinus angemerkt hat, der volle Gehalt des bald darauf herrschend werdenden Unterschieds zwischen klassischer und romantischer Poesie steckte. Diese bedeutungsvollen, von lebhafter Denkkraft zeugenden Grundlagen ließen sich gern auf Anwendungen, wie sie nur der Dichter machen konnte,

ein, sie waren es, die Goethes Aufmerksamkeit nicht entgingen und den engen Bund beider Männer heranführten. Schiller, dem es nicht an Kants Gerüste genügte, strebte dessen Abstraktionen objektiver zu machen und die reine Spekulation auch mit den Stoffen und Formen zu paaren; diese Ergebnisse wurden sein völliges Eigentum und gingen weiter, als der Königsberger Weltweise vordringen konnte, der ohne eigentliche und genaue Bekanntschaft mit den Dichtern war. Poesie und Philosophie, finde ich, haben ein großes Merkmal zusammen gemein, das daß sie Werkzeug und Ausrüstung bei sich selber tragen, nicht wie andere Wissenschaften erst auf äußere Quellen und Vorgänger zurückzuschaun brauchen. Jeder wahre Philosoph muß immer von vorn anfangen, sein System auf eigne Hand und Unterlage errichten, ohne die es bald wanken und zusammenbrechen würde; der Dichter hat nicht lange Vorbereitung nötig, keine Buchgelehrsamkeit noch Zulieferung, plötzlich hebt er seine Stimme, und aus seiner Kehle schallt, was ihm der Genius eingab, ihm mag das erste, zweite und alsobald das dritte Examen geschenkt werden, damit nicht die Prüfer vor dem Geprüften den kürzeren ziehn müssen. Neben dieser wesentlichen Unmittelbarkeit und dem autokratischen Gehalt aller dichterischen und philosophischen Schöpfungen erscheint aber der wichtige Unterschied, daß dem Dichter auch eine sofortige Einwirkung auf das Volk zusteht, dem Philosoph nur eine langsamere gestattet ist. Denn jener geht gerades Wegs

auf das Gemüt der einzelnen los, die philosophische Lehre hat gleichsam erst Zwischenräume zu durchdringen und läuft Gefahr, sich in zunftmäßigem Dogmatismus unterdessen abzuschwächen. Auch Dichterschulen entspringen, sind aber stets ohne nachhaltigen Einfluß und nach überstandner Langweile fast unschädlich geblieben. Aristoteles, der harte Kopf, wurde noch bis in das Mittelalter hinein von den Mönchen gelesen, welche Frucht durfte er damals bringen? Besser, den sie nicht mehr fassen konnten, er wäre vollends aus ihrer Hand geblieben zu einer Zeit, wo Homer und die griechischen Tragiker in langem, dumpfem Schlummer lagen, der beim Wiedererwachen der Klassiker ihrer ewigen Frische nichts benahm.

Vielfach ist der Glaube unserer beiden großen Dichter schnöde verdächtigt und angegriffen worden von seiten solcher, welchen die Religion statt zu beseligendem Friede zu unaufhörlichem Hader und Haß gereicht. Zu den Tagen der Dichter war die Duldung größer als heute. Welche Verwegenheit heißt es, dem der blinder Gläubigkeit anheimfiel, oder sich ihr nicht gefangen gab, Frömmigkeit einzuräumen und abzusprechen; der natürliche Mensch hat, wie ein doppeltes Blut, Adern des Glaubens und des Zweifels in sich, die heute oder morgen bald stärker bald schwächer schlagen. Wenn Glaubensfähigkeit eine Leiter ist, auf deren Sprossen empor und hinunter, zum Himmel oder zur Erde gestiegen wird, so kann und darf die

menschliche Seele auf jeder dieser Staffeln rasten. In welcher Brust wären nicht herzquälende Gedanken an Leben und Tod, Beginn und Ende der Zeiten und über die Unbegreiflichkeit aller göttlichen Dinge aufgestiegen, und wer hätte nicht auch mit andern Mitteln Ruhe sich zu verschaffen gesucht, als denen die uns die Kirche an Hand reicht? Jedermann weiß, daß Lessing, sich aus den Bedenken windend, oft ganz unverhalten redet, auf ihn geht die Bezeichnung eines Freigeistes oder Freidenkenden vollkommen so rühmlich als zutreffend, da sie ihrem Wortsinn nach etwas Edles und der Natur des Menschen Würdiges ausdrücken, dem mit freien, unverbundnen Augen vor die Geheimnisse der Welt und des Glaubens zu treten geziemt. Warum verkehren und verunstalten sich doch die besten, reinsten Wörter! Goethe hat sich an zahllosen Stellen, die hier nicht auszuwählen wären, zumeist im Faust, über die Höhn und Tiefen unseres Daseins mit voller Kühnheit dargegeben, andere Male, wo es der Zweck seiner Mitteilungen erbrachte, scheu und behutsam, sein Meister birgt Schätze von Enthüllungen in kräftiger und blässerer Tinte geschrieben; man muß von sich selbst abtrünnig geworden sein, um wie Stolberg solch ein Buch, nach Ausschnitt der Bekenntnisse einer schönen Seele, fanatisch den Flammen zu überliefern. Aus Stellen des dramatischen Dichters läßt sich ja eigentlich kein Beweis gegen ihn selbst schöpfen, weil er in Rolle der verschiedensten Personen redet, deren Gesinnung er uns

aufdecken will, in die er sich versenkt hat, und warum sollte einen Dichter nicht auch sonst Lust oder Bedürfnis anwandeln, sich in Empfindungen anderer Menschen zu versetzen, die lange noch nicht selbst seine eignen sind, dann aber auch nah an diese streifen? In den drei Worten des Glaubens und den drei Worten des Wahns läßt Schiller unverschleierte Blicke in sein Innerstes werfen, schmerzhaft elegische Töne besingen die Götter Griechenlands und den Untergang der Alten Welt, während der Eisenhammer und der Graf von Habsburg sich auch in die Wunder der christlichen Kirche finden. Doch hat ihm diese liebevolle Hingabe an den Gegenstand nirgends den freien Weg seiner Gedanken verschlagen, im Gegensatz zu Philosophen, die sich darauf einlassen, die Lehre der Offenbarung mit ihrem eignen System zu verschmelzen und dann verlorne Leute sind. Unter der Überschrift „Mein Glaube" dichtete Schiller:

Welche Religion ich bekenne? „Keine von allen,
Die du mir nennst." Und warum keine? „Aus Religion."

Die Religion lebt in ihm, und die lebendige ist auch die wahre, vor ihr kann nicht einmal von Rechtgläubigkeit die Rede sein, weil scharfgenommen alle Spitzen des Glaubens sich spalten und in Abweichungen übergehn. Aus Männern, deren Herz voll Liebe schlug, in denen jede Faser zart und

innig empfand, wie könnte gekommen sein, das gottlos wäre? mir wenigstens scheinen sie frömmer als vermeinte Rechtgläubige, die ungläubig sind an das ihn immer näher zu Gott leitende Edle und Freie im Menschen.

Nicht anders und fast ebenso wird es um die Vorwürfe stehn, die man wider die Vaterlandsliebe und politische Reife der beiden Dichter ausstreut. Schillers feurige Jugend hätte gern auch in die Räder des raschen Lebens mit eingegriffen, und er fühlte sich gleich vielen andern seiner Zeit vom Ausbruch der französischen Bewegung entzündet; seine Räuber, sein Fiesco glühten schon früher für Freiheit und Menschenwohl, im Posa, der den Held des Stücks überflügelte, steht sein damaliges Weltideal. Als sein Geist sich geklärt und gekühlt hatte, sehn wir ihn allerwärts für Ordnung und Vaterland begeistert in die Schranken treten:

Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande.

Im Tell läßt er Attinghausen ausrufen:

> Die angebornen Bande knüpfe fest,
> Ans Vaterland, ans teure schließ dich an,
> Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
> Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft,
> Dort in der fremden Welt stehst du allein,
> Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Für deutsche Freiheit war Wallenstein und Tell entworfen, über dessen Tat sich Stanzen, die das dem Kurfürsten Erzkanzler überreichte Exemplar begleiteten, treffend aussprachen. Der allgemeine menschliche Jubel, den die Chöre des Lieds an die Freude anfachen, wird nie erlöschen. Zu diesen und so großen Wirkungen reicht Goethe nicht an. In Hermann und Dorothea ist ein liebliches Bild des nach zerstörendem Krieg wieder einkehrenden Friedens und des Vaterlands Preis gedichtet. So wenig abgewendet von Deutschland hatte den Dichter der ihn entzückende Aufenthalt in Italien, daß er auch dort seine begonnenen edlen Werke immer bedachte und fortführte, gleich nach seiner Heimkehr sie zu veröffentlichen begann, und der Dichter, der uns 1790 den Faust gab, wäre nicht der allerdeutscheste gewesen? Niemals ist in beiden Dichtern der leiseste Zwiespalt über politische Meinungsverschiedenheit wahrzunehmen, sie waren ihres Strebens für unsere Nation so sicher und sich so bewußt, daß davon keine Rede gewechselt zu werden brauchte.

Fast nur ihrer großen Dichtungen wurde bisher gedacht, noch nicht ihrer lyrischen Gedichte und Romanzen. In schlanken, blanken Liedern ist Goethe unbedenklich überlegen, im Balladenton weichen beide Freunde sehr voneinander ab. Schiller hat eine ganze eigne elegische Stimmung, die auch den Leser schwermütig macht, Goethes Elegien nähern sich schon in ihrer Form der ruhigen klassischen Weise; aber die reizenden Lieder, welche anheben:

Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?

oder:

Seht ihr dort die altergrauen
Schlösser sich entgegenschauen,
Leuchtend in der Sonne Gold?

oder:

Priams Feste war gefallen,
Troja lag in Schutt und Staub;

oder:

Freude war in Trojas Hallen,
Eh' die hohe Feste fiel;

in ihrem lieblichen trochäischen Fluß üben unwiderstehliche Anziehungskraft und sind unserer jetzigen Bildung vollkommen angemessen; in den Goetheschen Romanzen schlägt dazwischen noch die ergreifendere Volksweise an. Die Glocke, deren Preis gleich eingangs ausgesprochen wurde, ist das Beispiel eines

unvergleichlichen Gedichts, dem andere Völker von weitem nichts an die Seite zu stellen hätten. Durch einen von Goethe nach Schillers Abscheiden hinzugedichteten Epilog geht ihr feierlicher Eindruck auf einmal ganz ins Tragische über, beide Dichter wechseln hier die Rolle, der friedliche Klang ward zum Trauergeläute. Goethes lyrische Fülle und sanfte Leichtigkeit bleibt im Ganzen weit mächtiger und auch wirksamer.

Es wäre überflüssig, hier auf diesen Teil der Poesie noch weiter einzugehn, nur eine Art von Gedichten kann nicht unerwähnt gelassen bleiben, an welchen sich die Gemeinschaft der Dichter recht wirksam erzeigt, die Xenien. Sie sollten in der Weise von Martials Epigrammen einmal in der deutschen Literatur aufräumen und die dicke Luft reinigen, was sie ohne Zweifel auch damals geleistet haben. Es sind zum großen Teil triftige und schlagende, oft unbarmherzige Kritiken, schnell und wie es hieß „im Raptus" niedergeschrieben, die scharfe Urteilskraft und das Darstellungsvermögen der vereinten Dichter bezeugend, wie, wenn dieser Stahl glühend ward und sprühte, nicht anders geschieht, auch einigemal ungerecht verwundend. Einzelne können mit Sicherheit weder dem einen noch andern beigelegt werden, was eben von ihnen beabsichtigt war. Aber auch in größeren und eingehenden Beurteilungen haben beide ihr Talent erprobt, Goethe schon früh in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, später in der Jenaischen Literatur-

zeitung. Schillers Rezensionen bilden jetzt eine Zierde seiner gesammelten Schriften, eine bereits vor Goethes näheren Bekanntschaft mit ihm verfaßte, gelungne des Egmont, eine von Bürgers Gedichten, welche diesem sehr wehtat, und auch manches an ihm verkennt, und eine von Matthisson.

Nun wird es am Platz sein, über die Sprache beider Meister einige Bemerkungen anzufügen und die aufrückende Frage nach ihrer Popularität zu erledigen. Wie im vorhergehenden verschiedentlich angedeutet worden, besitzt unleugbar Goethe die größere Sprachgewalt, ja eine so seltne und vorragende, daß insgemein kein anderer unserer deutschen Schriftsteller es ihm darin gleichtut. Wo er seine Feder ansetzt, ist unnachahmlicher Reiz und durchweg fühlbare Anmut ausgegossen. Eine Menge der feinsten und erlesensten Wörter wie Wendungen ist zu seinem Gebot und stets an den eigensten Stellen. Seine ganze Rede fließt überaus gleich und eben, reichlich und ermessen, kaum daß ein unnötiges Wörtchen steht, Kraft und Milde, Kühnheit und Zurückhalten, alles ist vorhanden. Hierin kommt ihm Schiller nicht bei, der fast nur über ein ausgewähltes Heer von Worten herrscht, mit dem er Taten ausrichtet und Siege davonträgt; Goethe aber vermag der schon entsandten Fülle seiner Redemacht aus ungeahntem Hinterhalt, wie es ihm beliebt, nachrücken zu lassen. Man könnte sagen, Schiller schreibe mit dem Griffel in Wachs, Goethe halte in seinen Fingern ein Bleistift zu leichten, kühnschweifen-

den Zügen. An Schiller klebten, in seiner ersten Zeit, auch noch einzelne schwäbische Provinzialismen, die unerlaubt im reinen Hochdeutsch sind, bei Goethe ist dergleichen nie sichtbar, er schaltet in der Schriftsprache königlich. Seine Prosa wird zum mustergültigen Kanon und bleibt selbst im kanzleimäßigen Hofstil, den er in alten Tagen allzuoft anwendete, gefüge und geschmeidig, seine Poesie gibt bei jedem Schritt überall die reinste Ausbeute, für die Bearbeitung des deutschen Wortschatzes ist es gar nicht zu sagen, wieviel aus ihm allenthalben geschöpft und gewonnen werden könne oder müsse.

Eben darin, daß Schiller in etwas engerem Kreis der Sprache sich bewegt, liegt doch sein stärkerer Einfluß auf das Volk mitbegründet, denn seine Rede weiß alles, was er sagen will, zierlich ja prachtvoll auszudrücken und wird genau verstanden. Von Goethe bekommt man auch einige freilich echte, grunddeutsche, aber vorher unvernommene Wörter, die der Menge noch nicht geläufig waren, zu hören, was seinem Stil etwas Vornehmes verleihn kann, und dennoch hat er einigemal ohne Not und hart geklagt über die Sprache gerade an Stellen, wo er sie am glücklichsten handhabt. Schiller hielt in ihr völlig und glänzend Haus, er wußte lautern Saft aus ihr zu ziehn.

Es sind aber noch andere Gründe, weshalb er den Leuten zusagt, er versteht sie zu sich zu erheben, während Goethe sich auch zu ihnen herablassen kann, bei Schiller, dem auf seiner Höhe thronenden, glauben sie

sich emporgerückt. Diesem Dichter blieb das Altertum unserer Sprache und Poesie, mit allen jetzt verlornen Vorzügen fremd, wie das bekannte von ihm über die Minnesänger gefällte grundlose Urteil dargelegt; er hat sich untadelhaft bloß an der heutigen Schriftsprache groß erzogen, deren Macht er so bedeutend steigerte. Seine Lieder halten durchaus den Stil der gebildeten Gegenwart und stehn auf deren Gipfel, was dem Volk gefällt, dem gleichfalls die alte Weise der Vergangenheit fremd geworden ist, und das nur in den jetzigen Standpunkt vorschreiten und sich darin einweihn lassen will. Ein lebhaftes Beispiel kann das berühmte Reiterlied in Wallensteins Lager abgeben, an dessen Stelle ihm Goethe ein anderes, mehr im ehemaligen Volkston gedichtetes entwarf;[1]) mit richtigem Takt hielt aber Schiller das seinige, dem Ton seiner Dichtung angemessene, fest. Die Menge, auf die ein schönes Gedicht einwirkt, will es gerade mit allen neuen Vorteilen genießen und ist den alten zu entsagen bereit.

Schiller ist und bleibt hauptsächlich auch darum populärer, weil, nach seinem oben dargelegten Vorrang, seine Schauspiele dramatisch mehr ergreifen und auf der Bühne öffentlich wirken, weil sie die Rechte und Freiheiten des Volks sichtbar darstellen, und weil seine Lieder die Würde unserer Natur erhebend allen Menschen die Brust erwärmt und ideale Bilder des Lebens geschaffen haben. Er ist zum hinreißenden

[1]) Boas Nachträge zu Schiller 1, 538.

Lieblingsdichter des Volks geworden und geht ihm über alle andern.

Nach dieser, hinter dem, was gesagt werden sollte, zurückgebliebnen Betrachtung seiner unvergänglichen Gedichte ist übrig, einen Blick auf sein Leben, auf seinen Ruhm und die Ausgabe seiner Werke zu werfen.

In stürmischer, ungebändigter Jugend konnte neben hochstrebender, freudiger Entfaltung aller Seelenkräfte auch manche harte Stunde des Unmuts und der Entsagung über ihn kommen, einmal im Gedicht „Auch ich war in Arkadien geboren", überwältigt ihn die Klage:

> Da steh ich schon auf deiner finstern Brücke,
> Furchtbare Ewigkeit!
> Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke,
> Ich bring ihn unerbrochen dir zurücke,
> Ich weiß nichts von Glückseligkeit;

und wer kann rührender klagen? Anderwärts sang er:

> Erloschen sind die heitern Sonnen,
> Die meiner Jugend Pfad erhellt,
> Die Ideale sind zerronnen,
> Die einst das trunk'ne Herz geschwellt.

Aber diese Empfindungen vermochten nicht auszuhalten, bald muß alle Qual von ihm gewichen sein, und wie die Schatten entfliehn, neue Heiterkeit in breiten Streifen sein Leben wieder eingenommen haben. Ein fruchtbares, von schweren Krankheiten oft

gebeugtes und erschüttertes Mannesalter war eingetreten, der innere Mut kehrte ihm in den bessern Tagen stets zurück:

> Nun glühte seine Wange rot und röter
> Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
> Von jenem Mut, der früher oder später
> Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
> Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
> Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
> Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
> Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

In die schwäbische Heimat war keine bleibende Wiederkehr, kaum Zeit zum Besuch seiner bürgerlich rechtschaffnen Eltern und Geschwister, noch spät pflanzte der Vater rüstig seine Baumschule fort, er, der ein so edles Reis erzielt hatte, und die Mutter spann; von ihrer Gemütsart soll der Sohn vieles an sich gehabt haben, wie beinah alle großen Dichter mehr den Müttern gleichen und ihnen die regere Phantasie verdanken. Thüringen hatte ihm für immer ruhige Stätte, eine glückliche Ehe, häuslichen Friede und Segen gegeben, Erwerb und Gehalt flossen sparsam. Die von Weimars Herzog ausgezeichneten Geistern des Vaterlandes willfährig dargereichte Stütze ist allgemein bekannt und über allen Preis erhaben; daß Schillers äußere Stellung nur knappen Sold gab, läßt sich nicht verhehlen, wie konnte mit einer Einnahme von vierhundert, zuletzt achthundert Talern

ausgereicht werden? Fast jeder Staatsdiener zweiten oder dritten Rangs genießt auch in kleinen Ländern eine höhere, und ein großer Dichter wäre sorgenfreies Lebens und der höchsten Einkünfte, die das Land verabreicht, würdig gewesen. Was heute anders sein würde, war damals noch dem herrschenden Brauch entgegen. Berliner Verhandlungen kurz vor seinem Tod waren nicht gediehn.

Nicht einmal drei volle Jahre vorher wurde Schiller der Adel zuteil, und seitdem erscheint der einfache, schon dem Wortsinn nach Glanz streuende Name durch ein sprachwidrig vorgeschobnes „von" verdorben. Kann denn ein Dichter geadelt werden? Man möchte es im voraus verneinen, weil der, dem die höchste Gabe des Genius verliehn ist, keiner geringeren Würde bedürfen wird, weil Talente sich nicht wie Adel oder Krankheiten fortpflanzen, alle Welt aber glaubt es steif und fest, daß Dichter geboren werden, und hier galt es einem als König im Reich der Gedanken waltenden. Schon 1788 hatte Bürger gesungen:

> Mit einem Adelsbrief muß nie der echte Sohn
> Minervens und Apolls begnadigt heißen sollen,
> Denn edel sind der Götter Söhne schon,
> Die muß kein Fürst erst adeln wollen,

was leicht besser und stärker ausgedrückt wäre. Dem unerbittlichen Zeitgeist scheinen solche Erhebungen längst unedel, geschmacklos, ja ohne Sinn. Denn ist

der bürgerliche Stand so beschaffen, daß aus ihm in den Adel gehoben werden mag, müßte auch aus dem Bauernstand in den des Bürgers Erhöhung gelten. Jeder Bauer kann aber Bürger, jeder Bürger Besitzer eines adeligen Guts werden, ohne daß ihnen die persönliche Würde gesteigert wäre. Ein Geschlecht soll auf seinen Stamm, wie ein Volk auf sein Alter und seine Tugend stolz sein, das ist natürlich und recht; unrecht aber scheint, wenn ein vorragender freier Mann zum Edeln gemacht und mit der Wurzel aus dem Boden gezogen wird, der ihn erzeugte, daß er gleichsam in andere Erde übergehe, wodurch dem Stand seines Ursprungs Beeinträchtigung und Schmach widerfährt; oder soll der freie Bürgerstand, aus dem nun einmal Goethe oder Schiller entsprangen, aufhören sie zu besitzen? Alle Beförderungen in den Adel werden ungeschehn bleiben, sobald dieser Mittelstand seinerseits stolz und entschlossen sein wird, jedesmal sie auszuschlagen. Ein großer Dichter legt auch notwendig seinen Vornamen ab, dessen er nicht weiter bedarf, und es ist undeutscher Stil oder gar Hohn Friedrich von Schiller, Wolfgang von Goethe[1]) zu schreiben. Über solchen Dingen liegt eine zarte Eihaut des Volksgefühls. In seine künftigen Standbilder mag nur gegraben werden: SCHILLER.

Man hat eine Schillerstiftung erdacht und schon

[1]) Geschweige Johann Christoph Friedrich Johann Wolfgang.

durch ganz Deutschland verbreitet, der Gedanke ist matt und unbestimmt oder unbeholfen. Wozu auf diesen glänzenden Namen gegründet eine Armenanstalt für mittelmäßige Schriftsteller, für Dichterlinge, denen von aller Poesie abzuraten besser wäre, als sie noch aufzumuntern? Wohl Mühe haben sollen die Verwaltungsräte öffentlich Rechnung ablegend zu rechtfertigen, wer ihrer Wohltaten nach Verdienst teilhaftig geworden sei. Aufkeimende wirkliche Talente sind deren meistenteils unbedürftig, und jede reiche Begabung macht heutzutag, wie ihr Ruf wächst, sich selber Luft. Es wäre wünschenswert, daß aus Anlaß der allgemeinen Feier, die wir begehn, diese ohne Zweifel wohlgemeinten Stiftungen sich besönnen und umschlügen, so daß sie aus dem Ertrag der zugeflossenen Mittel, wie weit er reicht, lieber leibhafte Werke hervorgehn ließen. An mehr als einem Platz, zu Marbach und anderswo, würden von Künstlers Hand geschaffne Bildsäulen Schillers aufzurichten sein und dann einem dauernden Freudenfeuer gleich leuchten im Lande; laßt uns den Kostenaufwand dafür und für die Salbe der Weihe nicht abgefordert werden zur Niederlage in den allverschlingenden, immer hungrigen Armensäckel! Wahrer Dürftigkeit beizuspringen an rechter Stelle und zu guter Stunde, stehn immer fühlende Herzen bereit.

Noch ein anderes, größeres Denkmal unsern Dichtern zu errichten, bleibt in Herausgabe ihrer Werke, wie bisher sie nicht einmal begonnen, geschweige denn

vollbracht ist. Der uns heute vor hundert Jahren Geborne ruht nun schon über fünfzig im Schoß der Erde, und seine Gedichte liegen immer nicht so vor Augen, daß wir ihre Folge und Ordnung, die Verschiedenheit der Lesart überschaun, alle ihre Eigentümlichkeit aus sorgfältiger Erwägung ihres Sprachgebrauchs kennen lernen, dann der Textfeststellung in würdiger äußerer Gestalt uns erfreuen könnten. Für Schiller, es ist wahr, ist mehr geschehn als für Goethe, und dieser fällt auch viel schwerer. Die neulich erschienene französische Übersetzung Schillers, geleitet und ausgeführt von Regnier, einem gründlichen Kenner nicht nur unserer heutigen deutschen, sondern auch der altdeutschen Sprache, geht in manchem musterhaft voran. Goethe und Schiller haben ihre Gedichte vielfach umgearbeitet, oft weichen die Texte voneinander ab, wie kaum stärker bei mittelhochdeutschen Gedichten, und nicht überall wird man die neue Lesart der alten vorziehn, es ist aber notwendig und höchst belehrend, beide und alle Texte, soviel es gibt, zu kennen. Was die über kurz oder lang zu bewerkstelligenden kritischen, dann die noch eher entbehrlichen, ganz zuletzt das Werk krönenden Prachtausgaben aufhält und hindert, ist die monopolische Berechtigung und Bevorzugung des dermaligen Verlegers, der schon mehrfache und zahlreiche Abdrücke der Schillerschen Werke veranstaltet und abgesetzt, sich aber, soviel öffentlich bekannt, zur längst bevorstehenden Festfeier gering gerüstet hat. Der langjährige Bund beider

Dichter mit einer bewährten, feststehenden, rührigen Buchhandlung ist ihnen sicher heilsam und erwünscht gewesen, hat aber im Verlauf der Zeit unserer Literatur eben keinen Vorteil gebracht.

In diesem Augenblick regt sich der schmerzliche Gedanke mit aller Stärke. Wir lassen jeden von selbst tun, was er zu tun hat, doch niemand kann uns auferlegen, ein Befremden zurückzuhalten darüber, daß zur rechten Zeit, wo es vorzüglich wirken mochte und freigebige Austeilungen, gleichsam eine Schuld abtragende, an gehörige Orte hätten erfolgen sollen, es unterblieb. In hinterlassenen Werken großer Dichter fließt bei unaufhörlich steigender Teilnahme ihren Verlegern ein alles Maß überschreitender Gewinn zu, der sich aus dem ersten darüber abgeschlossenen Vertrage gar nicht mehr ableiten läßt. Kein Schriftsteller kann die künftigen Erfolge und Erträge seiner Werke im voraus überschaun, noch hat er, was von ihm eigentlich dem ganzen Publikum hingegeben wurde, auf immerhin ins Eigentum des ihm zur Hand gegangnen Buchhändlers gewiesen: das Eigentum der Welt ist das höhere, und größere Ansprüche fließen daraus her, als sogar die Erben und Nachkommen besitzen. Wenn billig und selbstverständlich scheint, daß bei Leibesleben ein Autor die Frucht neuer Ausgaben mitgenieße, auch daß nach seinem Tod eine Zeitlang noch der erwachsende Vorteil zwischen Erben und Verleger geteilt und beiden gern gegönnt werde, so hat doch die Gesetzgebung das Bedürfnis gefühlt,

Fristen anzusetzen, nach deren Ablauf diese Schriften Gemeingut werden, fortan auch von mehreren Buchhändlern verlegt, von andern Schriftstellern bearbeitet werden dürfen, genau wie es bei weit zurückliegenden Werken des Altertums geschehn mag. Dann wird aller Erfolg von dem Wert der aufgewandten Kritik und der Ausstattung der neuen Ausgaben abhängen.

Das Gebrechen ist nun jetzt, daß jene gesetzlich anberaumten Fristen durch Sonderprivilegien und Erstreckungen derselben aufgeschoben, hingehalten und vereitelt zu werden pflegen, die Reinigung der Texte aber langsam vorschreitet. Darf ich einen kurzen, dürren Bericht einschalten von dem Stand, auf dem die Dinge sich befinden? Es ist nötig, damit man sich keiner Täuschung darüber hingebe. Eingegangner Erkundigung zufolge wurde ein Privileg gegen den Nachdruck der Werke Schillers durch eine preußische Kabinettsordre vom 8. Februar 1826 den Hinterbliebenen erteilt auf 25 Jahre. Ein Bundesbeschluß vom 23. November 1838 dagegen bewilligte den Schillerschen Erben ein Privilegium auf 20 Jahre. Beim Annahn des Zeitpunkts, wo diese Schutzfrist ablief, kamen die Erben um abermalige Verlängerung bis zu 1878 ein, und im Winter 1854 legte die preußische Regierung ein über den Schutz der allgemeinen Gesetzgebung hinausgehendes Gesetz den Kammern vor, welches diese ablehnten. Darauf erschien am 6. November 1856 ein Bundesbeschluß, wonach im allgemeinen der Schutz gegen Nachdruck zugunsten der

Werke derjenigen Autoren, welche vor dem 9. November 1837 (Datum eines andern Bundesbeschlusses) verstorben sind, noch bis dahin 1867 in Kraft bleibt. Schillers Werke, und Goethes ebenso, werden danach, ohne gerade spezielles Privileg zu genießen, obschon sie es waren, die die allgemeine Maßregel hervorriefen, erst an diesem 10. November 1867 Gemeingut und frei, selbst dann noch nicht in ganz Deutschland, da in Sachsen, dem Hauptsitz des Buchhandels, ein Gesetz von 1844 besteht, das den Werken der vor dem 1. Januar 1844 verstorbnen Schriftsteller noch dreißig Jahre lang Schutz gegen Nachdruck zusichert, also bis 1874. So kann zu Ende 1867 ein bodenloser Zustand eintreten, wenn Sachsen als Nachdruck in Beschlag nehmen wird, was im ganzen übrigen Deutschland von Goethe, Schiller, Lessing usw. rechtmäßig gedruckt werden darf.

Wir sehn, daß Schillers Werke beinah siebenmal neun Jahre seit des Dichters Hingang zu erklecklichstem Nutzen der beteiligten Erben wie der Verlagshandlung ausgebeutet sein werden, welchen in steigenden Progressionen zufällt, was der Dichter selbst nur in kleinem Maße empfing und ihn der Lebenssorgen noch nicht überhob. Mit allgemeinem Unwillen ist neulich die durch Herrn von Cotta erteilte ablehnende Antwort auf den Antrag eines für das Schillerfest zu schmückenden Abdrucks der keine 500 Verse starken Glocke gelesen worden, wonach diesem als strafbarem Nachdruck strengstens entgegengetreten

werden solle, in einem Augenblick, da durch die Feier selbst und unmittelbar ein überreich erhöhter Absatz einzelner wie der Gesamtwerke herbeigeführt sein muß.

Fürwahr, von Goethe und Schiller ist ihrer Nachkommenschaft und ihrem Verleger weich gebettet, doch allen Ruhm haben jene dahin.

O des Wunders und der Umkehr! Vor hundert oder anderthalbhundert Jahren in seinem Schulstaub hätte kein klassischer Philolog eine Erhebung deutscher Dichtkunst, wie sie von ihnen bereitet ward, nur für möglich gehalten; heute in volles Recht eingesetzt, strahlt sie selbst auf Schöpfungen griechisches Altertums zurück, denn was in seinen Anfängen ganz auseinanderstand, darf höher oben sich nah treten, und kein Frost des Nordens drückt uns mehr. Man sagt, daß Weinjahre jedes elfte wiederkehren, und daß dann öfter zwei gesegnete Lesen hintereinander fallen; die Natur ist mit dem Saft der Trauben freigebiger als mit ihren Genien. Nebeneinander stiegen sie uns auf, Jahrhunderte können vergehen, ehe ihresgleichen wieder geboren wird. Ein Volk soll doch nur große Dichter anerkennen und zurückweichen lassen alles, was ihre majestätische Bahnen zu erspähen hindert. Desto mehr wollen wir sie selbst zur Anschau und zu bleibendem Andenken vervielfachen, wie der alten Götter Bilder im ganzen Lande aufgestellt waren. Schon stehen beide zu Weimar unter demselben Kranz. Mögen auch hier in weißem Marmor oder in glühen-

dem Erz vollendet ihre Säulen auf Plätzen und Straßen erglänzen und deren barbarische Namen tilgen!

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Nachwort

Das Wesen des Menschen und Schriftstellers Jacob Grimm, wie es in den kleinen Schriften sich darstellt, dem Leser nahe zu führen, scheint nichts geeigneter zu sein, als die Worte Ludwig Speidels, die am Eingange unserer Ausgabe stehen. Diesem mit verehrender Liebe und eindringlichem Verständnis geschriebenen Essay ist nichts hinzuzufügen. — Nur über die Auswahl der dargebotenen Stücke mag noch ein Wort gesagt werden: die Grundlage dazu bildet die bereits im Jahre 1871 erschienene Auswahl Jacob Grimmscher Schriften, die Ludwig Speidel den äußeren Anlaß zu seiner Besprechung gab. Alles, was von jener Sammlung noch heute lebendige Werte in sich trägt und allgemeines Interesse beanspruchen darf, ist hier wieder aufgenommen: die Zeugnisse eines mannhaft geführten Lebens; die Eindrücke des Reisenden, den reichste sprachgeschichtliche Kenntnisse zu tieferer Erkenntnis der Volkscharaktere führen; die dankbare, doch nicht unkritische Rede des Gelehrten auf seinen Fachgenossen; Worte gereifter Lebensweisheit über das Alter; nicht minder kluge, noch heute vielfach beherzigenswerte Gedanken über deutsches Bildungswesen; über den Ursprung der Sprache wird so viel mitgeteilt, wie einer allgemeinen Bildung zuträglich ist, ohne sie unnötig zu beschweren; mit dem schönen Freimut, der wahrhaft schöpferischem

Geiste eigen ist, deckt derselbe Mann, dessen Lebensarbeit dem Ruhme der deutschen Sprache galt, auch einmal ihre Gebrechen auf, und verhehlt er den Sprachpuristen von ehemals und heute nicht, welcher Meinung er ist über ihre pedantischen Bemühungen; durch umfassendere literarhistorische Kenntnisse und geläuterte ästhetische Einsicht führt der Aufsatz „Wesen der Tierfabel“ über Lessings scharfsinnige Untersuchung des gleichen Gegenstandes hinaus zu richtigerer Erkenntnis; die Rede auf Schiller endlich, wohl die vollkommenste der vielen im Schillerjahre 1859 gehaltene, besitzt durch ihren tiefen ästhetischen Gehalt auch für die heutige Beurteilung des Dichters noch Wert und Gültigkeit. Sie bildet den Beschluß dieses Bandes, in welchem die „Rede auf Wilhelm Grimm“ nur darum fehlt, weil sie bestimmt wurde zur Einleitung einer Sammlung von Arbeiten des weniger gekannten, doch nicht minder kennenswerten jüngeren Bruders. Diese Auswahl aus den Kleinen Schriften Wilhelm Grimms wird von den Lebensschicksalen der Brüder auch dasjenige beibringen, was zur Ergänzung ihrer eigenen biographischen Zeugnisse etwa noch nötig erscheint.

Dr. Hermann Todsen

Die Orthographie ist in dieser Ausgabe modernisiert, doch sind Jacob Grimms Eigentümlichkeiten der Schreibweise (z. B. der häufige Ausfall der tonlosen e) beibehalten.

Inhalt

Gedruckt in der Buchdruckerei von
Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H. in
Wittenberg. Titel und Einband zeich=
nete Lucian Bernhard, Charlottenburg

Victor Fleischer, Wendelin und das Dorf. Ein Roman. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Theodor Gomperz, Essays und Erinnerungen. Mit dem Bildnis des Verfassers von Franz Lenbach.

Ludwig Hevesi, Ludwig Speidel. Eine literarisch-biographische Würdigung. Brosch. M. 1.—.

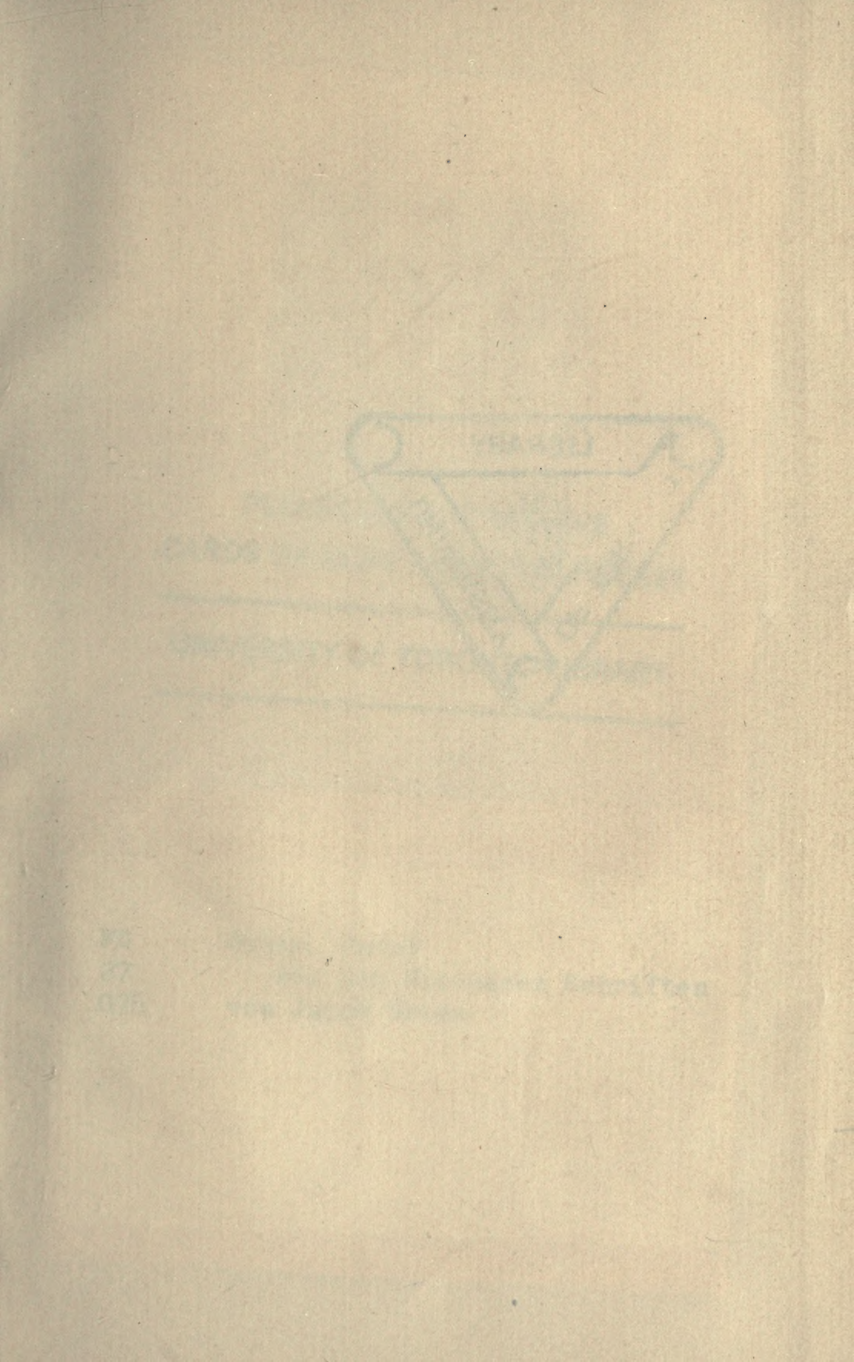
Hans von Kretschman, weiland General der Infanterie, **Kriegsbriefe aus den Jahren 1870/71.** Herausgegeben von Lily Braun, geb. von Kretschman. Siebente Auflage. Leicht geb. M. 3.—.

Walther Siegfried, Tino Moralt. Kampf und Ende eines Künstlers. 2 Bände. Kart. M. 5.—, geb. M. 7.—.

Julius v. d. Traun, Der Schelm von Bergen, Die Geschichte vom Scharfrichter Rosenfeld und andere Novellen. Kart. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Paul Warncke, Fritz Reuter, woans hei lewt und schrewen hett. Drüdd Uplag. Mit vele Biller. Leicht geb. M. 3.—.

Paul Zifferer, Das Kleid des Gauklers. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.




LIBRARY
UNIVERSITY
OF TOR
MAY
31

